

Der Adept zu Helmstedt



**Historischer Roman von
Fr. H. Klencke**

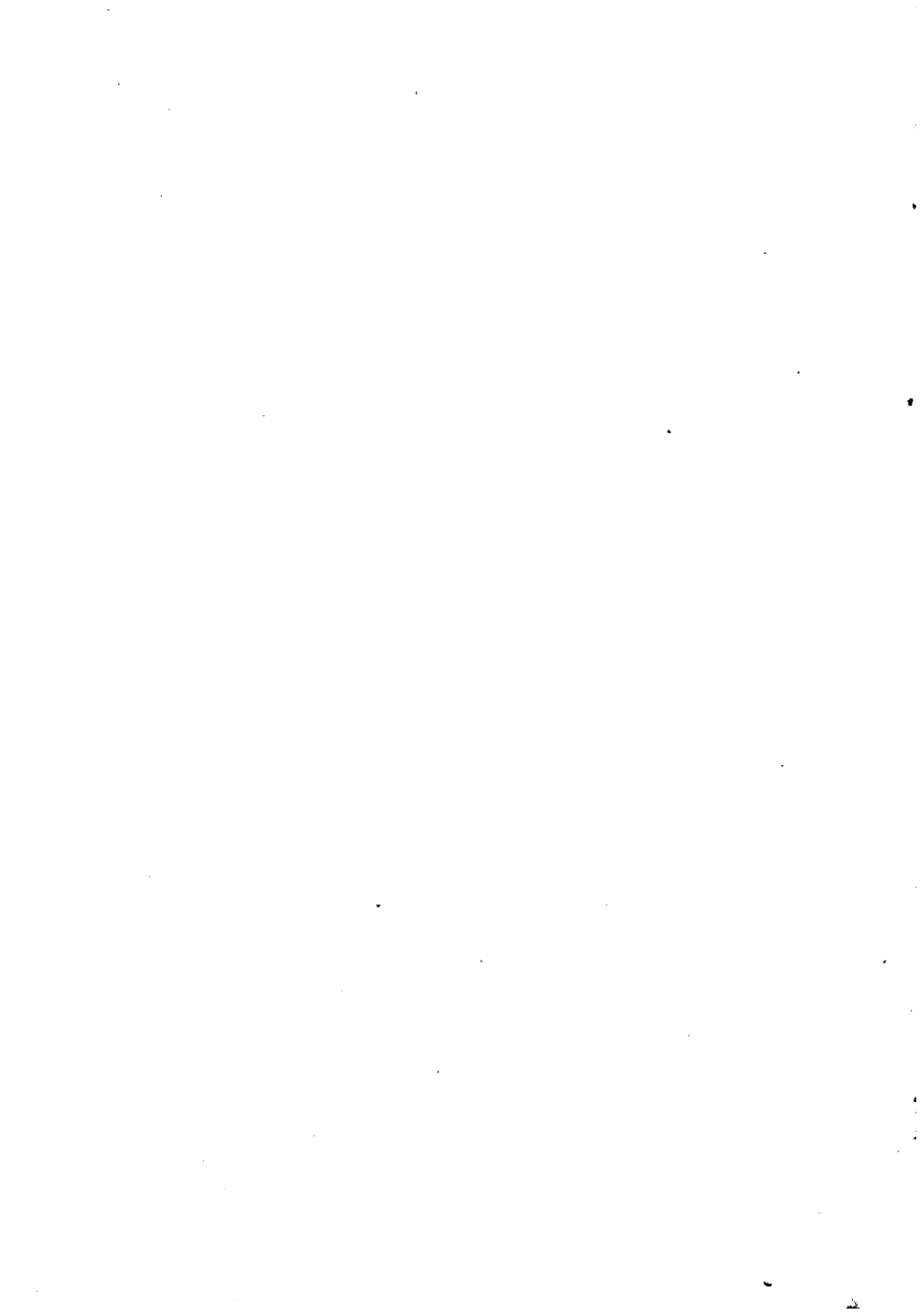
UB Braunschweig

84



2010-430-0

Der Adept zu Helmstedt



Der Udept zu Helmstedt

Denkwürdigkeiten
aus dem Leben des Professors Beireis

Historischer Roman von Fr. H. Klenthe

Zweiter Band

1930

Druck und Verlag von J. C. Schmidt, Helmstedt
Ehemalige Universitätsbuchdruckerei, gegründet 1597



Erstes Kapitel

Vier Wochen waren nach der Unterredung der Professoren verfloßen. Es ist Morgenstunde, und der Hofrat Beireis hatte bereits eine große Zahl von Patienten abgefertigt; nur dann und wann trat noch einer verspätet in das Haus, um für sich oder die Familie den Rat und die Hilfe des berühmten Arztes anzusprechen.

Beireis hatte soeben ein Rezept geschrieben und dem damit aus der Stube schreitenden Manne gedankenvoll nachgesehen; ein feines Lächeln begleitete seinen zufällig auf das Geldstück fallenden Blick, welches der letzte Patient, ein wohlhabender Oekonom, auf dem Schreibtische zurückgelassen hatte. Hierbei schienen seine Gedanken auf manche andere Erinnerung geleitet zu werden, denn er sah, in Nachsinnen versunken, starr in die Luft. Was für Empfindungen im allgemeinen seine Seele beherrschten, das verriet die Reihenfolge seiner Mienen und Gebärden, denn aus dem ruhigen Nachdenken war er allmählich in eine unruhige Lebhaftigkeit geraten, als beschäftigte ihn irgend eine sehr wichtige Sache; seine Blicke wurden listig, seine Lippen drückten einen berechnenden, klugen Hohn aus. Mit unverhohlener Geringschätzung ergriff er ein gedrucktes Blatt, blickte darauf, ohne zu lesen, indem er sich einem stillen, pfliffigen Grübeln hingab, und seine Gesichtszüge gewannen immer mehr den Ausdruck der Ueberlegenheit und List.

Da hörte er die Glocke der Haustür läuten und bald darauf Tritte eines Fremden im Vorzimmer. Rasch steckte er das vorhin ergriffene Druckblatt unter andere Papiere, welche auf dem Schreibtische lagen, und in der Meinung, daß noch ein später Patient ihn sprechen wolle, stand er vom Stuhle auf, sah nach der Uhr, bemerkte, daß es bereits neun sei und, indem er auf das geschehene Anklopfen ein mürrisches Herein rief, nahm er die bewegliche

Eile der Beschäftigung an, als die Tür geöffnet wurde. Ein Mann von ungefähr dreißig und einigen Jahren trat ein, der in seinem Äußeren eine bescheidene Ruhe und vertrauliche Freundlichkeit verriet und den Beireis, als er ihn erkannte, mit großer Freundlichkeit willkommen hieß und bei sich selbst schnell jegliches Zeichen von Eile unterdrückte.

„Ei, mein lieber Kollege Klügel!“ rief er ihm zu, „was führt Sie so früh zu mir? Setzen Sie sich, Wertgeschätzter; ein wenig plaudern wird mir zur Erholung dienen, denn ich habe schon seit fünf Uhr gearbeitet, von sieben bis acht angewandte Mathematik vorgetragen und bis eben Patienten abgefertigt.“

„Ich bewundere Sie, Herr Hofrat; hätte ich nur den zehnten Teil Ihrer Lebenskunst...“

„Diese ist sehr einfach, mein junger Kollege; sie beruht auf dem Weisheitsgesetze: je weniger du bedarfst, um so weniger wirst du entbehren, und im Schweiße des Angeichts sollst du dein Brot essen.“

„Ja, das verstehen Sie, in der Arbeit tut es Ihnen keiner an der Universität gleich und ich möchte Ihnen von Herzen wünschen, daß Sie den vollen Lohn Ihrer Tätigkeit nicht nur im Ruhm der Welt und in der eigenen Zufriedenheit, sondern auch in der Anerkennung und Liebe von denjenigen Männern empfinden, welche auch ihre Verdienste haben.“

Beireis sah den Professor Klügel mit der Miene eines listigen Aushorchers an und setzte sich auf seinen Schreibstuhl nieder, um den jüngeren Kollegen ebenfalls zum Sitzen zu ermuntern und mehr von ihm zu erfahren, da dessen eben ausgesprochene allgemeine Äußerung in Beireis eine schlaue Neugier geweckt hatte. „Nun erzählen Sie mir noch etwas“, hub er an, „Sie wissen, mich amüsiert das feindselige Treiben meiner Kollegen mehr als die Lobeserhebung, welche mir Freunde spenden... es ist zum Tollachen, nicht wahr, wie sich der Henke mit dem Teufel und mir herumbalgt?“

Beireis hatte diese Worte mit einer Heiterkeit hingeworfen, welche experimentierend noch mehr aus dem Kollegen herauslocken sollte. Dieser, ein noch nicht lange

in Helmstedt angestellter Lehrer, welcher eine besondere Zuneigung zu Weireis empfand und seine Hochachtung vor dessen umfangreichen Kenntnisse in natürlicher, unbefangener Aufrichtigkeit an den Tag legte, blickte den heiteren Hofrat mit fragender Zurückhaltung an, als prüfe er sich und ihn, ob er mit dem, was er auf dem Herzen hatte, hervortreten dürfe.

„Sie sind in den Kreisen der Herren Henke, Remer, Bartels und Bruns ein beliebter Mann“, fuhr Weireis in bester Laune fort, „ich höre, daß man Sie sucht und einladet.“ Ein scharfer Menschenkenner würde in diesem Momente die versteckte Bitterkeit erkannt haben, welche sowohl in dem Blicke, als in der Betonung, wenn auch nur flüchtig, hervortrat. Professor Klügel sah den Hofrat mit einer gewissen Beschwichtigung an, indem er antwortete: „Wer mich auch suchen mag, man wird in mir stets Ihren Freund finden.“

„Ich habe auch darauf gerechnet, daß Sie mir einen Teil meiner Arbeiten in ökonomischen und philologischen Aufträgen, worin man meine Ansichten fordert, abnehmen, da Sie mit mir so vielfältig übereinstimmen und Zeit zum Schreiben haben.“

Klügel schien sich einen Augenblick zu besinnen und fragte vorsichtig, indem er in die Tasche griff: „Haben Sie schon die neueste Helmstedter Zeitung gelesen?“

„Hal! Vielleicht einen neuen Stein auf mich?“ rief Weireis leidenschaftlich, beherrschte sich aber schnell und fuhr mit lautem Lachen fort: „Für die Bühlmäuse, welche mir meinen Acker verderben möchten, habe ich noch ein probates Gift!“

„Sie kennen die neue Zeitungsnummer noch nicht?“ fragte Klügel, mit dem Hervorziehen des in der Tasche gehaltenen Blattes zögernd.

„Was die Viertelköpfe da vor einigen Tagen haben drucken lassen und was sich direkt auf mich beziehen soll, das kenne ich“, versetzte Weireis, während er die vor Klügels Eintreten unter andere Papiere versteckte Zeitung hervorzog; „sehen Sie, das hat Henke geschrieben, ha! Eine Abhandlung gegen den Teufel, zur Erläuterung eines kürzlich vorgefallenen Ereignisses, zur Aufklä-

rung des Volkes. O ihr Schweineschwänze!“ Dabei warf er das Blatt wieder auf den Tisch zurück.

„Man geht weiter, rückt Ihnen näher, man verfährt systematisch“, sprach Klügel, die unterdessen herausgezogene Zeitung besehend, „ja, Herr Hofrat, man will Ihrer geheimen Kunst zu Leibe, dieser Aufsatz, welcher erst heute erschienen ist, sucht den Leuten begreiflich zu machen, daß alle Alchimie nichts anderes als Selbsttäuschung oder absichtlicher Betrug sein könne, daß kein Mensch zur Produktion von Gold fähig sei und es ebenso wenig übernatürliche Kräfte als teuflische Hilfe gäbe, man bedient sich dabei mehrerer anzüglicher Ausdrücke... man zielt auf Sie, lieber Herr Hofrat, und das tut mir leid, weil man leicht im Auslande falsche Schlüsse daraus ziehen könnte.“

Beireis hatte mit lachender Miene das Zeitungsblatt aus den Händen seines jüngeren Kollegen genommen und schien sich mühsam zu beherrschen, um den inneren, unruhigen Drang der Neugierde und empfindlichen Ehrsucht hinter einem oberflächlichen, gleichgültigen Blick auf den Zeitungsartikel zu verstecken. „Mein lieber Freund“, lächelte er, „solche Angriffe lese ich gern als Verdauungsreiz, darüber amüsiere ich mich; sagen Sie selbst, hat eine Eiche nötig, gefällt zu werden, wenn eine Gallwespe sie gestochen hat?“

„Ich halte es aber für meine Pflicht, Sie auf einige Tatsachen aufmerksam zu machen; wenn man seine Feinde kennt, vermag man ihnen zuvorzukommen. Alle Aufsätze, das muß Ihnen doch bemerklich geworden sein, welche Henke, Remer, Bartels, Lichtenstein, Delze und Bruns seit kurzem bei Leuckart drucken lassen, haben einen inneren, verknüpfenden Faden, der Ihren Wunderruf einschnüren und ersticken soll.“

„Ja, ja, zum Totlachen!“ rief Beireis mit Laune, indem er das neue Zeitungsblatt scheinbar gedankenlos, aber doch mit einer unverkennbaren Vorsicht nebst dem älteren Blatt unter die übrigen Papiere auf dem Schreibtische zurückschob. „Der Brotneid und die unbefriedigte Selbstsucht diktieren jenen Leuten den Angriff gegen mich,

aber ich bemitleide sie, ich würde mich vergeben, wenn ich das Geringste dagegen erwidern wollte.“

„Man geht aber weiter und bleibt nicht auf literarischem Gebiete, man wirkt direkt auf die Studenten und . . .“

„Davon merke ich in meinem Auditorium nicht das mindeste“ fiel Beireis vornehm ein.

. . . „man redet zu den Studenten nicht allein vom Katheder, sondern auch in der von ihnen gebildeten „Deutschen Gesellschaft“, wo man, wie Sie wissen, sich in deutscher Redekunst übt. Dort haben Henke und Bruns bereits Vorträge gehalten, ersterer über den Wunderglauben, letzterer über die Goldmacherei des vorigen Jahrhunderts und, wie ich höre, will Justizrat Delze nächste Woche die natürliche Entführung des Mädchens vom Korneliusberge juristisch nachweisen.“

Beireis horchte bei der letzten Mitteilung auf, sagte dann aber ruhig: „Das bleibt immer eine wunderbare Geschichte, die ich selbst natürlich erklären möchte, wenn es irgend möglich wäre.“

Es trat jetzt Leonhard herein und meldete, daß eine Frau den Hofrat zu sprechen wünsche; dieser gestattete, daß die Angemeldete in Gegenwart des Kollegen Klügel vorgelassen werde. Sogleich nach Leonhards Entfernung trat eine blasser, leidend aussehende Frau ein, welche mit gerührter Miene und innerer Bewegung auf den Hofrat zutreten wollte, aber den Fremden gewahrte und stutzte. Mit einer liebevollen Freundlichkeit ging Beireis auf die kränkliche Frau zu und führte sie an den nächsten Stuhl, eine Höflichkeit, welche die Frau nur noch verlegener und gefühlvoller machte. „Ach, Herr Hofrat!“ schluchzte sie, unter einem besorglichen Blick nach dem fremden Zeugen ihrer Zwiesprache. „O was haben Sie an mir getan, wie soll ich Ihnen so viel Menschenliebe und Großmut danken!“

„Nun, nun, liebe Frau Röse, schlagen Sie es nicht zu hoch an. Wenn Sie und die Ihrigen nur alles in Gesundheit genießen, das freut mich.“

„Ach! Der barmherzige Gott lohne Ihnen so viel Güte und Wohltätigkeit. Ich und meine ganze Familie

können nur den Himmel anflehen, daß er Sie segne und erhalte zum besten der Unglücklichen. Alle rechtlichen Armen in der Stadt preisen Sie als den Tröster und Helfer.“

Beireis lächelte dem Kollegen Klügel zu, welcher gerührt die bleiche Frau betrachtete und zuweilen den Hofrat mit respektvollem Ernst ansah. „Sie wohnen zufällig einer meiner stillen Freuden bei, die mich für manches andere in der Welt schadlos halten müssen,“ sagte er, „in der sogenannten Praxis aurea des beschäftigten Arztes finde ich mehr wahrhaften Dank als in der wohlhabenden Welt, die nur von Honorar weiß, aber damit auch jegliche innere Verbindlichkeit aufgibt.“

Da sich der Professor Klügel während dieser Worte des Hofrats daran erinnerte, daß Beireis gerade bei den reichen Gutsbesitzern und Stadtbewohnern ein unentbehrlich gewordener und mit großer Verehrung begegneter Arzt war, so konnte er dessen eben gemachte Aeußerung nicht gleich mit der Wirklichkeit in Einverständnis bringen und sah deshalb befremdet und zweifelhaft den Hofrat an. Die Frau schien zu glauben, daß der anwesende fremde Herr mit den Verdiensten des Beireis unbekannt sei, und da ihr Gefühl der Dankbarkeit ohnehin durch dessen offene Erwähnung der Sache mutiger geworden war, so schien sie den Drang zu verspüren, ihre Gefühle jetzt lauter an den Tag zu legen. „O mein Herr!“ hub sie an, „wenn der Herr Hofrat nicht so wohlthätig wäre, was sollten dann viele arme Familien anfangen, die sich schämen, zu betteln. Mich hat der gütige Herr von langer Krankheit kuriert und meine älteste Tochter in Dienst bei vornehmen Leuten gebracht, alle Tage hat er mir Geld zur Pflege zurückgelassen, und wie ich gestern nach meiner großen Medizinrechnung frage, sagt mir der Apotheker, daß schon alles bezahlt sei. O, Herr Hofrat, diese Opfer wird Ihnen Gott anrechnen!“ Dabei vergoß die Frau Tränen der Dankbarkeit.

Beireis hatte sie ausreden lassen und sich begnügt, nur einige Male beschwichtigend mit der Hand zu winken. „Wie Sie es mir getan haben, so weiß ichs auch bei vielen andern Leuten . . .“

„Sie können aber Ihre Arbeit, womit Sie sich früher das tägliche Brot verdienten, noch lange nicht wieder aufnehmen“, unterbrach Beireis die dankbaren Ergüsse der Frau. „Ihre Schwägerin hat früher ja bei dem Abte Henke als Köchin gedient, sie muß dort bei dem geistlichen Herrn um eine Unterstützung für Sie nachsuchen.“

„Ach, das hat sie schon getan, aber der Abt hat sie an die Armenanstalt gewiesen.“

Beireis lächelte boshaft und beobachtete mit Seitenblicken den Professor Klügel, welcher das Lächeln zu verstehen schien. Die Frau drückte gleichzeitig noch einmal in rührender Sprache ihre Dankbarkeit aus und entfernte sich dann bescheiden. Beireis redete schon, noch ehe die Frau das Zimmer verlassen hatte, den Professor an. „Wenn die Leute, welche den Teufel mit philosophischen Sophismen aus der Welt jagen wollen, doch wenigstens auch einmal einen Engel sehen ließen. Aber Worte, Redensarten, weiter haben die Freigeister nichts; ich halte es mit der guten Tat im stillen, mit dem, was man praktisch macht.“

„Ich lerne Sie immer mehr bewundern, lieber Herr Kollege, ich sehe ein, wie schwer es ist, ein treues Bild Ihres Charakters zu geben. Dazu gehört ein Studium, ein psychologisches Forschen in dem Reichtum Ihrer Vielseitigkeit und es wird mir daraus verständlich, daß der eine Sie über Vorzüge belobt, deren Mangel der andere an Ihnen beklagt. Entschuldigen Sie meine Aufrichtigkeit, Sie wissen selbst, daß Sie verkannt werden.“

„Es ist das Los des Besseren, daß es am schwierigsten und spätesten erkannt oder gar anerkannt wird. Dazu kommt bei mir der Neid und die Ränkesucht derjenigen, die sich durch mich verdunkelt sehen. Wer in seinem Wissen und Können den Tribut sucht, der würde wenig Lebenskenntnis verraten, wenn er ihn von seinen nächsten Fachgenossen erwartete. Der Ruf und die Bewunderung des Publikums muß erst aus der Ferne in unsere nächste Umgebung eindringen, dann verstummen die neidischen Mäuler und schmieden nur noch Ränke im Finstern.“

„Ehe ich die Ehre hatte, Sie persönlich zu kennen, habe ich mir ein ganz anderes Bild Ihrer Person ent-

worfen, als meine Bekanntschaft mit Ihnen nun wirklich darbietet," sagte Klügel. „Es ist aber das Los des originellen Mannes, daß man ihn in Uebertreibungen zeichnet. Man nannte Sie einen Wundertäter, einen Adepten, einen Polyhistor, einen . . .“

„Nur heraus damit“, fiel Beireis lachend dem Kollegen in die zögernde Rede, „man spricht mit wichtiger Miene von Scharlatanismus. Ich weiß das recht gut. Ha ha! Wenn man sich über das Gemeine und Alltägliche erhebt und nicht vegetiert wie die anderen, dann redet die Dummheit vom Sonderling und der Neid vom Marktschreier. Könnte ich nichts Reelles leisten, dann würde ich wahrhaftig weder Ruhm noch Vermögen erlangt haben.“

„Ehe ich Sie kannte, erzählte mir der Leibmedikus Zimmermann in Hannover mit großer Anerkennung von Ihnen. Er lobte Ihren beispiellosen Fleiß in den vielseitigsten Richtungen, er unterrichtete mich auch von Ihrer Stellung zu manchem Helmstedter Kollegen und riet mir, Ihren lehrreichen Umgang zu suchen.“

„Ah, Zimmermann! Mit diesem Namen mahnen Sie mich an eine alte Schuld. Ich bin dem vortrefflichen Freunde einen Brief rückständig, den will ich heute vormittag schreiben, damit ich nicht wieder die angenehme Pflicht über der notwendigen Tagesarbeit versäume, und sollte ich auch das Mittagbrot bei meinen Krankenbesuchen unterwegs aus der Tasche verzehren müssen.“

„Dann will ich Ihre Zeit heute morgen nicht weiter in Anspruch nehmen,“ erwiderte Klügel schnell, indem er sich vom Stuhle erhob, was Beireis jetzt gleichfalls tat. „Sie werden nebenbei auch zu überlegen haben, ob die Angriffe Ihrer Gegner einer Erwiderung bedürfen.“

„Ei, ja nicht!“ versetzte Beireis mit vornehmem, stolzem Lächeln, „nein, lieber Kollege, solche Aufsätze lese ich zu meiner Belustigung. Das Blatt, welches Sie mir mitgebracht haben, soll eine Lektüre vor dem Schlafengehen für mich werden. Eine Erheiterung oder, wenn Sie wollen, ein gelindes, angenehmes Kratzen, wenn es einem vor Müdigkeit juckt.“

„Ich bewundere Ihre Geistesruhe; ich würde durch solche Angriffe im höchsten Grade aufgeregt werden und müßte sogleich die Feder zur Verteidigung ergreifen.“

„Ja, ja, glaube es gern, dem Professor Beireis aber schadet niemand, durch ein einziges Lachen jagt er die Feinde weg.“ Diese Worte sprach er mit einem so übermütigen Selbstvertrauen, daß Klügel ihn mit sanftem, gutherzigem Lächeln ansah und im Gefühle seiner Teilnahme und Achtung mit Vorsicht antwortete: „Ich wollte Sie nur darauf hinweisen, daß die Studenten von Ihren Gegnern bearbeitet werden, Ihre werthe Person mit gewissen Zweifeln zu betrachten.“

„Pöffen, lieber Freund, Pöffen. Die Studenten müssen mir kommen, wenn sie etwas lernen wollen. Glauben Sie mir, es wird keiner von hier in seine Heimat zurückkehren wollen, ohne sagen zu können, daß er den Beireis gehört habe.“

Klügel wagte auf diese unwidersprechliche sicher betonte Aeußerung des Hofrates nichts zu antworten und schritt mit dem Hute in der Hand näher an die Thür. „Ich will“, fuhr Beireis fort, „Sie nicht bitten, länger bei mir zu verweilen, da ich die Zeit herausreißen möchte, sogleich an Zimmermann zu schreiben. Aber machen Sie mir das Vergnügen, des abends mit mir über die Einteilung unserer gemeinschaftlichen Arbeiten zu reden.“ Dabei drückte er dem jungen Kollegen eilig und mit deutlicher Ungeduld die Hand zum Abschied. Klügel empfahl sich. Beireis blieb in seinem Studierzimmer und rieb sich, mit Eifer auf das Oeffnen der Haustür wartend, die Hände. Raum hatte er dieses Zeichen der völligen Entfernung Klügels erhört, als er an seinen Schreibtisch eilte und das vorhin empfangene Druckblatt ergriff, um hastig darin zu lesen. Ein gereizter Zug trat in seine Miene, die mageren Wangen färbten sich mit dem leichten Anflug nervöser Wallung, man bemerkte keine Spur von dem früheren, in Klügels Gegenwart offenbarten verächtlichen Ignorieren seiner Gegner, nur mitunter trat das unwillkürliche, schneidende Lächeln klugen Nachdenkens und bitteren Hohnes auf seine feinen und empfindsamen Lippen. „Hm!“ murmelte er, „die Tröpfe wollen mir den Hals brechen, sie

treibens systematisch, drohen mit der zunehmenden Aufklärung der Wissenschaft, welche alle Goldmacher und Geheimniskrämer entlarven werde. So, ihr Dummköpfe, versucht's! Und was wollen sie mit der natürlichen Magie, welche ihr Bundesgenosse Wiegleb in Göttingen schreibt, was wißt ihr alle von Magie, und schreibt ihr hundert Bände, ich gebe mir nicht die Mühe, eure Aufklärungen und Entdeckungen zu lesen.“

Es entstand eine längere Pause; Beireis sah starr in das entfaltete Blatt. Plötzlich schritt er nachgrübelnd durch die Stube, indem er die Hände mit dem zusammengebrückten Zeitungsblatte auf den Rücken schlug und in seinen hastigen Bewegungen den inneren Aerger verrieth. „Planmäßig angelegt, jesuitisch ausgedacht“, flüsterte er fast unverständlich, „die große Menge soll an mir irre werden, damit die Feinde um so leichter die Studentenschaft zu leiten vermögen, o, die Narren! Haben sie vergessen, daß sie die ganze Erde, in deren zivilisierte Länder mein Aufgedrungen ist, nicht durch eine Helmstedtsche Zeitung beschwächen können?“

Er sah flüchtig wieder in das Papier. Haha! Sie schreiben populär, Goldmachen ist Sünde und Betrug zugleich, alle Naturkräfte sind der gefährlichen, göttlichen Weltordnung unterworfen und der Mensch kann ihrer nur durch Vernunftserkenntnis mächtig werden, ei, was werden unsere Helmstedter Philister dazu sagen, die gar nicht leben möchten, wenn es nicht etwas Uebernatürlichen in der Welt gäbe und den Teufel nicht für das angenehme Grauen, daß sie dabei fühlen, weggeben möchten. Ha ha! Der Teufel ist erst neulich vom Korneliusberge abgefahren, dabei muß es bleiben, das Volk soll mir schon glauben, es findet mehr Freude am Wunder, als an eurer nüchternen Aufklärung. Wartet nur, ihr Schweineschwänze, ihr sollt in das Schlachthaus selbst hineinlaufen!“

Beireis schloß die Druckblätter in die Räume seines Schreibtisches und setzte dann seinen Gang durch die Stube grübelnd fort. Er sann über einen Schlag oder Streich nach, den er seinen Gegnern indirekt versetzen wollte, um die große Menge auf seiner Seite zu behalten. Den Wunderruf, den Namen eines Mannes von unge-

wöhnlichen Kenntnissen und Künsten mußte er bewahren, denn er war die Quelle seines Ehrgeizes und dieser wieder Triebfeder aller seiner Gedanken und Unternehmungen, seines Lebensreizes und seiner Freuden. Er ertrug die Vorstellung nicht, daß ein anderer mit ihm auf gleicher Stufe stehen oder ihn gar überbieten könnte; der lebenswürdigste, bescheidenste Mann, welcher ihn durch irgend eine höhere Kenntnis oder die Anerkennung des Volkes verdunkelt hätte, würde damit von ihm unverföhnlich gehaßt worden sein. Dieses war die Schattenseite des sonst bewunderungswürdigen Charakters.

Nach mehreren, immer ruhigeren Gängen durch das Zimmer schien auch seine innere ärgerliche Aufregung etwas beschwichtigt zu sein; er hatte sich gesagt, daß er ja genug Mittel besitze, um den alten Ruhm durch immer neue Tatsachen zu kräftigen, er fühlte seine eigene Bedeutung recht wohlthuend und erinnerte sich mit Vergnügen der vielen Tatsachen, welche von der Bewunderung des Volkes und der Anhänglichkeit der Studenten Zeugnis gaben. Jetzt fiel ihm ein, daß er Krankenbesuche zu machen, daß er vorher noch an den Leibmedikus Zimmermann zu schreiben sich vorgenommen hatte. Es war ihm überhaupt in dieser Stimmung ein Bedürfnis, von sich selbst zu reden oder zu schreiben, wie es den leichtverletzlichen Naturen eigen ist, wenn sie sich von der Nachwirkung einer Kränkung ihres Ehrgeizes völlig frei zu machen suchen, indem sie ihre Vorzüge oder Tätigkeiten auf irgend eine Weise rekapitulieren. In einer gleichen Stimmung setzte sich Veireis an den Schreibtisch und begann seinen Brief an den Hofrat und Leibmedikus Zimmermann in Hannover.

„Wohlgeborener Herr, Hochzuverehrender Herr Leibmedikus! Teuerster Freund! Von einem Tage zum andern habe ich es aufgeschoben, an Ew. Wohlgeb. zu schreiben, nachdem ich in Ihrem letzten Schreiben eine so fürchterliche Drohung für mich gelesen habe. Sie sagen mir, ich soll entweder gar nicht mehr an Sie schreiben oder melden, daß ich meine Arbeiten vermindert habe. So sehr ich auch den Beweggrund verehere, welcher eine solche Drohung hervorgebracht hat, so bekümmert bin ich

über den möglichen Verlust Ihrer Freundschaft. Vielleicht glauben Sie nicht, wie sehr ich diesen Verlust empfinden würde. Und dennoch muß ich Erw. Wohlgeb. berichten, daß ich meine Arbeiten dieses halbe Jahr zu vermehren gezwungen worden bin. Ehe Sie mich aber tadeln, betrachten Sie die Lage, in welcher ich mich befinde. Der durchlauchtigste Herzog hat mich auf so mannigfaltige Art mit Gnadenbezeugungen überhäuft. Hätte ich jetzt meine Arbeiten merklich vermindert, würden meine Reider nicht gesagt haben: „Nun, da er seinen Zweck erreicht hat, hört er auf, fleißig zu sein; hat sein Fleiß keine unedlen Absichten gehabt?“ Und ist ein solcher Vorwurf einem Manne nicht sehr empfindlich? Ueberdies war es mir unmöglich, dieses halbe Jahr meine Arbeiten einzuschränken. Ich will Ihnen, verehrungswürdigster Freund, von allen meinen Stunden, die ich zu Vorlesungen bestimmt habe, Rechenschaft geben. Des morgens von 6—7 Uhr habe ich Vorlesungen über metallurgische Chemie bestimmen müssen dem Sohne des Halberstädter Kammerdirektors Dietrich. Dieser junge Mann hat sich bisher im Harze aufgehalten und daselbst alles, was zur Bergwerks- und Hüttenkenntnis gehört, praktisch und handwerksmäßig erlernt. Da ihm aber sowohl der Generalbergkommissarius von Heiniz als auch der Berghauptmann von Justi angeraten haben, erst bei mir die Grundsätze der metallurgischen Chemie zu hören, alsdann will ihn der erste nach Sachsen, der zweite nach Schlesien haben, so ist er nach Johannis bloß meiner wegen hier angekommen. Er verlangte drei Stunden zu Vorlesungen, die erste zur metallurgischen Chemie, die zweite zur Naturgeschichte der Fossilien, die dritte zur Mechanik, Hydraulik und Hydrostatik. Ich sagte ihm, dies sei mir unmöglich, ihm zuzugestehen, weil ich schon neun Stunden des Tages besetzt hätte. Er bezeugte mir aber eine solche rührende Traurigkeit über meine Antwort und versicherte mich in solchen Ausdrücken, daß sein Glück und zeitliche Wohlfahrt davon abhinge, daß ich mich nicht enthalten konnte, ihm noch eine Stunde zuzugestehen und wegen der übrigen beiden Stunden es so einzurichten, daß ich ihm des abends zwei Stunden täglich, besonders in der

Mechanik nachholte, was ich schon in meinen Vorlesungen über die angewandte Mathematik zurückgelegt hatte, damit er hernach in die anderen Vorlesungen eintreten konnte, und da ich dem Herrn von Veltheim in diesem halben Jahre die Naturgeschichte der Fossilien las, so ließ ich ihn mit in diese Vorlesungen kommen. Sind wir nicht verpflichtet, wenn wir etwas zum wahren Glücke eines Menschen beitragen können, auch das Aeußerste zu tun?

In der Stunde von 7—8 Uhr trage ich denjenigen, welche im vorigen halben Jahre die reine Mathematik bei mir gehört haben, die angewandte Mathematik vor. Da im vorigen Jahre die Mathematik hier nicht gelesen wurde und noch keine gegründete Hoffnung zu einem Lehrer der Mathematik vorhanden war, so mußte ich mich wohl entschließen, Vorlesungen über die gesamte Mathematik anzufangen, und dieses halbe Jahr meinem Versprechen gemäß fortzufahren. Von 8—9 Uhr halte ich Vorlesungen über die allgemeine Pathologie. Da keiner von meinen Herren Spezialkollegen weiter etwas als seine öffentlichen Stunden liefert und die Mediziner darauf bestanden, daß ich ihnen doch ein paar Hauptvorlesungen in der Arzneiwissenschaft halten möchte, weil sie solche durchaus lieber gar nicht, als bei einem anderen hören wollten, so mußte ich meiner Pflicht gehorchen. Von 9 bis 10 Uhr setze ich die mathematischen Vorlesungen fort, welche ich im vorigen halben Jahre den Herren von Veltheim, die bloß meiner wegen hier sind, angefangen hatte, und die schon vorige Michaelis versprochene zweite Stunde von 10—11 Uhr ist den Vorlesungen über den ersten Teil der Naturgeschichte, nämlich die Fossilien, bestimmt. Von 11—12 Uhr lese ich die pharmazeutische Chemie als meine öffentliche Stunde, welche zu lesen ich mich durch meinen Professoreneid verbindlich gemacht habe. Von 1—2 Uhr lese ich die gerichtliche Arzneiwissenschaft. Da ich diese Vorlesungen nur alle Sommer halte und die Juristen schon daran gewöhnt sind, so mußte ich ihren Bitten nachgeben, so sehr ich sie auch zu bereden suchte, diese Vorlesungen von einem meiner Herren Kollegen zu verlangen. Von 2—3 Uhr trage ich die Experimentalphysik

vor. Diese muß ich meiner Profession gemäß allezeit lesen und ich mag es kein halbes Jahr aussehen, damit der bisher außerordentlich anhaltende Fleiß nicht durch eine Unterbrechung erhalten möge. Von 3—4 Uhr lese ich die besondere Pathologie, wozu ich gleichsam gezwungen worden, nachdem ich die allgemeine Pathologie angefangen hatte, weil verschiedene von meinen Zuhörern Michaelis von hier gehen müssen, da sie keine Anatomie ordentlich hören können und doch vorher die Pathologie von mir erlernen wollten. Von 4—5 Uhr trage ich dem jungen Crell, dem Enkel des seligen Hofrath Heister, der mir denselben auf seinem Totenbette anempfahl, nach meinen eigenen Grundsätzen die allgemeine und besondere Therapie vor. Er hat bloß dieser Vorlesungen wegen einige Zeit hier gewartet, und ich kann ihn nicht länger von seinen vorzunehmenden Reisen abhalten.

Hier sehen Ew. Wohlgeboren die Nothwendigkeit von meinen akademischen Arbeiten ein. Sehen Sie sich an meine Stelle und ich bin überzeugt, Sie würden eben das getan haben, was ich tue. Tadeln Sie mich also nicht, wenn Sie auch noch hören sollten, daß ich sogar des Sonntags einen halben Tag hintereinander Vorlesungen halten muß. Des Kammerkassierers Abich Brudersohn, ein großes Genie, welcher künftige Ostern nach England auf Reisen gehen will, hat mich schon seit langen Jahren angefleht, ihm einen gründlichen Unterricht von allem, was zum Salzwesen gehört, worüber er von dem durchlauchtigsten Herzoge gesetzt ist, zu erteilen. Ich habe ihm daher, damit er seine weite Reise nicht bloß um eine Stunde Vorlesungen tun möchte, die Hälfte des Sonntags bestimmt; einmal des Vormittags, am zweiten Sonntage des Nachmittags, damit ich doch in die Kirche gehen kann. Meine eigenen Grundsätze arbeite ich zu eben der Zeit aus, da ich sie in die Feder vorsehe, und folglich raubt mir diese Arbeit in der Woche keine Stunde. Bin ich denn sicher, lieber Freund, daß nach etlichen Jahren wieder Personen sich hier einfinden werden, die die Festgründung ihres Glückes von meinem Vortrage erwarten, da die Akademie so sehr abnimmt? Ich müßte ein sehr hartes Herz haben, wenn ich von dem Glück, was verschiedene

meiner Schüler hauptsächlich meinen Lehren verdanken, ungerührt bliebe und meiner trügen Bequemlichkeit mich überlassen wollte. Glauben Em. Wohlgeboren solchen Personen nicht, die Sie versichern wollen, daß ich in Ansehung meines äußerlichen Aussehens durch meine vielen Arbeiten schlechter geworden bin. Meine Seele ist von Jugend auf zu übertriebenen Arbeiten gewöhnt worden und sie hat daher eine Fertigkeit im Denken erlangt, die den Körper nicht angreift. Einige hintereinander folgende, schlaflose Nächte, wenn notwendige und keinen Aufschub leidende Privataufträge in ökonomischen, chemischen, physikalischen und medizinischen Dingen von Auswärtigen von mir verlangt werden, können freilich auch einige Zeit meinem Körper ein krankes Aussehen geben, allein in ein paar Tagen ist alles wieder verbessert. Ich hoffe, der Herr Professor Klügel soll mir meine Arbeiten erleichtern helfen; an ihm glaube ich einen Freund zu haben, den ich mir erhalten will, wenn ihn nicht meine Neider durch kleine Ränke gegen mich beeinflussen, wie solches schon mehrfach geschah.“

In diesem Augenblicke, wo Beireis bei unwillkürlicher Erwähnung seiner feindseligen Verhältnisse an der Universität die Hand mit der Feder ruhen ließ und sich einer unangenehmen Reflexion hingab, trat der alte Famulus herein und berichtete, daß er die Chemikalien in das Auditorium gebracht habe und alles bereit, aber die Zahl der anwesenden Studenten heute ganz ungewöhnlich klein sei. Beireis sah nach der Wanduhr, es hatte bereits elf geschlagen, es war die Stunde, wo er sein öffentliches Kolleg über pharmazeutische Chemie lesen mußte.

„Es sind wenig Studenten da?“ fragte er in mürrischer Zerstreuung.

„Nichts für ungut, Herr Hofrat, wenn ich Ihnen einen Rapport abstattete; Sie habens ja befohlen.“

„Run? Wasche schnell.“

„Es ist eine Parteisache in die Studenten gekommen, Ihrewegen, Herr Hofrat; die eine Partei hält es mit Ihren neidischen Kollegen und ...“

„Ich verstehe“ fiel Beireis in das Zögern Leonhards ein, „und die andere Partei?“

„Die erklärt, daß man nur bei Ihnen etwas lernen könne, daß man zu Hause ausgelacht würde, wenn man nicht vor Angehörigen und Behörden nachweisen könne, Ihr eifriger Zuhörer gewesen zu sein. Aber die Geschichte mit dem Junker und Eva hat den ganzen Streit veranlaßt, die Studiosen streiten sich des Teufels wegen und alle, welche die Sache natürlich erklären, schlagen sich auf die Seite des Abts Henke und Ihrer anderen Feinde.“

Beireis stellte sich, obgleich er durch eine empfindsame Mundbewegung seine innere Beteiligung an dieser Sache verriet, unaufmerksam, indem er mit eiliger Hand den Brieffschluß schrieb, Sand darauf streute und dann den Papierbogen zusammenfaltete. „Sage den Studiosen im Hörsaale, daß ich heute vormittag das öffentliche Kolleg aussetzen müsse, aber morgen von 12—1 Uhr nachholen wolle.“

„Es ist auch noch ein Patient draußen.“

„Ich will ihn beim Weggehen sprechen.“

„Wann kommen Sie zu mittag nach Hause, und soll ich die Apparate für das Kolleg über Physik um 2 Uhr im Hörsaale aufstellen?“

„Ja, ich werde um zwei wieder hier sein; zu Mittag esse ich aber heute nicht, da ich keine Zeit habe.“

„Schon wieder nicht, das kann Ihre Natur nicht abhalten.“

„Diesen Brief bringe bald nach der Post“, sagte Beireis, welcher unterdessen das Schreiben an Zimmermann versiegelt und adressiert hatte. Leonhard betrachtete seinen Herrn mit wehmütigem Zweifel und seine Blicke richteten sich voll Besorgnis auf den blühenden Brillanterring, welchen Beireis seit vier Wochen auf dem Zeigefinger der linken Hand trug. Die Geschäftseile des Hofrats ließ ihm aber keine Zeit zu stillen Betrachtungen, denn jener war zugleich aufgestanden und näherte sich dem Vorzimmer, um seinen dort liegenden Hut zu nehmen. Als er mit dem Famulus auf die Hausflur getreten und beschäftigt war, die Stubentür zu verschließen, winkte Leonhard einem Manne, der im Hintergrunde der Hausflur in bescheidener Verlegenheit das eilige Davongehen des Hofrates beobachtete.

„Dort steht der Patient“, sagte Leonhard.

Beireis sah den Mann flüchtig an, gab ihm im Fortgehen aus der Haustür ein Zeichen, daß er folgen möge und schritt mit ihm auf die Gasse. Leonhard eilte jetzt mit bedenklicher Miene dem Hörsaale zu, wo die Studenten die ungewöhnliche Nachricht vom Ausfallen der Vorlesung erfuhren und davoneilten, während Leonhard die pharmazeutischen Chemikalien wieder in das Laboratorium im Erdgeschoße des Hauses zurücktrug und dann in seine gartenwärts gelegene Stube ging, wo Eleonore gerade Möhren für das Kochen vorbereitete.

„Der Hofrat ist heute mittag wieder nicht im Hause“, sagte er mürrisch. „Nachgerade glaube ich daran, daß er in heimlicher Gesellschaft speist.“

„Das habe ich schon seit beinahe vier Wochen gemerkt“, hub die Frau an, „so lange er den glänzenden Ring auf dem Finger trägt, ist was mit dem Herrn vorgefallen.“

„Aber wenn Leute sich kennen gelernt und versprochen haben, dann pflegen sie doch vergnügt zu sein und sich vor der Welt sehen zu lassen“, meinte Leonhard; „so lange aber der Hofrat den kostbaren Ring trägt, ist er verdrießlicher und heftiger als früher und ... ja! Ich weiß wahrhaftig nicht, was ich denken soll, obs wahr ist, daß er im Erbprinzen seine vornehme Braut sitzen hat, wie die Leute sagen?“

„Ich glaube es nicht, was sollte denn aus mir werden, wenn eine Frau ins Haus käme, die mich als ihre Magd betrachten würde“, sagte Eleonore, indem sie die Hände bei der Arbeit am Vorbereiten des Gemüses ruhen ließ.

„Es gehen noch viele andere Dinge vor“, fuhr Leonhard fort, „die Geschichte mit Eva und dem Junker hat doch viel Spektakel in der Stadt gemacht, die Professoren haben sich in die Sache gemischt und möchten gern unserem Hofrate zu Leibe, wenn dieser nur nicht dem Herzoge zu fest im Schoße säße und auch bei vielen anderen hohen Herrschaften einen Stein im Brette hätte. Da seine Feinde nun nicht auf diese Weise anzubinden wagen, so haben sie die Teufelsfrage hervorgehoben und arbeiten bei den Studenten darauf hin, den Hofrat als ... ja mit einem

Worte, als Betrüger in der Leute Meinung zu bringen. Da wollen sie sein Goldmachen, seine Wunderkräfte, kurz alles, was er geheim hält, als Verblendung oder ganz natürliche und gewöhnliche Dinge erklären, aber das sollen sie wohl bleiben lassen, die gelehrten Dummköpfe, und wenn sie alle ihren Verstand zusammentäten, so könnten sie unser Geheimnis nicht herausbringen!“

Leonhard war hierbei in wirklichen Eifer geraten, denn die Mißachtung und Verdächtigung von seines Herrn geheimen Kenntnissen, Kräften und Produktionen beleidigte ihn mit, da er in diesen seine eigene Ehre suchte; deshalb redete er eben mit stolzem Eifer von „unserem“ Geheimnisse. Er hatte dabei trotzig die Mühe aufgesetzt, um den Brief an den Leibmedikus Zimmermann in Hannover nach der Post zu bringen.

Eleonore dachte seit Erwähnung Evas nur an diese und an die damit verknüpften ferneren Begebenheiten. „Hat der Hofrat keine neue Nachricht bekommen?“ fragte sie schnell, als sie bemerkte, daß Leonhard Miene machte, sich zu entfernen.

„Es geht ihr gut,“ antwortete dieser barsch.

„Das Geld, welches vorige Woche an Evas Mutter, meine Schwester, von unbekannter Hand geschickt ist und gewiß vom Junker herrührt, hat der Vikarius zu sich genommen.“

„Was?“ rief Leonhard, indem er seine bereits auf die Türklinke gelegte Hand wieder zurückzog, „Was? Der schielende Kerl mit dem Heiligenscheine hat das Gold an sich gebracht?“

„Ja, meine Schwester hat das Geld nicht anrühren mögen im dummen Glauben, daß es ihr der Teufel in die Kammer gelegt habe und der Vikarius, den sie hat rufen lassen, war schlau genug, das Geld beizustecken und ihr zu sagen, daß er es, um die Macht des Bösen daran zu tilgen, in den Armenstock werfen und den Segen darüber sprechen wolle.“

„Dann hole ihn der leibhaftige Teufel!“ rief Leonhard ärgerlich und ging, die Tür hinter sich zuschlagend und noch für sich auf der Hausflur grimmig murmelnd, fort. Er hatte seinen besonderen Grund zum Aerger,

denn er war der unsichtbare Bote gewesen, welcher das vom Junker von Staffelberg heimlich an den Hofrat gesandte Geld für Evas Mutter derselben hatte zubringen müssen.

Während der Unterredung Leonhards mit seiner Frau war Hofrat Beireis, von dem Patienten begleitet, auf den Edelhöfen weitergeschritten. Der bescheidene, ehrfurchtsvolle Mann war ein Helmstedter Webermeister, den Beireis von langwieriger Krankheit geheilt hatte und der nun gekommen war, um schüchtern nach seiner Schuld zu fragen.

„Wie geht das Geschäft?“ fragte Beireis im Fortschreiten.

„Die Arbeit bringt noch nicht viel.“

„Sie müssen sich stärken durch frische Luft und gute Nahrung; vor allen Dingen die giftigen Kartoffeln weglassen.“

„Ach! Wie wäre das möglich, wenn auch alles rechtlich in meinem Hause aussieht, so habe ich doch großen Mangel und ich bin durch die Krankheit recht zurückgekommen.“

Beireis sah den Mann mit prüfenden Seitenblicken an und schwieg.

„Wollen Sie es nicht übel nehmen, wenn ich Ihnen dies wenige Geld auf der Straße gebe? Es ist nicht genug, um ihre große Mühe zu bezahlen, aber ich bleibe Ihnen zeitlebens dankbar.“ Dabei hielt der Webermeister mit verschämter Gebärde ein kleines Päckchen Silbergeld, in Papier gewickelt, seinem Arzte hin. Beireis nahm es und blieb stehen, um den Begleiter mit freundlicher Rührung anzublicken. Dann griff er rasch in die eigene Tasche, zog einen preussischen Taler hervor und drückte ihn mit dem Päckchen in die Hand des Webermeisters. „Sie haben meine Kunst an Ihnen nach bestem Willen bezahlen wollen“, sprach er, „hier haben Sie von mir ein Geschenk zu Ihrer Genesung, pflegen Sie ihren Leib dafür.“

Der Mann war ganz überrascht und zog, das in die Hand gedrückte Geld willenlos haltend, ehrerbietig den Hut. Beireis wartete aber seine Antwort nicht ab, sondern

machte eine leichte grüßende Bewegung und eilte in der Richtung des Marktplazes davon. „O, welch ein gütiger, uneigennütziger Herr!“ flüsterte der Webermeister, „das lohne ihm Gott, das werde ich allen Leuten erzählen, mit denen ich zusammenkomme!“

Die Züge der Teilnahme mit Leidenden und der Uneigennützigkeit bei ärztlicher Hilfe unbemittelter Kranker waren im Charakter des Beireis nicht selten und machten vielfältig das öffentliche Urteil irre, welches ihn, angesichts seines Reichthums und seiner Kunst, Geld auf nicht begreiflichem Wege zu erwerben, gern der Habsucht und des Wuchers beschuldigen möchte, namentlich von seiten derjenigen, welche ihn um seine Kenntnisse, Künste und Vereicherungsmittel beneideten. Es bleibt dahingestellt, ob Beireis nicht auch bei seinen Werken der Uneigennützigkeit und des Mitleides mit stiller Berechnung verfuhr, um den Feinden selbst redende, die Gehässigkeit zum Schweigen bringende Tatsachen entgegen zu stellen, zumal ein Charakter wie Beireis, mit Klugheit und Menschenkenntnis ausgerüstet, nichts ohne Absicht und Besonnenheit zu tun pflegte und auch er gern von sich rühmte, einem mathematischen Exempel zu gleichen, worin alle Zahlenfaktoren ihre richtige Folge und Bedeutung zum Produkte einnähmen. Daß auch jetzt eine berechnende Verknüpfung mancherlei diesbezüglicher Gedanken in ihm wachrief, erhielt eine Wahrscheinlichkeit durch die Aeußerung dessen, womit er sich auf seinem ferneren Wege durch die Stadt innerlich beschäftigte.

Er gedachte wieder der Ereignisse der letzten Tage, in denen eine entschieden planmäßige Opposition seiner mit ihm verfeindeten Kollegen hervorgetreten war und es beunruhigte ihn namentlich die Nachricht seines Kamulus, daß das Kolleg um 11 Uhr nur wenige Studenten in seinen Hörsaal geführt habe, was er wieder mit den Andeutungen in Verbindung brachte, welche ihm am heutigen Morgen der Professor Klügel über die Parteistellung der Studentenschaft gemacht hatte. Als er an Zimmermann schrieb, war es ihm ein Bedürfnis geworden, recht viel von sich selbst zu berichten, um seine große Tätigkeit befriedigend vor eigenem Geiste vorüberzuführen, er hatte

sich im Spiegelbilde seines wirksamen Lebens zeitweise beruhigt, jetzt aber kehrte die Empfindlichkeit seines bedrohten Ehrgeizes wieder zurück. Der Gedanke, daß man die Bewunderung des Volkes, welche ihm ein ebenso innerliches wie angewöhntes Bedürfnis geworden war, vor der Studentenschaft und der großen Menge durch planmäßige Aufklärungen im öffentlichen Zeitungsblatte ersticken wollte, daß man die Leute auf dem natürlichen Wege zu seinen Geheimnissen zu leiten beabsichtigte, reizte seinen Ehrgeiz gewaltig auf und wenn er auch mit einer inneren Schadenfreude dachte, daß die Zeit der Wissenschaft noch lange nicht gekommen sei, um seine durch besondere chemische und physikalische Entdeckungen begründeten und von seiner Klugheit praktisch ausgewerteten Geheimnisse der Enthüllung von anderen preisgegeben zu sehen, so empfand er doch eine andere Unruhe, die der Ehrgeiz und das Streben, seine Kollegen zu überstrahlen und ein zweiter Conring und mehr zu heißen, tief in seiner reizbaren Seele veranlaßten. Er wollte den Ruf des Goldmachers behaupten und zugleich dadurch die ihm Nachstrebenden von den eigentlichen goldeswerten Produkten seiner geheimnisvollen Kunst irreleitend fernhalten.

Wie er jetzt so eifrig und aufgeregt in scheinbarer Geschäftseile durch die Stadt ging, grübelte er darüber nach, auf welche Weise er den Intrigen seiner Widersacher zuvorkommen könne, und er wollte vor allen Dingen zunächst die Studentenschaft gläubig und anhänglich an seine Person erhalten. Er wußte, daß seine Milde gegen die Studierenden, die Nachsicht, mit welcher er über sie akademisch zu Gericht saß, die Unterdrückung jeglicher Untersuchung über das Duell auf dem Korneliusberge, daß ferner auch seine anregenden Kollegien selbst, in denen er nach Zeit, Umständen und Absicht immer ein lehrreiches, überraschendes oder belustigendes Experiment oder Schlagwort in Bereitschaft hatte, täglich seinen Hörsaal mit Zuhörern und zahlreichen Studenten aus allen Fakultäten füllten, daß eben dadurch die übrigen Professoren neidisch geworden waren. Er sagte sich, daß sein Weltruf zu weit reiche, um von einigen Helmstedter Lehrern gefährdet

werden zu können, aber er wollte auch im nächsten Kreise seiner Umgebung gefeiert, bewundert und als unfehlbar betrachtet werden. „Ich muß etwas neues erfinden“, sprach er zu sich selbst, „das Geheimnis des Goldmachens muß immer neu und unerklärlich bleiben!“

Er trat in ein Haus ein, um hier einen Kranken zu besuchen. Nach einer Viertelstunde kam er wieder heraus, um eine andere ärztliche Visite zu machen. So befand er sich noch in seiner Praxis, die ihn von Straße zu Straße führte, als es ein Uhr schlug. Er hatte seit dem frühen Morgen noch nichts wieder genossen und schien Hunger zu verspüren, denn er trat in einen Bäckerladen, kaufte hier einige Zwiebäcke und kaute sie unterwegs auf seinem Krankengange. Es war die Mittagsmahlzeit des berühmten Mannes.

Die Zeit war bis nahe vor zwei vorgerückt, als Beireis durch die Turmglocke daran erinnert wurde, daß er sein Kolleg über Experimentalphysik zu halten habe; deshalb schlug er den Rückweg nach seinem Hause auf den Edelhöfen ein. Leonhard benachrichtigte ihn, daß viele Studenten bereits im Hörsaale versammelt wären, was Beireis mit einem befriedigten Lächeln vernahm, und dann den Famulus beauftragte, gewisse Instrumente für den Unterricht im Auditorium aufzustellen. Er ging in sein Studierzimmer, schien eine unwillkürlich ihn überkommene Erschöpfung geistig beherrschen zu wollen und begnügte sich damit, einige Minuten im Schreibstuhl in ruhender Lage über den nächsten Lehrvortrag nachzudenken.

Das Auditorium im Beireis'schen Hause ertönte längst vom lauten Gespräch der Studenten, welche teils auf den Tischen saßen und lagen, während mancher große Hund einstweilen den Platz auf der Bank eingenommen hatte, teils in lebhaften Gruppen um den Katheder standen und in einer mehr frivolen als lerneifrigen Stimmung zu sein schienen.

„Poß Bliß, was wollt ihr hier?“ rief ein Student mehreren soeben Eintretenden zu, „wißt ihr nicht, daß der Hofrat keine Hospitanten duldet?“

„Nun, wir meinen, es sollte heute hier „Ulík“ gemacht werden und dabei wollten wir gegenwärtig sein.“

„Hört einmal“, wandte sich ein Student zu seiner nächsten, am Katheder weilenden Gruppe, „überlegt, was ihr tun wollt. Beireis hat es nicht um euch verdient, daß ihr ihn verhöhnt. Denkt an seine Gutmütigkeit, womit er immer unsere Partei genommen hat.“

„Es ist ja auch nur der Abwechslung wegen, wir wollen ihm den Teufel austreiben.“

„Ihr seid aufgekratzt, gesteht es nur ein.“

„Nein, wir glauben an seine Wunder nicht mehr, Henke und Remer haben erklärt, daß man darüber lachen müsse. Warum sollen wir uns für das teure Honorar was vorfabeln lassen!“

„Ich möchte wohl wissen, wer uns Mediziniern und Dekonomen hier etwas Erkleckliches lehren könnte, wenn es Beireis nicht tun würde.“

„Ich sage euch, wenn er heute wieder auf Bartels und Remer schimpft oder uns von seinen Wundern erzählt, so scharren wir ihn aus. Das ist verabredet. Wir wollen jetzt endlich klar darüber werden . . .“

. . . „ob ihr relegiert werden müßt oder nicht. Das wollt ihr sagen, nicht wahr?“

„Nur nicht so hitzig, Senior, der Prorektor Henke wird uns ein famoses Abgangszeugnis geben, wenn wir die ersten sind, die es dem Hofrat Beireis bieten.“

„Ja, ihr seid aufgekratzt . . .“

„Heda!“ rief eine Stimme von den Bänken her, „was macht der Simson, der Kaspar Witte?“

„Der ist von seiner Wunde gänzlich geheilt,“ antwortete eine Stimme vom Fenster her und Strombeck sah sich nach dem Fragenden um. „Simson ist seit zwei Tagen wieder ausgegangen und hätte Lust, bald wieder loszugehen.“

„Nur nicht wieder mit dem Teufel!“

„Es bleibt doch eine kuriose Geschichte; kein Mensch weiß, wo das hübsche Mädchen geblieben ist. Wenn sich auch die Professoren alle Mühe geben, die ganze Teufelei wegzuleugnen, so erklären sie doch nichts.“

„Hat nicht Henke neulich in unserer „Deutschen Gesellschaft“ eine Rede gehalten, worin er den Unsinn und die Unvernunft jeglicher Uebernatürlichkeiten haarscharf nachwies?“

„Oho! Das zielt alles auf Veireis; der hats aber los, darauf zu antworten.“

„Ist Loffius nicht hier?“

„Nein, die Freitischglocke läutet heute zu Emmerstedt; dort besucht er den Pastor.“

„Er könnte sonst seine Gründe gegen den Teufel zum hundertundersten Male auskramen.“

„Über allen Ernstes, Freunde, es gibt nächstens Streit, welcher, seit die Professoren für die Aufklärung in unserer Gesellschaft und in der Zeitung reden, zu vielen Baukerien führen wird. Zwei hängen schon und werden heute abend bei Morsleben abgemacht, lediglich des verdammten Teufels und der Wunder wegen.“

„Man lasse doch den Teufel laufen, was geht er uns an?“

„Ei, das ist jetzt eine Ehrensache geworden, die eine Partei hat die andere in Versch—ß erklärt.“

„Still, da bringt der Famulus die physikalischen Apparate. Was der Hofrat heute wohl wieder vortragen wird? Wenns nur ruhig abläuft, es sind viele Hospitanten hier.“

„Ich halte mit Veireis; wenn er auch nicht mit Geheimnissen kramte, so bliebe er doch ein grundgescheiter Mann, in dessen einer Stunde ich mehr profitiere, als bei den andern in drei Semestern.“

„Nachdem, was seine Kollegen gegen das Goldmachen doziert haben, kann man aber doch nicht daran glauben und unter den Studenten, die es in der Chemie am weitesten gebracht haben, herrscht die feste Meinung, daß es unmöglich sei, Gold zu produzieren.“

„Er wird doch reich davon?“

„Das hat er wo anders her, das ist vom Professor Bartels im Kolleg deutlich gemacht, als er sagte: die Wissenschaft gehe immer ihren ruhigen Entdeckungsweg mit natürlichen Erfahrungsmitteln weiter und so käme es oft, daß gewisse, durch günstige Umstände vorzeitig zu Entdeckungen gekommene Personen noch im Besitze von

Geheimnissen zu sein glaubten, die schon längst in der Wissenschaft Gemeingut geworden seien, und je mehr gewisse Leute sich etwas auf Geheimnisse zu gute täten, um so weniger bekümmerten sie sich um die Wissenschaft anderer und fähren nicht, daß sie einen leeren Käfig bewachten. Das war eine verständliche Anspielung auf Beireis, er soll Farben zu machen verstehen und diese für Gold ausgeben.“

Diese Unterredung, welche in der Nähe des Tisches geführt wurde, wo Leonhard die Apparate für den Vortrag ordnete, wurde von dem Famulus mit begierigen Ohren belauscht und seine Blicke verrieten den Groll, welchen er während des Horchens empfand und unter der Gebärde einer eifrigen Beschäftigung mit den physikalischen Gerätschaften zu verbergen suchte. Er hielt es aber nicht lange aus, sondern ging hinaus, um seinem Herrn den Inhalt des Gespräches mitzuteilen. Beireis war eben im Begriff, seine Studierstube zu schließen, um in den Hörsaal zu gehen. Er vernahm die Angaben Leonhards mit einem seltsam erzwungenen Lächeln, kehrte aber schnell wieder in seine Stube zurück, um aus einem wohlverwahrten Schranke einige Goldbarren und einige Hände voll neugeprägter holländischer Dukaten, welche ihm der Käufer des Ultramarins, der Jude Silber Schmidt in Amsterdam, vor kurzem geschickt hatte, in die langen Taschen seiner blaugrauen Weste gleiten zu lassen. Ein flüchtiger Blick über den Tisch mit verschiedenen Apparaten bestimmte ihn noch, ein kleines Glasinstrument, aus einer in zwei rechte Winkel gebogenen und in Kugeln endenden Glasröhre bestehend, in die Hand zu nehmen und so gerüstet, eilte er jetzt die Treppe hinauf vor den Hörsaal. Einen Moment lang horchte er an der Thür; seine Miene schien sich im strengen, sein Blick im stechenden, durchdringenden Ausdrucke zu üben, dann öffnete er mit heftigem Schläge auf die Klinke, als beabsichtige er dadurch das laute Murmeln im Saale zu beherrschen, die Thür und trat mit dem vollen gebietenden Ernste, dessen er fähig war, gerademwegs auf seinen Ratheder zu, wo er, ohne das Zurühkommen der Studenten abzuwarten, sogleich seinen Vortrag begann. Die Studenten waren noch sehr unruhig

und während sie jetzt ihre Plätze suchten, wurden viele erst dadurch gewahr, daß das Kolleg bereits seinen Anfang genommen habe. Beireis sprach mit einer scharfen Betonung, die auf innere Gereiztheit schließen ließ, seine Miene war durch einen bohrenden Blick, den er dahin richtete, wo die meiste Unruhe herrschte, weniger ernst, als beherrschend geworden; je lauter die Studenten waren, um so leiser sprach er. In seinem ganzen Auftreten lag so viel Imponierendes, daß viele Zuhörer sich fragend und zweifelhaft anblickten. Man schien den Mut verloren zu haben, den geheimnisvollen Mann durch Scharren zu insultieren.

Beireis hatte längst sein Auditorium durchforscht und erkannt. Die vielen fremden und frivolen Gesichter, welche er vor sich bemerkte, ließ er nicht aus den Augen, keine Bewegung eines älteren Zuhörers entging ihm, mit kalter Ruhe beherrschte er die Absichten der Studenten, von denen keiner den Impuls zum „Ulk“ anzugeben wagte. So mächtig wirkte trotz des angeregten Zweifels in den jugendlichen Gemütern der Ausdruck und die Gegenwart seiner immer mystisch bleibenden Persönlichkeit. Es wurde bald mäuschenstill im Hörsaal und die absichtlich gedämpfte Stimme des Lehrers überall vernommen. Ein siegreiches Lächeln spielte kaum merkbar um seinen klugen Mund. Jetzt glaubte er, daß die Zeit gekommen sei, seine Feinde zu demütigen. Plötzlich hielt er in seinem Vortrage inne und musterte die fremden Studenten. Man sah ihn erwartungsvoll an.

„Meine Herren,“ sprach er mit der Lebendigkeit, die man im Vortrag an ihm gewohnt war, „ich sehe heute ungewöhnlich viel Hospitanten, die unmöglich der Neugier, jedenfalls aber die Neugier hergeführt hat. Es wäre ungeschicklich von mir, wollte ich diese Neugier nicht befriedigen, denn die anderen Professoren scheinen dazu nicht gewillt oder fähig zu sein, Ihnen etwas neues zu bieten. Diejenigen, welche mein Kolleg bezahlt haben, werden deshalb ihren mitgebrachten Freunden das Opfer bringen und ihren Lehrkursus der Physik heute mit dem Amüsement vertauschen wollen.“

Ein Gemurmel entstand unter den Studenten. Man fühlte die Ironie, welche in der Anrede des Lehrers lag. „Das ist was für Hospitanten!“ rief Beireis hohnlachend, indem er die mitgebrachte Glasröhre an einem Kugelende emporhob und die in der anderen Kugel befindliche wasserhelle Flüssigkeit zeigte. „Achten Sie auf, die Wärme meiner Hand soll binnen einer Sekunde dies Wasser ins Kochen bringen!“

Man machte Miene zum Lachen, aber allgemeines Erstaunen brachte eine schweigende Ruhe hervor, als sogleich die Flüssigkeit in der Glaskugel zu brodeln und zu brausen begann. Beireis hielt das Phänomen mit höhnischem Lächeln den Studenten vor die Augen.

„Achten Sie ferner auf,“ sprach Beireis, „diese mit Wasser gefüllte Kugel werde ich, ohne sie zu zerbrechen, dergestalt zusammendrücken, daß die Flüssigkeit mit kräftigem Strahle in die Kugel des anderen Röhrenendes dringt. In meiner Hand wird auch das Glas biegsam wie ein Schlauch.“

Und zum Erstaunen der Studenten geschah es, wie Beireis gesagt hatte. Man flüsterte miteinander.

„Es ist doch wahr, er kann Zauberkünste machen.“

„Nein, das muß alles natürlich zugehen, es wäre in der Ordnung, daß er uns die Sache erklärte.“

„Mir wäre es lieber, er setzte sein Kolleg fort. Er tuts absichtlich nicht, weil die Hospitanten hier sind. Soll ich anfangen zu rufen: Hospitanten hinaus!?“

„Höre, was spricht Agricola?“

Der Student Agricola hatte nämlich seit dem Ereignisse auf dem Korneliusberge seine Zweifel darüber, ob er an Uebernatürliches glauben solle oder nicht, dadurch zu lösen gesucht, daß er von Stunde an das Kolleg der Physik bei Beireis belegte, um, wie er seinen Freunden im Ducksteinkeller zu erzählen pflegte, die Wunder des Mannes kritisch zu prüfen. Er hatte auch jetzt das Phänomen mit großem Ernst betrachtet und sein Eifer trieb ihn zu einer lauten Anrede des Hofrates, den er um natürliche Deutung dieses physikalischen Experiments bat.

Beireis sah den ehrbaren Studenten scharf an, als wollte er ihn abschätzen, dann antwortete er: „Die Er-

klärung ist eine einfache. Ich habe es gewollt und mir gehorchen Wasser und feste Körper, wenn ich das Geseß an sie lege. Fragen Sie doch einmal die Freigeister, ob die eine bessere Erklärung dafür haben.“

Zu dieser letzten Aeußerung wurde Beireis hingezissen, weil er bemerkte, daß einige Studenten spöttische Gebärden machten, die seinen leicht verletzbaren Ehrgeiz sogleich anregen und kränken mußten. Es brannte ihm plötzlich auf der Seele, noch mehr zu äußern, da die Stunde doch einmal unregelmäßig geworden und er unwillkürlich an die Machinationen seiner feindseligen Kollegen erinnert war, gegen deren Reden in der deutschen Gesellschaft er heute vor dem großen aus vielen fremden Studenten gebildeten Auditorium am geeignetsten zurückwirken zu können glaubte. Mit sarkastischem Tone und blickendem Blicke fuhr er fort: „Sie hören und lesen seit kurzem viele Widerlegungen des Uebernatürlichen und ich kann Ihnen nicht verargen, daß Sie die Luft verspüren, hinter den Schleier des Geheimnisses blicken zu können. Fordern Sie aber einmal die Schöpse auf, meine Geheimnisse natürlich zu erklären?“

Ein lautes Gemurmel erhob sich von neuem, einige Stimmen riefen: „Oho!“

Um so hitziger fuhr Beireis fort: „Wer wagt es, mir gegenüber zu imponieren, daß er die Naturkräfte kenne und ihrer Herr sei wie ich? Wo sind die Physiker, welche Rechenschaft von meinem Wissen zu geben vermögen? Alle Kompendien der Naturlehre sind erbärmlich und das schlechteste aller physikalischen Handbücher ist das von Krüger, meinem Vorgänger, welches ich absichtlich meinem eigenen Kollegium zugrunde gelegt habe, um Ihnen handgreiflich zu machen, wie hoch ich mich über diesen Grund erheben muß, um zu lehren, was ich einstweilen der Welt von der inneren Werkstatt der Natur verraten darf. Ich sage darf, denn alles darf ich nicht zur Kenntnis bringen, um nicht die Verhältnisse der Menschen zu einander zu verwirren, und was sollte zum Exempel daraus werden, wenn jeder sich das Gold selbst machen könnte?“

Jetzt nahm die Unruhe der Studenten zu, es erscholl ein Rühren aus ihrer Mitte, es regten sich einige Füße zum Scharren.

Beireis glühte und seine Sprache erhielt jenen Ausdruck rhetorischer Begeisterung, womit er bisher seine Zuhörer immer hinzureißen vermocht hatte. „Ich weiß es, daß der Neid darauf ausgeht, meine alchimistische Kunst zu leugnen, meine Herren, lassen Sie sich nicht beschwätzen, sehen Sie hier das Produkt meiner letzten Arbeit in verwichener Nacht, reden Sie, ist das Farbe oder Essig, wie die superklugen Narren die Welt glauben machen möchten, daß ich daran ein Stück Geld verdiene, was ist das?“

Bei diesen Worten hatte er zwei Barren rohen Goldes aus der langschößigen Westentasche gezogen und hielt sie hoch empor. Die Wirkung dieses Theaterkoups war eine verschiedene. Ein Teil der Studenten starrte das rohe Gold mit einer gewissen Ehrfurcht an und schien Bewunderung für Beireis zu empfinden; ein anderer Teil aber lärmte, gab Zeichen des Mißfallens zu erkennen und schrie einigen Stimmen, welche „Vivat Beireisius!“ rufen wollten, ein hartes „Silentium!“ entgegen. Es war der eigentliche Streitpunkt der Studentenschaft angeregt worden, die von den anderen Professoren entzündete Parteifrage, ob Gold produziert werden könne oder nicht, mit der Beantwortung und Schlichtung auch die Person des Hofrats Beireis stehen oder fallen sollte, wie die Kollegen sich das planmäßig ausgedacht hatten. Denn würde die Alchimie desselben als eine Lüge bewiesen, so würde damit auch die ganze Naturwissenschaft des öffentlichen Lehrers verdächtigt worden sein.

Beireis kannte die herrschende Stimmung und hatte deshalb einen durchgreifenden Stoß in die schwankende, sonst mit gläubiger Hingebung an ihm hängende Studentenschaft bringen wollen, er hatte absichtlich diese alchimistische Lebensfrage seines Ehrgeizes, als ein Experiment mit der öffentlichen Stimmung, zur Sprache gebracht. Als er die Unruhe bemerkte, ließ er die Goldbarren wieder in die Tasche zurückgleiten, griff eine Hand voll neugemünzter Dukaten und rief, auch diese emporhaltend:

„So sieht mein Gold aus, wenn es geprägt ist, nur arme Lumpen zweifeln an meiner Kunst, sie erklären die Unmöglichkeit aus Gründen ihres eigenen Hungers, hier aber sehen Sie die Wirklichkeit!“

Eine noch größere Unruhe entstand. Beireis sah sich in der vermeintlichen Wirkung seiner experimentierenden Handlung getäuscht und geriet in eine leidenschaftliche Bewegung, da er sich sagen mußte, daß die Intrigen und die Aufklärungsmittel seiner mißgünstigen Kollegen schon nachhaltig auf die Stimmung der Studenten gewirkt hatten. Es lagen hier der Aberglauben im Dienste eitler Selbstsucht und die Aufklärung im Dienste persönlicher Rache in einem versteckten Kampfe miteinander. Das mußte der schlaue Beireis scharf zu beurteilen, eben deswegen aber mußte er den Diener seiner Selbstsucht mit Eifer und Hartnäckigkeit verteidigen. Man fing an, im Hörsaale einen zunehmenden Tumult zu machen, hier und dort scharrte ein Fuß oder rief ein versteckter Mund ein: „Vivat Kemmer und Bartels!“, es stand Beireis unmittelbar vor der Gefahr, zum ersten Male in seinem akademischen Leben von einer Studentenschaft ausgepöcht zu werden, die immer und auch jetzt noch seine vielumfassende Gelehrsamkeit achtete und seine Lehrvorträge eifrig suchte. Mit ironischer Freundlichkeit in der Miene, aber mit kochendem Aerger im Herzen, sagte er sich hastig, daß ein ausbrechender Tumult in seinem Auditorium ein Triumph seiner Feinde sein müssen; diesen zu vermeiden, gab ihm seine Klugheit das rascheste Mittel zur Hand. „Meine Freunde!“ rief er, „Wenn ichs genau überlege, so sehe ich nicht ein, warum ich die Welt länger in Ungewißheit über ein Mittel zum irdischen Glücke lassen soll, welches unzählige Leiden beseitigen, freilich auch eben so große Uebel nach sich ziehen kann.“

„Hört!“ riefen die aufschauenden Studenten, und es entstand eine lautlose Aufmerksamkeit.

„Eben des Uebels wegen, welches das Glück aufwiegen mag, hat die Natur das große Geheimnis nur in die Hände einzelner, weniger Menschen gegeben, welche genug Verstand besitzen, die Macht der Natur mit Maß und Ziel dienstbar zu machen. Denn wer des Geheimnisses

Herr werden will, muß starke Proben seines Verstandes ablegen. Ich aber will das unter unsäglichen Mühen und Opfern an Leib, Seele und Eigentum errungene Geheimnis der Welt preisgeben. Meine Herren, ich will die Goldmacherkunst in einer öffentlichen Stunde enthüllen!“

Es entstand auf die horchende Stille eine plötzliche Bewegung, ein Gemurmel, von den mannigfaltigsten Ausrufen der Ueberraschung durchtönt, man rief: „Es lebe der Hofrat!“ „Bravo!“ „Hoch!“, aber mit einem Male erscholl der donnernde, gemeinsame Ruf: „Vivat Beireisius!“ unter Schwenken der Mützen und Klatschen der Hände, und beide Parteien vereinigten sich in dem wiederholten und jubelnden: „Vivat Beireisius!“

Der Hofrat stand leuchtend und den klugen Triumph auf den rot angeslogenen, mageren Wangen tragend, auf dem Ratheder und das Lächeln der schmalen, eingeknickten Lippen verbarg mehr eine siegreiche Geringschätzung seiner Gegner, als es die frohe Befriedigung seiner Selbstliebe ausdrückte. Der einmal angeregte und heißhungerige Ehrgeiz verleitete ihn aber zur völligen Sättigung desselben und riß ihn in den Fehler der Selbsttruhmrednerei fort, dem er sich dann mit innerster Behaglichkeit hinzugeben nicht enthalten konnte. So auch jetzt. Das donnernde Vivat, welches sein Auditorium durchtönte und welches auch der mit banger Sorge draußen an der Tür horchende Leonhard freudig vernahm, hatte Beireis in eine ruhmstüchtige Trunkenheit versetzt. Er mußte von sich selbst reden, wie es ihm heute morgen in seinem Briefe an Zimmermann gleichfalls Bedürfnis geworden war.

„Meine Herren“ hub er an, „Männer von Ruf haben ihre Reider, was sollte ich nicht dergleichen haben, da mein Name in Ost- und Westindien, am Nord- und Südpole gefeiert wird! Sie hätten aber, als meine dankbaren Schüler, über die Blindschleichen herfallen sollen, die mir rücklings nachkriechen, um meine Freunde vom Wege zu scheuchen, den ich betrete. Meine Herren, es ist mir nichts unmöglich im Entdecken geheimer Naturkräfte, im Erfinden von Stoffen und Triebwerken, im Erwerben aller

Schätze der Welt. Dafür sind meine Agenten über den ganzen Erdboden verbreitet, die amerikanischen Wilden sowohl wie der Kaiser von China senden mir ihre Seltenheiten, und was könnte sich mit meinen Sammlungen messen? Aber um dahin zu gelangen, muß man selbst die Erde in Auf- und Niedergang persönlich kennen gelernt haben. Wer mich beurteilen will, muß mehr von der Erde wissen als ich, aber wo finde ich den? Etwa hier in Helmstedt, wo die Achselköpfe sich ein Urteil und den Maßstab über mich anmaßen, ohne weiter als ein paar Stunden über die Grenze gekommen zu sein?“

„Hört! hört!“ riefen einige Stimmen und eine lächelnde, in den Reihen der Zuhörer schnell vorübergehende Unruhe folgte darauf. Beireis bemerkte, daß sein Auditorium alle Feindseligkeit vergessen hatte und sich vielmehr an seinen Mitteilungen ergötzte und er gefiel sich darin, noch mehr von sich zu reden und noch einmal, wie er es alle Semester gern wiederholte, ein Bild seiner großen Lebenserfahrungen und Fertigkeiten in das Gedächtnis zurückzurufen. Er erzählte von seinen Reisen nach Japan und China, von seinen Verbindungen mit allen Fürsten und Gelehrten der Erde. Er behauptete, daß kein Mensch in irgend einer einseitigen Ausbildung seines Geistes oder Leibes etwas Bedeutendes zu erreichen vermöge, sondern zum Entfalten menschlicher Größe alle Anlagen und Fähigkeiten des Geistes und Leibes gleichzeitig und harmonisch ausbilden müsse. Er suchte nachzuweisen, daß eine kräftige Erziehung des Leibes auch den Geist bildsamer mache, daß der Geist wieder der leiblichen Betätigung physischer Anlagen bedürfe, um gesund und bedeutsam zu werden. „Sehen Sie mich an,“ sprach er, indem er sich auf die Brust schlug, „hätte ich wohl der Beireis in der Wissenschaft werden können, wenn ich nicht von Anfang an auch auf Fertigkeiten meines Körpers bedacht gewesen wäre! Ich war der erste Schwimmer, Fechter, Reiter, Tänzer, Jäger und Scheibenschütze auf fünfhundert Schritte und trotz meines Alters stehe ich noch heute für die Ehre meiner Künste. Der Mensch soll universell sein, deshalb bin ich auch Zeichner, Dichter und musikalischer Komponist!“

Man lächelte dem Erzähler ergötlich zu. „Apropos! Um nur eine Tatsache vom Reiten zu geben, so hören Sie,“ fuhr Beireis fort, der in dem Anlächeln seiner Zuhörer eine Ungläubigkeit zu erkennen glaubte und in solchen Fällen gleich eine Anekdote, angeblich aus seinem Leben, in Bereitschaft hatte. „Hören Sie, in Neapel machte ich einst als guter Reiter ein vorzügliches Aufsehen. Der König beider Sizilien, welcher mich mit seltener Gnade aufgenommen hatte, um mir den Aufenthalt unter dem schönen, italienischen Himmel so viel als möglich durch Genüsse jeglicher Art zu würzen, ließ mich auch einst seinen prachtvollen Marstall durchmustern. Staunend verweilte ich vor einem herrlichen Zelter und mit Bedauern mußte ich erfahren, daß das schöne Tier zum Reiten unbrauchbar sei. Meine Zweifel wurden auf der Stelle durch die vergeblichen Versuche der vornehmsten Reiter Neapels nicht ganz widerlegt, ich gedachte, den Bucepalus, gleich Alexander, zu besteigen. Auch ich stellte das Tier gegen die Sonne, schwang mich hinauf und tummelte den Zelter zur Freude des ganzen Hofes und der staunenden Menge auf dem Broglio auf und nieder und unter lärmendem Beifallklatschen jauchzten mir die Neapolitaner ein lautes: viva il divino Beireis! entgegen. Ja, meine Herren, es sind dieses nur kleine Exempel von dem Thema, daß der Mensch universell sein muß und daß ich mich bereit erkläre, über jede Frage des menschlichen Wissens und Könnens den gehörigen Aufschluß zu geben.“

Die Studenten hatten wohlgefällig zugehört und Beireis hatte wiederum durch seine Persönlichkeit und Frische in der Darstellung alle harten Urteile über sich in der empfänglichen Studentenschaft niedergeschlagen; man hing von neuem mit Liebe an ihm und dachte nicht mehr an die Absichten im Anfange der Stunde. Die verheißene Entdeckung des Goldmachens bewegte von neuem die Zuhörer, als Beireis mit den Worten: „Fragen Sie nun einmal die Männer, welche sich eifrig bemühen, mich zu verkleinern; was diese von sich zu erzählen haben, wird nicht weiter als ihr täglich Brot reichen. Lachen Sie mit mir über die Raben, welche einen Löwen verzehren möchten, so lange er noch lebt“, vom Katheder herabstieg und

Miene machte, davonzugehen. „Wann wollen Sie das Goldmachen lehren?“ fragten eifrige und zahlreiche Stimmen. Beireis wendete sich noch einmal nach den Zuhörern um und sah sie einen Moment lang mit Schärfe, Schweigen und Schlaueit an; dann sprach er: „Ich werde in den nächsten Tagen eine besondere Stunde dafür bekannt machen und ich gestatte, daß Hospitanten alsdann teilnehmen.“

Ein tumultartiges Bravo, welches die nach der Tür drängenden Studenten nachriefen, begleitete ihn die Treppe hinab, wo ihm der Famulus Leonhard mit den Worten entgegen kam: „Es hat schon längst drei geschlagen; die Studenten, welche ihr Kolleg von drei bis vier hören, stehen schon vor der Haustür. Aber es ist ein Bote vom Herrn Grafen von Beltheim zu Harbke angekommen und hat ein stattlich Handpferd mitgebracht, um Sie sogleich abzuholen, da die gnädige Komtesse einen Anfall gekriegt hat.“

Beireis vernahm diese Nachricht mit großer Aufmerksamkeit und trat selbst vor die offene Haustür, um den Knecht des Grafen anzurufen, der auf und nieder ritt und mit dem unruhigen, gesattelten Handpferde zu tun hatte, das wahrscheinlich durch die harrenden und die herauskommenden Studenten aufgeregt geworden war. Als Beireis vom Knechte die Eile des gräflichen Wunsches vernommen hatte, rief er den nächsten Studierenden zu: „Die Vorlesung über spezielle Pathologie muß heute ausfallen, da ich, wie Sie sehen, eiligst zu einer Kranken gerufen bin, ich werde die Stunde nachholen.“ Dann ging er in seine Stube, ein Paar hohe Stiefel anzuziehen und eine Taschenapotheke zu füllen, während Leonhard ihm dabei half und den Auftrag erhielt, den jungen Herrn von Crell auf heute von 4—5 Uhr abzubestellen, da er sonst zur Privatvorlesung über allgemeine Therapie sich einstellen werde.

Draußen auf der Straße standen unterdessen noch viele Studenten, welche nicht nur die mutigen Beltheim'schen Pferde besahen, sondern auch in lebhaftester Unterhaltung geraten waren, die aus dem Hörsaale Bekommenen hatten den auf das folgende Kolleg Harrenden die

wichtige Nachricht mitgebracht, daß der Hofrat das große, bereits zu so mannigfaltigen Debatten Veranlassung gegebene Geheimnis der Goldbereitung nächstens öffentlich in einem besonderen Kolleg verraten wolle, und diese Kunde machte im Studentenkreise eine ungewöhnliche Sensation. Man fragte nach der Möglichkeit und den vorhergegangenen Umständen dieses Entschlusses, man erzählte den Vorgang der letztverwichenen Stunde und geriet in eine heitere Kritik und einen ergötzlichen Austausch über das eben vernommene Selbstlob. Folgendes Gespräch draußen am Fenster belauschte Beireis in seiner Studierstube mit eigenen Ohren:

„Man kann ihm doch nicht gram sein, wenn er auch aufschneidet. Und das ist wahr, er weiß alles.“

„Nur an seine Leibeskünste glaube ich nicht. Ich möchte ihn fechten, reiten und musizieren sehen.“

„Das können Sie wohl, schießen auch; er muß in seiner Jugend famos darin gewesen sein.“

„Bah, seine Jugend, das sagt nichts, seine ganze Vergangenheit ist mystisch.“

„Er hat, wie ich selbst in einer fröhlichen Gesellschaft beim Bergrat Lorenz von Crell mit angesehen habe. Stiche mit dem Nappier geführt, die keiner von den anwesenden, kunstverständigen Vorsehern unserer Universität zu parieren vermochte und der junge Beltheim, welcher mit dort war, erzählte, daß Beireis einst auf dem Gute seines Vaters im Radschlagen eine Gewandtheit und Geschmeidigkeit seines Körpers bewiesen habe, die ihm keiner zugetraut hatte.“

„Im Reiten können wir ihn heute auf die Probe stellen, sieh, wie wild und widerspenstig das Tier ist, wir wollen ein bisschen näher herangehen, damit der Hengst sich scheut und unruhig bleibt.“

Beireis war längst gestiefelt und reisefertig, aber er zögerte noch immer, hinauszugehen und das Pferd zu besteigen; die beobachtenden Studenten waren ihm lästig und unwillkürlich warf er verstohlene Blicke auf das Pferd, wenn dasselbe unruhig tanzte oder sich gegen den Zügel auflehnte. Die Neugier der Studenten, ihn auf dem unbändigen Tiere reiten zu sehen, spornte aber auch

seinen Ehrgeiz an, er entschloß sich, dem von den Studenten gehegten Zweifel an seiner Reitkunst Trotz zu bieten und trat mit ruhiger Entschiedenheit an die Haustür, wo der Knecht sogleich das Handpferd vorführte. „Ihr habt ein sehr wildes Tier gebracht“, sagte Beireis, indem er dem Pferde den Hals klopfte und um Zeit zur Beobachtung desselben zu gewinnen, sich stellte, als kenne er es nicht.

„Ei, Herr Hofrat, es ist ja der Leibhengst vom Grafen. Da das Pferd zwei Tage im Stalle gestanden hat, so befohl der gnädige Herr, daß ich es für Sie mitnehmen möchte, damit es geritten würde.“

Beireis warf einen finstern Blick auf die nahestehende Studentengruppe, stieg dann mit großer Gewandtheit auf das Roß und hatte, im Sattel sitzend und den Zaum gehörig in der Hand zurechtlegend, große Mühe, dasselbe zu halten. Die Studenten lächelten, es ertönten die Worte: „Neapel! Neapel!“ und als in demselben Augenblicke das ungeduldige Pferd davonjagte, so daß der Beltheimische Reitknecht kaum folgen und man nicht unterscheiden konnte, ob das Pferd mit Beireis oder dieser mit dem Pferde die Straße hinunter galoppierte, da lachten die sich zerstreuenden Studenten hinterdrein und wiederholten den neapolitanischen Ruf: „viva il divino Beireisio!“

Es war vier Uhr, als der Berghauptmann Graf von Beltheim im Gutshause zu Harbke aus dem Gemache seiner Tochter kam, welche zur Mittagszeit einen Anfall von Ohnmacht und Gefühllosigkeit erlitten, aber sich zusehends wieder erholt und soeben aus dem Bette entfernt und in das Kanapee gesetzt hatte. Der Graf ging in seine Stube, wo er vorhin die Gemahlin zurückgelassen hatte, welcher er jetzt die zunehmende Erholung der Tochter verkündete.

„Als ich vorhin bei ihr war, schlief sie, ich werde aber nun dem guten Kinde Gesellschaft leisten“, antwortete die Gräfin und legte die Handarbeit bei Seite.

„Nun wäre es unnötig gewesen, zu Beireis zu schicken“, meinte der Graf, vor das Fenster tretend, um den Weg hinabzuspähen, „wenn er bald nach drei von Helin-

stet weggeritten wäre, so müßte er schon längst hier sein; auf meinem Pferde mache ich den Weg in kürzerer Zeit.“

„Es ist ein Glück, daß der Hofrat unnötig erscheint; aber doch freue ich mich, ihn wieder zu sehen und da du auch seit zwei Tagen nicht vom Gute gekommen bist, so wird er dir eine interessante Unterhaltung gewähren; er ist und bleibt doch ein gescheiter und belehrender Mann, dessen Erzählungen ungemein amüsieren.“

„Ein Original, von dem man nicht mehr weiß, was Wahrheit und was Schein bei ihm ist. Was er mir als Arzt sagt, das glaube ich bis aufs Sterben, er ist als Mediziner ein Wundermann; was er in der Naturgeschichte lehrt, das ist alles klar, gewiß und gründlich, aber seine Reiseerzählungen glaube der Ruckuck, ha! ha! Was erzählte er doch leztthin von seinem Freunde, dem Kaiser von China?“

„Ach, das behalte ich nicht, das hört man an wie eine Sonate auf dem Klavier, man hört es aber gern mehrere Male.“

„Wer kommt denn dort? Da fährt ein Wagen direkt auf das Haus zu“, sprach der Graf, „sollte Veireis mein Pferd verschmäht haben und im Wagen kommen? Hm! Das ist ein bekanntes Fuhrwerk, richtig, der Hofrat Schrader aus Helmstedt ist es, der hat sicherlich seinen Kollegen Veireis mitgebracht.“

Der Graf öffnete das Fenster um die vermeintlichen Gäste in dem heranrollenden Wagen zu erkennen. Die Gräfin schritt unterdessen, um die Männer unter sich zu lassen und die Ankunft des Arztes zu verkünden, in das Gemach der leidenden Tochter.

Als der Wagen vor dem Gutshofe hielt, stieg der Hofrat Schrader allein aus und winkte grüßend dem Grafen am offenen Fenster zu. „Nun?“ rief dieser. „Kommen Sie allein? Wo haben Sie Veireis gelassen?“

„Veireis? Ei, davon weiß ich nichts“, antwortete Hofrat Schrader und schritt in das Haus, da der Graf das Fenster schnell zuwarf und ein paarmal hastig durch das Zimmer ging, als beunruhige ihn ein Gedanke. Hofrat Schrader trat jetzt in die Tür und wurde willkommen

geheißen, aber auch gleichzeitig gefragt, ob er Beireis seit mittag nicht gesehen habe.

„Seit mehreren Tagen nicht, der lebt jetzt im Kampfe. Aber warum glaubten Sie, daß er mit in meinem Wagen sitzen müsse?“

„Ich habe ihn durch Expressboten holen lassen, und er müßte nach meiner Zeitrechnung schon lange hier sein.“

„Mein Gott, Sie bedürfen doch seiner Hilfe bei der liebwerten gräßlichen Familie nicht? Diese Eile und Erwartung läßt mich fürchten...“

„Nein, nein, lieber Hofrat, die Gefahr ist glücklich vorbei; meine Tochter hatte einen Anfall, aber was mich jetzt beunruhigt, das ist mein Pferd, mein bester Hengst, ein Tier von fünf Jahren, hm, ein Kapital.“ Bei diesen Worten spähte der Graf flüchtig durch das Fenster über den Weg.

„Ah, ich erkläre mir die Umstände; der Beireis hat schon früher einmal eine Wunderkur an Ihren Pferden gemacht, er versteht alles Lebendige zu kurieren.“

„Ei bewahre, ich habe ihn heute in der Angst des ersten Augenblicks rufen lassen und ihm mein bestes Pferd geschickt; nun trifft er nicht ein, das beunruhigt mich; wenn nur dem Pferde nichts begegnet ist.“

„Hm! Beireis versteht ja zu reiten... denken Sie nur an den Bucepalus des Königs von... wo war es doch, wo er seine Kunst bewies?“

„Ja, ja!“ fiel der Graf gezwungen lachend ein, um seine Sorge und Zerstreuung im Gedanken an sein Lieblingspferd zu verbergen, „als er es vor Jahren erzählte, da war es zu Genua gewesen, ein andermal nannte er Neapel, nun, das muß man mit einem Weltreisenden, wie unser Beireis ist, nicht so genau nehmen.“

„Weltreisender, haha! Weltreisender, das ist köstlich. Münchhausen kann nicht lustiger erzählen.“

„Machen Sie sich bequem, nehmen Sie Platz, lieber Schrader“, sagte der Graf unter heimlichem Seitenblicke über den Weg draußen, „es freut mich, daß Sie auf den Einfall gekommen sind, mich heute zu besuchen. Die beiden Tage Regenwetter haben mir keinen Fremden zugeführt und ich bin auch nicht hinausgekommen; es ist

felten, daß im Sommer ein Tag vergeht, wo auf Harbke nicht ein guter Freund einkehrt.“

„Ich zögere eigentlich zu bleiben, da die Komtesse nicht munter ist und ich Ihre Besorgnis erkenne.“

„Meine Tochter ist schon wieder besser. Lassen Sie uns heute beisammen bleiben, da Beireis auch kommen und die Kranke schon genesen finden wird, so soll es uns an Unterhaltung nicht fehlen. Sie speisen heute abend mit mir. Wir haben Mondschein und Sie nehmen Beireis wohl in Ihrem Wagen mit zurück.“

„Mit Vergnügen, Herr Graf. Doch soll mich wundern, ob der Adept von Helmstedt, wie ihn Goethe nannte, als er hier auf Harbke war, bei guter Laune sein wird.“

„Apropos, Sie äußerten vorhin, er sei im Kampfe begriffen, wie verstehen Sie das?“

„Seine feindlichen Kollegen haben einen planmäßigen Feldzug gegen ihn eröffnet und mich soll wundern, wie er sich dagegen benehmen wird.“

„Sehen Sie sich mit mir an dieses Fenster, die Aussicht auf das Holz ist schön. Sehen Sie sich, ich folge gleich nach“, unterbrach der Graf schnell, indem er auf zwei am Fenster stehende Sessel wies, dann die Glocke läutete und danach dem Hofrat gegenüber Platz nahm. „Wer hat denn den Feldzug veranlaßt?“ fragte er, um das Gespräch fortzusetzen.

„Es ist immer noch der alte Zwiespalt zwischen dem Wunder und der Aufklärung, dem Ruhme und dem Reide.“

„Ja, dem Reide, da haben Sie völlig recht, lieber Schrader, man lasse doch dem Beireis seinen Ruhm, man ignoriere seine ehrgeizigen Schwächen und ehre seine wahren Kenntnisse und Verdienste, er ist ohne alle Frage der berühmteste Mann unserer Universität.“

Ein Bedienter trat ein und der Graf rief: „Hochheimer und drei Gläser!“

„Abt Henke, so wie die Mediziner Remer und Bartels, auch Sander und der gelehrte Philologe Bruns schreiben und dozieren gegen Beireis vom wissenschaftlichen Standpunkte aus, mein Kollege Delze schloß sich ihnen praktisch an und so wollen sie beweisen und der Studen-

tenschaft sowohl wie dem Volke dartun, daß Beireis mit besonderen Kenntnissen und Kräften renommire, die längst allgemeines Gut der Wissenschaft geworden wären und daß alle übernatürliche Kunst des Mannes nur Betrug und Verrath und seine Universalität nur Schein sei.“

„Das ist nicht hübsch von Henke, das werde ich ihm selbst sagen; Beireis ist ein grundgelehrter Mann und ist es nicht schon genug, wenn man sich über seine Uebertreibungen vergnügt und Nutwillen des freundschaftlichen Scherzes an ihm übt, ohne zu vergessen, daß er doch einen tüchtigen, gelehrten Kern und viel Gutmütigkeit in sich hat? Wenn Seine Durchlaucht, der Herzog, von solchen Angriffen erfährt, wird sie ungehalten darüber sein, obgleich sie allerhöchstselbst Vergnügen daran findet, seine kleinen Schwächen zu necken, damit er sie mit Geist und Witz verteidigen muß.“

Der Graf lud nach diesen Worten zum Trinken ein, da der Bediente soeben wiedergekommen war, zwei Gläser Wein gefüllt und nebst der Flasche auf einen kleinen Tisch zur Seite der Herren gestellt hatte. Man trank.

„Beireis wird seine naturhistorischen Gegner schon unterkriegen“, meine Hofrat Schrader, „aber der Philologe Bruns, ein scharfer Denker der Sprachen, wird ihm gefährlich werden. Beireis will, wie Sie wissen, auch Sprachforscher sein, er hat früher einmal öffentlich und vom Ratheder herab mit schonungsloser Heftigkeit einen sprachlichen Schnitzer des Kollegen Bartels in einer von dessen Schriften gerügt und bespöttelt, daraus entstand zuletzt die Feindschaft des Bartels, und um sich gehörig zu rächen, suchte dieser einen bedeutenden Bundesgenossen in seinem Freunde Bruns, der nun erklärt hat, daß Beireis von allen morgenländischen Sprachen gar nichts verstehe. Das ist schlimm und ein gefährliches Wort.“

Der Graf stand mit einem gutmütigen, stillen Lächeln vom Sessel auf und öffnete ein Schreibpult. „Ja“, sagte er, „ich besitze sie noch, wir wollen uns heute einen Scherz machen.“

„Wieso?“

„Ich habe neulich für meine Söhne echte chinesische Tische gekauft, welche in eine Drucksache eingewickelt

war, auf der viel chinesisches zu lesen ist. Da Beireis mit seinem Freunde, dem Kaiser von China, in Korrespondenz steht, so muß er auch chinesisches verstehen . . .“

„... ja, was Sie wollen, auch japanisch, tartarisch, hindostanisch . . .“ lachte Schrader.

„... nun gut, er soll uns dieses Druckstück übersetzen, wir wollen ihn auf die Probe stellen und erwarten, was er uns herausliest. Das Blatt sieht mehr einer Buchseite als einem Prospekt ähnlich. Auch ist es auf der Reise von China und durch das lange Liegen beim Kaufmann ziemlich schmutzig und gelb geworden und ich werde verschweigen, wozu es eigentlich gedient hat.“

„Röftlich! Das wird ein Spaß werden, aber er wird sich schon herauslügen“, sagte Schrader. „Es ist ja Prof. Bruns nicht zugegen, da wird er uns keck abfertigen.“

„Es ist wirklich zu beklagen, daß er nicht bei der Stange bleibt, nicht nur mit seiner Chemie, Physik, Geologie, Mechanik, Mathematik und Medizin zu tun hat, worin es ihm so leicht keiner nachtut, und allen anderen Hokuspokus, wie Philologie, Staatswirtschaft, Sprachkunde, Teufelsbeschwörung und Alchimie, Malerei, Musik und Dichtkunst und was es noch sein mag, bei Seite wirft.“

„Nennen Sie auch die Botanik mit, denn sogar der alte, akademische Gärtner Elster traut ihm eine nur oberflächliche Kenntnis der Pflanzen zu und doch führt er die Studenten zum Botanisieren in Garten, Wald und Feld.“

„Er hat ja auch eine Kantate komponiert, auch war er seit Jahren Helmstedtscher Konzertdirektor, alles das ist Allotria. Allen Respekt vor seinen Fachkenntnissen. Meine Söhne, die ich allein seiner wegen nach Helmstedt geschickt habe, um Privatvorträge bei ihm zu hören, sind ganz entzückt von der Gediegenheit, Faßlichkeit und Lebhaftigkeit seines Unterrichtes.“

„Man will ihm vormwerfen, daß er nur auf Goldmachen durch Praxis und Lektionshonorar ausginge und um dies zu verschleiern, die Fabel vom chemischen Goldmachen in den Mund der Leute gebracht habe; dem muß ich aber mit erfahrungsmäßiger Ueberzeugung widersprechen, denn er ist nicht nur ein sehr uneigennütziger Arzt, son-

bern nimmt es auch mit dem Honorare für seine Vorlesungen so genau nicht.“

„Das habe ich ebenfalls erfahren,“ nahm der Berghauptmann von Beltheim das Wort, „und wenn er auch für manche Privatvorlesung sich ein Semesterhonorar von 3—400 Talern bezahlen läßt, so hat er doch, wie meine Söhne behaupten, wenig reinen Gewinn dabei, da seine Experimente sehr kostspielig und zahlreich sind und er den Grundsatz festhält, daß nur allein Experimente und Anschauung der Naturkörper selbst die Naturwissenschaft verdeutlichen können.“

„Worin er gewiß recht hat.“

Es war nicht zu verkennen, daß der Graf während dieser Unterhaltung auch noch aus einem anderen Motive an Beireis dachte und daß seine flüchtigen Blicke, welche er oft durch das Fenster über den Hof und Weg warf, dem Erwarteten und den ausgesandten Pferden galten. Auch jetzt hatte er wieder hingespäht, als er plötzlich mit dem Ausrufe: „Da kommt er!“ aufsprang, das Fenster aufriß und dann mit einer eifrigen Besorgnis und Neugierde hinzufegte: „Mein Himmel, wie dampft das Pferd, wie matt geht es!“ Er machte durch Gebärden verständlich, daß er über das späte Eintreffen verwundert sei und seine strengen Blicke trafen den Reitknecht, als dieser nahe unter das Fenster geritten kam, um dem vor die Haustreppe lenkenden Hofrat das Pferd beim Absteigen zu halten. Der Knecht sah zum Grafen auf und deutete auf Beireis.

„Über bester Hofrat“, rief eifrig der Graf, „was haben Sie mit dem Pferde angefangen und wie erhitzt sehen Sie aus?“

Beireis war abgestiegen, klopfte dem Hengste mit großer Würde den Hals und die Stirn und sah dann erst zum Fenster auf. „Ich habe“, rief er, „den Alexander spielen müssen und freue mich, es in meinen Jahren noch zu können.“

„Führe das Pferd langsam durch den Hof, ehe es zum Stehen im Stalle kommt“, befahl der Graf dem Knechte und schloß das Fenster. „Was soll das heißen, Alexander?“ sprach er zu Schrader, indem er den Kopf schüttelte.

„Denken Sie an den Bucephalus zu Genua oder Neapel,“ lachte jener.

„Ah so, wir werden es weiter erfahren.“

In diesem Augenblicke klopfte Beireis an die Tür und trat rasch ein. „Ihr Diener, Herr Graf“, sagte er, ohne Umstände den Dreimaster auf den Stuhl legend und sich die weiße Ziegenhaarperücke zurecht zupfend, „das war ein heißer Ritt, nun führen Sie mich zur Komtesse.“

„Sind Sie denn erst so spät von Helmstedt weggeritten, daß Sie in Ihrem anerkennungswerten Eifer für meine Familie im gestreckten Galopp reiten mußten?“

„Was ist die Glocke?“

„Es hat halb fünf geschlagen.“

„Und um halb vier bin ich, gleich nach dem Schlusse meines Kollegs, von Hause fortgeritten, aber es war eine Ehrensache geworden, noch einmal wieder in die Stadt zurückzureiten und zwar Ihres Hengstes wegen.“

„Wie ist das zu verstehen?“

„Das Pferd war unbändig, die Studenten, welche vor meinem Hause standen, hatten es durch ihren Lärm scheu gemacht, es ging mit mir durch und ich hörte die Studenten lachen. So etwas darf mir nicht passieren, ich lernte das Pferd näher kennen, ritt es vor dem Tore mürrisch und kehrte jetzt noch einmal nach dem Markte zurück, um an dem Ducksteinkeller vorbeizureiten und den Studenten das Maul zu stopfen. Dann aber flog ich hierher, um der Komtesse ärztliche Hilfe zu leisten; ei! sehen Sie da, unser Schrader, wir haben uns auch mehrere Tage lang nicht gesprochen.“

„Deshalb sollen Sie heute beide mit mir zu Abend essen und gemeinschaftlich nach Helmstedt zurückkehren“, fiel der befriedigte und über den Vorfall und den Ehrgeiz des Reiters erheiterte Graf ein. „Meine Tochter scheint sich schon besser zu befinden, der plötzliche Anfall heute nachmittag hat nur eine Schwäche zurückgelassen.“

„Das wollen wir sehen und erwägen,“ erwiderte Beireis und wendete sich nach der Tür. Der Graf hat den Hofrat Schrader, einige Minuten lang sich die Zeit mit dem Hochheimer zu vertreiben und begleitete Beireis, der die häuslichen Räume des gräflichen Gutsgebäudes genau

kannte und sich ziemlich ungezwungen benahm, in das entfernt liegende Zimmer, wo sich die Gräfin bei der unpäßlich gewordenen Tochter befand. Ganz seiner Gewohnheit als Arzt gemäß trat Beireis mit imponierender Würde und Sicherheit in das Krankenzimmer ein, begrüßte die Gräfin flüchtig und wendete sich geradeswegs zu dem Fräulein, welches mit ermatteten Zügen halbliegend im Kanapee saß und dessen Puls er ohne weiteres mit scharf beobachtenden Blicken ergriff, während seine andere Hand sich den dargebotenen Stuhl zum Niedersetzen näherrückte.

Die Gräfin sah den Gemahl an und als dieser ihren Blick nicht zu verstehen schien, sprach sie zu Beireis gekehrt: „Ich habe Sie schon meiner Tochter angemeldet, als der Wagen vorfuhr. Sie müssen den Zustand nicht für bedenklich halten.“ Beireis antwortete, ohne die Augen von der jungen Komtesse abzulenken: „Meine Gnädige, ich bin nicht zu Wagen gekommen“, und zu der Tochter redete er, in demselben ruhigen Tone fortfahrend: „Zeigen Sie die Zunge, hm! Magenreiz, Gehirnreflexion ... Fortpflanzung auf das Rückenmark. Morgen um zwölf Uhr sind Sie wieder gesund, bis dahin Ruhe und Diät.“ Jetzt griff er in die Tasche nach seiner Apotheke.

Als die Gräfin ihre vorwurfsvollen Worte an Beireis richtete, war der Graf sofort zu seiner Gemahlin getreten, um ihr zu sagen, daß der Hausarzt erst soeben zu Pferde angekommen sei und es war damit sogleich jeder Vorwurf aus der Miene der Gräfin gewichen; beide horchten aber auf, als Beireis die Reihe der kranken Zustände hernannte, welche der Tochter Anfall verursacht hatten.

„Wäre es nicht gut, wenn meine Tochter in der frischen Luft etwas spazieren gefahren würde?“ fragte die Gräfin.

„Nein, meine Gnädige,“ erwiderte Beireis, während er nicht von der Arznei, welche er durch Mischung verschiedener Tropfen bereitete, aufblickte. „Innerlich diese Tropfen, äußerlich Ruhe und von innen und außen Langeweile, dies sind die Heilmittel. Morgen zwölf Uhr

fahren Sie spazieren, und der Appetit wird Ihnen fernere Mittel an die Hand geben.“

„Ich bin recht müde,“ sagte die junge Gräfin.

„Schlafen Sie, Komtesse, schlafen Sie, der Schlaf ist für Sie ein Arkanum.“

„Ich kann nicht einschlafen.“

„Sie haben nicht Langeweile genug, meine Liebe, lesen Sie die Gedichte der Frau Professorin Bruns.“

Der Graf sah lächelnd seine Gemahlin an.

„Indessen,“ fuhr Beireis aufstehend fort, „wollen wir Sie allein lassen, jede nervöse Erkrankung kann weder Gesellschaft noch Unterhaltung vertragen, nehmen Sie von dieser Arznei alle drei Stunden fünfzehn Tropfen, beginnen wir gleich damit.“ Er ließ sich etwas Wasser reichen und gab dem Fräulein die erste Dosis der verordneten Arznei ein, dann klopfte er die zu einer bitteren Miene verzogene Wange der Jungfrau unter einem schalkhaften Lächeln und sprach: „Ich wünsche Ihnen einen recht langweiligen Abend. Auf Wiedersehen!“

„Kommen Sie“, wendete er sich dann zu dem gräflichen Paare, „lassen Sie die Komtesse allein.“

Die Gräfin wollte erst eine Kammermagd mit der stillen Abwartung der Tochter beauftragen und dann nachfolgen, der Graf küßte traurig sein die anempfohlene Entfernung vernehmendes Kind und führte den Hofrat wieder in das Zimmer zurück, wo Schrader unterdessen allein geblieben war.

„Nun wollen wir uns einen angenehmen Abend machen“, rief der Graf, sich mit einem wohlverstandenen Blicke auf Schrader die Hände reibend, „zunächst, lieber Beireis, trinken Sie ein Glas Hochheimer zu Ihrer Stärkung und auf die völlige Genesung meiner Tochter.“

Beireis nahm das dargebotene Glas, stieß damit an und nippte vorsichtig daraus.

„Leeren Sie nur“, ermunterte der Graf.

„Nein“, versetzte Beireis, „der Wein ist für einen Denker und für einen mäßigen Mann ein betäubendes Gift, welches im Uebermaße und ohne verdünnenden oder neutralisierenden Zusatz genossen, dumm und träge macht.“

„Ei was“, lachte der Graf, „nachgerade soll alles dumm machen, was Sie nicht mögen; die Weintraube ist ja keine Kartoffel.“

„Wer ein so nüchternes Leben führt, wie ich, der darf jedes Ungewöhnliche, was anderen ein tägliches Lebensmittel geworden ist, nur mit großer Vorsicht gebrauchen“, sagte Beireis, indem er sich vom Tische ein Glas Wasser nahm und seinen Wein dazwischen goß. „Außerdem muß ich Ihnen auf die Erwähnung der Kartoffel erwidern, daß tausende von Menschen darin nur Gift genießen.“

„Aber die Leute werden doch bei Kartoffeln groß und alt“, meinte Schrader.

„Ich behaupte, daß der Genuß der Kartoffeln dumm macht, sie gehören zu dem Geschlecht der Solanen, der Nachtschatten, die sämtlich giftig sind.“

„Aber erinnern Sie sich doch nur der früheren Zeit, als Sie noch mit dem Abte Henke befreundet waren und die Frau Aebtin Ihnen eine delikate Pastete vorsetzte, von welcher Sie sich noch eine zweite Portion ausgeben haben, obgleich es eine Kartoffelpastete war. Hat diese Ihrer Gesundheit geschadet?“

„Sie hat die Wirkung gehabt, welche die Kartoffel immer hat, denn hätte sie mich nicht dumm gemacht, so würde ich gleich die Kartoffel in der Pastete erkannt und nicht noch eine zweite Portion davon gegessen haben.“

„Mein Gott, was genießen Sie denn, da Sie auch das Fleisch so vorsichtig und besorgt essen, wie ein Katholik in der Fastenzeit?“ rief der Graf.

„Der Mensch soll auf natürliche Weise diejenige Nahrung wählen, welche das ihm ähnlichste Säugetier, der Affe, von der Natur angewiesen erhielt; darum ist vegetabilische Nahrung die normale.“

Der Graf schüttelte ungläubig mit dem Kopfe und Hofrat Schrader trank mit großer Heiterkeit ein neugefülltes Glas Hochheimer aus. „Aber da müssen Sie doch“, rief der Graf, „wahrhaftig wie ein Eremit in der Wüste von Wurzeln leben.“

„Von Obst, Wurzeln, namentlich Möhren, Gemüse, Birkenwasser mit Wein, Weißbrot und altem Backwerk, außerdem trinke ich gern Schokolade.“

„Ja, ja! Dieselbe diätetische Strenge verlangt unser Beireis von allen seinen Patienten“ lachte der Graf; „ich glaube recht gern, daß man gesund dabei bleiben muß und nicht an Ueberladung und schlechten Säften leidet.“

„Ich verdanke dieser Lebensweise meine ununterbrochene Gesundheit, wozu meine Abhärtung des Körpers nicht minder beiträgt. Ich kann um Mitternacht, mitten im kältesten Winter, wenn ich zu einem Patienten gerufen werde, mit bloßen Füßen in die Stiefel steigen und den Weg durch Sturm und Schnee machen, dann, wenn ich zurückgekehrt bin, wach bleiben und arbeiten, ohne die mindeste Erschlaffung zu verspüren. Ueberhaupt schlafe ich nur wenige Stunden.“

Der Graf blickte nach seinem Schreibpult und verriet dem Hofrat Schrader damit, daß er an die Tuschetiquette und den Scherz denke, welchen er mit Beireis machen wollte. Um einen Uebergang zu bilden und da man Beireis gern in eine unterhaltende Aufregung versetzen wollte, was am leichtesten durch eine Meinungsfrage vermittelt zu werden vermochte, so begann Schrader: „Mir fällt ein, Herr Graf, daß Sie dem Freunde Beireis Ihren alten Familienring zeigen wollten, um ihm die Uebersetzung der Inschrift aufzutragen.“

„Ja, den berühmten Ring, darum bitte ich!“, rief Beireis mit plötzlichem Eifer und der Graf deutete dem heitern Schrader durch eine finstere Augenbewegung an, daß die Tuschetiquette eigentlich keinen passenden Vorläufer in dem Familienringe gefunden habe. Denn dieser Ring wurde auf dem gräflich Beltheimischen Gute Harbke nicht nur als eine Seltenheit aufbewahrt, sondern als eine Art von Amulett betrachtet, von dem man traditionell behauptete, daß es eine gewisse Segenskraft über die Familie des Besitzers ausübe und verbreite. Der Graf zögerte deshalb, den Ring zu holen. Beireis hatte aber einmal das größte Interesse dafür ausgesprochen und drängte den ernstest gewordenen Grafen, das seltsame Besitztum zu holen, denn das Ungewöhnliche hatte einen zu nachhaltigen Reiz auf ihn, um nicht jetzt auf die Bekanntheit mit einem Kleinode zu dringen, von dem schon oft

die Rede gewesen, aber zufällig dem Beireis, trotz seines öfteren Besuches auf Harbke, nur dem Gerüchte nach bekannt geworden war.

Der Graf machte Miene, dem Verlangen seines Arztes nachzugeben und auch Schrader suchte, um den Vorschlag mit dem Ringe weniger mißfällig und unpassend erscheinen zu lassen, den Grafen zur Vorzeigung des Kleinodes zu bereben. Der Graf entfernte sich und statt des beabsichtigten Nutzwillens mit der Taschetikette war plötzlich eine feierliche Stimmung eingetreten, welche durch das Erscheinen der Gräfin noch erhöht wurde, als diese, auf die Frage nach ihrem Gemahl, die Ursache seiner Entfernung vernahm und nun mit feierlichem Ernste erzählte, daß dieser Ring seit mehreren Jahrhunderten im Besitze der Beltheimschen Familie sei und aus dem grauen Altertume stamme. Sie erzählte, daß nach einer alten, überlieferten Sage einst eine auf diesem Schlosse zu Harbke lebende Witwe von Beltheim einen unbekannten Reisenden gastfreundschaftlich aufgenommen und dieser das Unglück gehabt habe, während seines Aufenthaltes hier von einer schweren Krankheit befallen zu werden, daß er aber durch die Pflege und menschenfreundliche Sorgfalt der edlen Frau wieder genesen und fähig geworden sei, seine Reise fortzusetzen. Aus Dankbarkeit habe er aber nach seinem späteren Ableben der Wohltäterin diesen Ring vermacht, dem er selbst eine geheime Kraft zugeschrieben und sorgfältig aufzubewahren anempfehl, da, so lange dieser Ring im Besitze der Beltheimschen Familie sei, dieselbe gedeihen und sich verbreiten würde.

Beireis hörte diese Mitteilung mit großer Spannung an und schien die Zeit kaum erwarten zu können, daß der Graf zurückkehrte. Es war seiner Natur eigen, daß er große Seltenheiten in den Händen anderer nicht sehen konnte ohne Verlangen, seine eigenen Sammlungen damit zu bereichern und den Erwerb durch jedes mögliche Mittel zu erzwingen oder doch zu versuchen und das möchte auch mit ein Grund gewesen sein, warum ihm der befreundete Graf nicht längst den geheimnisvollen Ring vorgezeigt hatte.

„Der Ring“, fuhr die Gräfin fort, „ist jedenfalls ein Symbol und Erinnerungszeichen, wie man Unglücklichen und Leidenden Hilfe und Schutz angeheißen lassen soll.“

„Ja, ja, in welcher Sprache sind die Inschriften?“ fragte Beireis unruhig.

„Sie hat noch kein Gelehrter entziffern können“, erwiderte die Gräfin.

„Der Probst Hermann von der Hardt hatte vor etwa fünfzig Jahren eine Erklärung versucht“, nahm Schrader das Wort, „deutet die Inschrift als das Nachwerk eines gelehrten und bekehrten Juden aus dem 15. Jahrhundert und glaubte auch die Jahreszahl 1451 zu entziffern.“

„Hm! hm! wenn wirs erst selbst gesehen haben“, murmelte Beireis immer ungeduldiger.

„Hofrat Vichtenstein zu Braunschweig hält die Schrift teils für syrisch, teils für kabbalistisch“, fuhr Schrader fort.

„Dummes Zeug, was weiß der davon“, sprach Beireis ärgerlich. Schrader lächelte.

Jetzt kam der Graf mit einem Kästchen und einigen Papieren zurück. Unter feierlicher Miene der zuschauenden Gräfin öffnete er den Behälter des Familienkleinodes. Er nahm den Ring heraus, betrachtete ihn mit Ernst und Rührung und erlaubte, daß Beireis ihn in die Hand nahm und damit an das Fenster trat. Alle folgten ihm dahin mit bewachenden Blicken.

Der Ring erschien ganz einfach und ohne besondere Kunst gearbeitet; er zeigte sich von Gold, der darin am Rande gefaßte Diamant, ein sogenannter Spitzstein, hatte die Gestalt einer doppelt vierseitigen Pyramide oder die eines rohen, kristallinen Diamanten, dessen Seiten nur abgeschliffen und poliert sind. Er maß vier Linien im Geviert und wog $2\frac{1}{2}$ Karat. An beiden Seiten des einer abgeschnittenen Pyramide gleichenden Kästchens, worin der Diamant gefaßt wurde, befanden sich zwei sechsblättrige Röschen von Stahl, mit zwei Rubinen in der Mitte; jederseits wurde die Basis dieser Pyramide von einem Schlangenkopf gehalten, der in den eigentlichen Reif überging, auf dessen äußerer wie innerer Fläche die merkwürdigen Inschriften standen, deren Buchstaben oder

Zeichen teils schwarz angelaufen, teils von Stahl gearbeitet waren.

Beireis hatte zunächst den Diamanten geprüft und dann seine volle Aufmerksamkeit den Inschriften zugewandt. Es schien seinen Ehrgeiz gewaltig zu bewegen, diese Zeichen einer zweifelhaften Sprache deuten zu können. „Wer hat sich schon von berühmten Männern daran abgemüht?“ fragte er spitzfindig.

„Die historischen Papiere und Vermächtnisurkunden, welche sich darüber in meinem Hausarchiv vorfinden und die ich mitgebracht habe,“ sagte der Graf, „reichen nur in den Anfang des 17. Jahrhunderts zurück, ihre Erklärungen, welche in manchem übereinstimmen, weichen doch in den Hauptfachen sehr von einander ab, insofern das Alter des Ringes so wenig wie die Inschriften zuverlässig werden.“

„Ich habe meinem Kollegen Beireis schon gesagt“, fiel Hofrat Schrader ein, „daß Hermann von der Hardt, der alte Probst, hebräische Sprache und eine Jahreszahl glaubte entdeckt zu haben.“

„Diese Erklärung hat aber seine Gegner,“ meinte der Graf. „Hier auf Harbke war früher ein Archivar, namens Holten, der in Braunschweig Registrator geworden ist; er wollte allerdings auch hebräische Wörter, aber doch besonders kabbalistische Zeichen darin finden, aber die Jahreszahl nicht gelten lassen. Auch erklärte neulich Professor Büttner in Göttingen die Auslegung des Probstes von der Hardt durchaus für falsch, denn der Ring sei wenigstens aus dem elften Jahrhundert, weil man sich im fünfzehnten solcher Zeichen nicht mehr bedient habe, die nichts anderes, als alte, von Mönchen ausgedachte Chiffren seien, und deshalb gar nicht enträtselt werden könnten.“

Beireis schüttelte mit dem Kopfe, zog eine Schreibtafel hervor und zeichnete sich die Inschriften auf Pergament.

„In einigen Tagen sollen Sie es von mir erfahren“, sagte er mit einer Zuversicht, daß Schrader mit verständlichem Blicke das gräßliche Paar anlächelte und der Graf

unwillkürlich nach dem Schreibpulte sehen mußte, wo die verfängliche Tuschetikette lag.

„Was bedeutet doch Lichtenstein?“ fragte Schrader mutwillig den Grafen. Weireis sah hohnlächelnd auf seine Bestätigung nieder.

„Er vermutete,“ berichtete der Graf, „daß dieser Diamant als ein ganz roher Stein in den Besitz meiner Vorfahren gekommen und der Ring als früherer Siegelring später modernisiert sei; die Inschrift bestehe aus syrischen und kabbalistischen Geheimzeichen.“

„Warum haben Sie mir den Ring nicht früher gezeigt?“ fragte Weireis mit einem gewissen Vorwurfe.

„Ich wußte nicht, daß der gelehrte Naturforscher auch die alten Alphabete verstehen würde,“ antwortete der Graf neckisch.

„Es ist mir im Entdecken und Verstehen nichts unmöglich. Warum sollte es in den Sprachen anders sein?“ sagte Weireis, einen Augenblick vom Nachzeichnen der Hieroglyphen aufschauend.

Der Graf blätterte lächelnd zwischen den Papieren, welche er aus seinem Archiv mitgebracht hatte und nahm ein ganz neues Blatt hervor. „Da fällt mir ein Brief in die Hände, der mir in Angelegenheit des Ringes von dem Regierungsrat von Bindersee in Magdeburg geschrieben worden ist. Er versichert, die Inschrift enthalte nur das einzige hebräische Wort: „ezer“, die übrigen seien sämtlich lateinisch. Within könne der Ring nicht von einem Juden gemacht sein, da es die Juden für Sünde hielten, Latein zu schreiben. Auch er setzt den Ursprung des Ringes in das 11. Jahrhundert.“

„Jetzt habe ich es heraus!“ rief Weireis plötzlich, als er eben seitwärts den Grafen angeschielt hatte.

Alle sahen sich ganz erstaunt an.

„Hier finde ich den Schlüssel, hier, diese Zeichen sind Mönchshieroglyphen, die ich kenne. Hier steht: Rudgerus von Beltheim, Abkömmling des Tempelherrn, und Anno 1140 Erzbischof zu Magdeburg.“

Die Anwesenden umringten Weireis, um sich die entzifferten Zeichen vorzeigen zu lassen und man wußte nicht, ob man Scherz oder Ernst vernehme.

„In der That“, sagte der Graf, „ich weiß aus meinem Familienarchiv, daß ein Herr von Beltheim im zwölften Jahrhundert Erzbischof gewesen ist, auch soll 660 nach Christi Geburt ein von Beltheim zu den Tempelherren gehört haben.“

„Natürlich!“ rief Beireis mit einer noch größeren Sicherheit, „das Geheimnis ist gelöst. Es war nur eine Kleinigkeit. Die Sage von dem Fremden, welcher aus Dankbarkeit für Pflege in Krankheit einst diesen Ring Ihrer Familie und dem Hause Harbke vermacht haben soll, ist falsch, ja, meine Gnädige, ist falsch. Die ehrwürdigen Altvordern haben den Ring vom Herrn Rudgerus geerbt.“ In der frohen, siegreichen Aufregung, welche Beireis immer verrieth, wenn er bewundert wurde, schritt er vor den Anwesenden auf und nieder und genoß mit schlauem Lächeln den Tribut, daß er mit einer gewissen ehrerbietigen Ratlosigkeit angesehen wurde. Der Graf betrachtete den Hofrat Schrader, dieser den Grafen — die Gräfin fühlte eine stille Wehmut darüber, daß das schöne Erinnerungszeichen einer liebevollen Frauentat zu einem gemeinen, geheimer Kräfte barem Erbstück werden sollte. Man mißtraute den Worten des Beireis und doch hatten sie so viele Wahrscheinlichkeit für sich, da der Graf erst vor kurzem in seinem Archiv von den Vorfahren seines Geschlechtes gelesen und selbst zum ersten Male von einem Tempelherrn und einem Erzbischof erfahren hatte. „Wie sollte Beireis zu dieser Kenntnis gekommen sein, wenn die Inschrift nicht dergleichen Angaben wirklich enthielt?“ so fragte sich der Graf. Er zweifelte dennoch an der Wahrheit und fühlte das Bedürfnis, Beireis auf die Probe zu stellen, wie weit wohl seine Kühnheit im Behaupten reiche. Es fiel ihm die Tuschetiquette ein und an dieser wollte jetzt der Graf prüfen, ob Beireis in der Stimmung zu wahrhaften Angaben oder prahlerischen Aufschneidereien sich befinde. Während der Graf sorgfältig Ring und Dokumente wieder einpackte, begann er:

„Ich bin ganz erstaunt, lieber Beireis, daß Sie ein solcher Altertumskenner und Sprachkundiger sind. Mein Gott! Wie wird Ihnen das alles möglich?“

„Ei nun,“ lächelte dieser geschmeichelt, „es war nur eine Kleinigkeit; ich habe noch schwierigere Probleme gelöst.“

„Wenn sich Ihre Entzifferung des Ringes bestätigt, dann . . .“

„Hm! Warum sollte sie das nicht?“ fiel Beireis selbstgefällig ein.

. . . „Ja, dann muß ich es in alle Welt rufen. Aber da fällt mir ein, stehen Sie nicht mit China in Korrespondenz?“

„Allerdings. Der Kaiser hat mir ja seinen großen Diamanten verkauft.“

Die Gräfin setzte sich in einen Sessel am Fenster, schlug behaglich die Arme unter und gab durch ihre Augensprache mit dem Hofrat Schrader zu verstehen, daß sie eine angenehme Unterhaltung erwarte; wie sie diese schon aus früheren Tagen kannte und sehr ergötlich fand.

„Dann verstehen Sie auch wohl chinesisch zu lesen?“

„Ei ja, habe es in China selbst gesprochen,“ antwortete Beireis mit der Lebhaftigkeit, welche bei ihm immer die Folge der Freude über Bewunderung seiner ungewöhnlichen Fähigkeiten war und ihn dann im Behaupten zu stets kühneren Empfindungen hinzureißen pflegte.

„Da könnten Sie mir eine Gefälligkeit erzeigen,“ fuhr der Graf fort, indem er an das Schreibpult trat und Schrader sich vor innerstem Freudenkitzel schalkhafter Erwartung die Augen rieb.

„Hier bin ich zufällig in den Besitz eines alten chinesischen Blattes gekommen, dessen Aussehen mich auf seinen Inhalt aufmerksam und neugierig machte.“

„Das kann man schon als Laie erkennen,“ fügte Schrader mutwillig hinzu, „daß es keine gewöhnliche Anzeige ist.“

Beireis hatte das vergilbte und eingerissene Blatt aus der Hand des Herrn von Beltheim genommen und einen raschen, stutzigen, zuletzt höhnischen Blick darauf geworfen. Dieser Blick verfolgte auch noch den Grafen, als dieser von ihm abgekehrt, mit verbissenem Lächeln auf einen Stuhl zuschritt.

Plötzlich heiterte sich das ganze Wesen des Beireis auf: „O, was sehe ich?“ rief er begeistert, „Welch' ein unbezahlbarer Schatz! Herr Graf, überlassen Sie mir dieses Blatt, diesen Solitär, ein würdiges Seitenstück zu Ihrem alten Ringe!“

Die Anwesenden sahen sich fragend an, denn diese Aufnahme der Taschetikette hatten sie nicht erwartet.

„Ich muß doch erst erfahren, was es enthält“, erwiderte der Graf, wobei er seinen fragenden Blick auf den Hofrat Schrader richtete, als wollte er ihm andeuten, daß er sich überrascht fühle.

„Wie kommen Sie zu diesem Besitze?“ fragte Beireis in einer vollkommenen Aufregung, wie sie ein Gelehrter empfindet, welcher einen großen, literarischen Schatz entdeckte.

„Aber so deuten Sie mir die chinesischen Schriftzüge“, sagte der Graf, in der Meinung, daß Beireis kluggerweise über dem Enthusiasmus die Uebersetzung selbst ins Vergessen bringen wolle.

In der Miene des Hofrat Beireis hätte ein Physiognomiker zweierlei erkennen können, nämlich einen gewaltigen Enthusiasmus, der um so absichtlicher erschien, als man das Hohnlächeln und den verächtlichen Stolz belauschte, der seine Lippen und auch seine stechenden Blicke durchfuhr, woraus aber die Anwesenden kein Arg hatten, weil sie ihre Aufmerksamkeit vorzugsweise auf die Sache selbst richteten und in der Erwartung lebten, daß Beireis sich auf irgend eine ergötzliche Weise aus der Verlegenheit ziehen wolle. Beireis sah unverwandt und schweigend auf das alte Druckstück; das gräßliche Paar und der Hofrat Schrader harrten des Augenblickes, den vermeintlichen Prahler über seine Unkenntnis im Chinesischen auszulachen. „Nun, so reden Sie“, sprach Graf Beltheim, indem er die Gläser frisch mit Hochheimer füllte, „wir sind begierig.“

„Dieses Blatt“, begann Beireis, „enthält das Fragment eines der vorzüglichsten chinesischen Romane, der kaum mehr aufzufinden ist.“

Man lächelte, Beireis bemerkte es; mit einem boshaften Schalksblicke rückte er eilig einen Stuhl heran

und fuhr in lebhafter Rede fort, sogleich den angeblichen Roman einzuleiten, in seiner Erzählung die Gefühle der Zuhörer fortzureißen und bis zum höchsten Interesse für den Gegenstand zu steigern. Je aufmerksamer und ernsthafter sie zuhorchten, um so lebendiger wurde seine Darstellung, aber um so sarkastischer erschien zugleich sein Lächeln. Es war in der Erzählung des Romanes der Zeitpunkt eingetreten, wo die Zuhörer in der gespanntesten Erwartung der Entwicklung des Gegenstandes entgegen sahen, niemand dachte in diesem Augenblicke noch an den Scherz und das bedruckte Blatt, da hielt Beireis plötzlich inne, machte eine ernste Miene, stand vom Stuhle auf und legte das Blatt mit den Worten auf den Tisch: „Dies ist die Stelle, welche das Fragment enthält.“

„Nur weiter, weiter!“, rief der Graf ungeduldig, „wie endet die interessante Geschichte?“

„O, ich bitte, fahren Sie fort“, flehte die Gräfin und und der Hofrat Schrader nahm zweifelhaft das chinesische Blatt in die Hand und betrachtete es mißtrauisch, ob es nicht wirklich mehr als ein Etikett und wohl nur zufällig von dem chinesischen Tuschhändler zum Einwickeln gebraucht worden sei.

„Mehr kann ich davon nicht erzählen“, gab Beireis hartnäckig zur Antwort und suchte sogleich das Gespräch auf einen anderen Gegenstand zu bringen.

„Ei, wie grausam“, sagte die Gräfin mit freundlichem Vorwurfe, „erst regen Sie durch Ihre Darstellung unsere angenehmen und schmerzlichen Gefühle auf und dann brechen Sie plötzlich ab, um in uns die Leere der unbefriedigten Spannung zurückzulassen.“

Beireis lächelte auf eine seltsame Weise, schielte einmal flüchtig nach den beiden Männern, welche im flüsternden Gespräche an das Fenster getreten waren und begann schnell eine anderweitige Unterredung mit der Frau von Weltheim.

Die Herren redeten aber in der Eile folgendes miteinander: „Sagen Sie einmal, Schrader, hat der Beireis uns oder haben wir ihn zum besten gehabt?“

„Er hats gemerkt, was Sie im Sinne hatten, hat die Tuschetikette augenblicklich erkannt und Sie nicht allein

täuschen, sondern uns auch seine Ueberlegenheit des Geistes zeigen wollen.“

„Aber, lieber Schrader, wie konnte er sogleich diese chinesische Geschichte, die ich gern zu Ende gehört hätte, aus den Fingern saugen? Ich fange an zu glauben, daß die Zusetzkette gar ein Stück chinesischer Dichtkunst ist und ich denke auch wieder an meinen alten Familienring, dessen Deutung eine große Wahrscheinlichkeit hat.“

„Beireis ist ja ein Dichter und tut sich auf seine Kunst, aus dem Stegreif zu dichten, etwas zugute.“

„Hören Sie, er erzählt von seinen Reisen“, sagte der Graf schnell und schritt in die Nähe seiner Gemahlin, welche den Professor Beireis soeben gefragt hatte, wie lange er in China gewesen sei.

Es gehörte zu den leichterregbarsten Seiten seiner Eitelkeit, den Ruf eines Weltreisenden zu besitzen und er erzählte deshalb mit einer besonderen Vorliebe von den großen Reisen, die für seine Bekannten immer ein Mysterium blieben, da sie nicht recht erfahren konnten, wann diese Reisen eigentlich gemacht worden waren. Wenn man auch geneigt war zu glauben, daß in der Zeit, welche zwischen seinem Aufenthalte in Jena und Helmstedt lag, der Erbprinz ihn mit heimlichen Unterstützungssummen nach Holland, England, Frankreich und Italien geschickt habe, da man sich nicht denken konnte, daß Beireis die genaueste Auskunft, welche er über die berühmtesten Städte des Auslandes zu geben vermochte, nur aus einer bildsamen Phantasie und einem glücklichen Gedächtnisse für Gelesenes zu schöpfen vermöge, und wenn man auch mit Freude seinen Abenteuer und genauesten Beschreibungen der Verlichkeiten zu Venedig, Genua, Pavia, Rom, Neapel, Palermo zuhörte, so trat doch jedesmal ein Lächeln in die Miene der Zuhörer, wenn Beireis seine Reise nach Japan, China und so weiter erzählte, obgleich auch hier die unwillkürliche Aufmerksamkeit und das Interesse an der Erzählung selbst bald das Lächeln zu verdrängen und die Unwahrheit vergessen zu machen pflegte. So mußte auch heute Beireis im Hause des Berghauptmanns, Graf von Beltheim, den neckischen Zweifel an seinen Reisen schnell zum Schweigen zu bringen und

man hörte ihm gern zu, bis die Zeit ihn selbst daran erinnerte, daß er an die Heimkehr denken müsse.

„Lieber Schrader,“ sagte er plötzlich, „kann ich in Ihrem Wagen heimfahren? Der beginnende Abend ruft mich an meine Arbeit.“

„Nein, nein, heute bleiben Sie bei mir, wir speisen nachher zusammen,“ fiel der Graf ein, und neckisch setzte er hinzu: „Ich mache Ihnen auch dieses Blatt, dessen kostbaren Wert Sie uns erst kennen gelehrt haben, zum Geschenk.“

Ohne weitere Antwort griff er gleichgültig nach dem vorgehaltenen Taschentuch und steckte es in die Westentasche, während er die Gräfin fragte: „Belieben Ihre Gnaden nicht die schöne Stunde vor der Dämmerung im Garten zu genießen?“

„Ja, das können wir, bis wir zu Tisch gerufen werden,“ fiel der Graf in die zögernde Antwort der Gräfin ein, welche eben im Sinne hatte, ihre Tochter zu besuchen. Beireis, welcher diese Absicht von ihr erfuhr, begleitete sie dahin, um sich nochmals vom Zustand der Komtesse zu überzeugen, während die beiden anderen Männer direkt in den schönen Schloßgarten hinunterstiegen, wo die zarte Dämmerung der Gebüschse von der Abendröte zurückgedrängt wurde, die eine angenehme Beleuchtung durch Eichen und Tannen warf.

„Ich habe,“ sagte Hofrat Schrader, „im stillen die Jahre zusammengerechnet, welche Beireis in den berühmtesten Städten der Welt zugebracht haben will, hier zwei, dort drei Jahre und so weiter und denken Sie sich, die Summe dieser Jahre übersteigt in der Tat sein ganzes Lebensalter.“

„Das glaube ich gern, ha! ha! Aber man darf dieses so genau nicht mit ihm nehmen, er ist doch ein bewunderungswürdiges Original, ein interessanter Mann und ich freue mich, daß er da ist. Er wäre gewiß auch ein großer Dichter geworden. Sm! Wie er den chinesischen Roman erzählte. Wir haben über ihn lachen wollen, und er hat uns Respekt eingeflößt.“

„Er ist mit seinen Dichtungen sehr geheim, obgleich er auf die Anerkennung als Dichter volle Ansprüche macht.

Wenn Sie ihn aufforderten, zu dichten, dann tut er es gewiß. Ein Mann wie er, welcher Homer und Archimedes oder Pindar und Euklid in einer Person sein will, der, wie er selbst öffentlich erklärt hat, mit Justus Lipsius, Kasanbonus, Kennikott, Newton, Wolf und Leibniß wetteifert, wird auch auf den Ruhm der anakreontischen Lyra, selbst auf die Fabel eines Aesop nicht verzichten.“

„Ich erinnere mich, daß mir mal der ältere Schmidt-Phisfelbeck erzählte, Beireis hätte ihm Briefe in Reimen geschrieben und dann habe ich beim Besuche seiner Gemäldegalerie bemerkt, daß die vorzüglichsten Stücke mit poetischen Ergüssen geschmückt sind.“

„Die er selbst gedichtet hat. Doch da kommt er mit Ihrer Frau Gemahlin in den Garten.“

Beireis kam im Gespräch mit der Gräfin näher.

„Was macht meine Tochter?“ fragte der Graf.

„Sie ist in verordneter Langeweile eingeschlafen, deshalb sind wir gleich an der Tür wieder umgekehrt, damit der Instinkt der Genesung nicht gestört werde,“ antwortete Beireis mit imponierender Sicherheit.

„Wir redeten soeben von der Vielseitigkeit Ihrer Talente,“ sprach Hofrat Schrader, „und da hat der Herr Berghauptmann den Wunsch geäußert, einmal eine Probe Ihrer poetischen Kunst aus dem Stegreif zu hören.“

„Nun? In welcher Gattung?“ fragte Beireis.

„Eine aesopische Fabel möchte ich hören. Etwa über . . . nun, über diese Eiche, unter der wir stehen und . . . und diesen Grashalm,“ erwiderte der Graf.

Beireis betrachtete Baum und Halm einige Sekunden lang und begann mit großer Leichtigkeit:

Die Eiche sprach zum Halme:

„Ich bin gleich einer Palme,

So majestätisch groß.

Ich weiche keinem Sturme,

Du bleibst, gleich einem Wurme,

An nied'rer Erde steh'n

Und wankst bei jedem Weh'n,

Nach allen Seiten hin,

Da ich unbiegsam bin

Und selbst dem Sturm nicht weiche.“ —
So sprach die stolze Eiche
Und sah mit Hohn herab. —
Da brach der Sturm sie ab. —
Nun sprach des Halmes Lehre
Dem Stolz zur weisen Lehre:
„Da liegst du nun zerstört
Und ich bin unverfehrt.“

„Unser Professor gibt eine weise Lehre,“ nahm der Graf das Wort, „wir wollen diesen Baum die „Beireiseiche“ taufen“. Man sprach nicht mehr davon und schritt im Garten weiter. Indessen wurde diese Eiche noch viele Jahre später allgemein nach Beireis genannt. Wenige hatten den wahren Grund davon erfahren.

Beireis horchte mit unverhohlener Unruhe auf den Schlag der Uhr, welche eben auf Halbke die siebente Stunde anzeigte.

„Sie denken doch nicht an Helmstedt und zu Hause?“ fragte Schrader. „Ihre Frau heist nicht, wenn Sie auch spät kommen.“

„Tempus meum est ager meus.“

„Was heißt das?“ fragte die Gräfin.

„Das will sagen: meine Frau, die Zeit, heist mit mir, wenn ich ihr nicht treu bleibe,“ antwortete Beireis. „Ich habe noch große Arbeit heute abend und werde bis tief in die Nacht wach und wirksam bleiben müssen.“

„Das würde eine wirkliche Frau, aus Eifersucht gegen die Zeit, nicht dulden,“ meinte die Gräfin.

„Warum heiraten Sie eigentlich nicht?“ fragte der Graf mehr neckisch als ernsthaft. „Ein berühmter Philosoph sagt irgendwo: der Mann ohne Weib ist nur ein halber Mensch — und Plato lehrt: die vollendete Menschengestalt voll Kraft und Gedanken ist mannweiblich.“

Unerwartet machte Beireis eine nachdenkliche Miene und schien mit Ernst, der jedoch einer wohlgefälligen Erinnerung zu entspringen schien, da sein Mund dabei unwillkürlich lächelte, irgend einem geheimen Gedanken nachzuhängen. Niemand von den Anwesenden hatte eine Ahnung davon, daß Beireis in diesem Augenblick an Ger-

trude von Seckendorfer dachte. „Nun, man weiß noch nicht, was möglich ist,“ gab er zur Antwort.

„Bei Ihrer strengen, genau gesagt, ungemüthlichen und nüchternen Lebensweise, bei Ihren geheimnisvollen Beschäftigungen und einsamen Grübeleien eignen Sie sich nicht für eine Frau. Diese würde Ihr ganzes Haus in eine andere Ordnung versetzen, Ihre Gewohnheiten in eine neue Lebenslage nötigen, kurz, sie würde bei Ihnen und Sie könnten bei ihr nicht zufrieden sein“, erklärte die Gräfin mit Teilnahme.

„Sie haben in vielen Stücken recht, meine Gnädige, es würde am Ende doch eine Torheit sein, und was würde die Welt darüber sagen...“ Hierbei faßte sich Beireis an den Brillantring, den er am Finger trug und erschwand jede Spur des Lächelns von seinem Munde. Es würde seine Zerstreutheit jedenfalls eine Vermutung seines Geheimnisses hervorgerufen haben und namentlich dem Frauenblicke die Ursache des plötzlichen einsilbigen und zerstreuten Wesens nicht entgangen sein, wenn der Spaziergang durch den Garten und das angeregte Gespräch fortgesetzt worden wären. Aber es fand eine plötzliche Unterbrechung statt. Ein Wagen rollte in den Guts- hof ein und führte als späten Gast den Herrn von Braun aus Braunschweig her, der bereits den Grafen im Schloß- garten bemerkt hatte und sogleich vom Wagen aus seinen Weg dahin einschlug. Er wurde als ein vertrauter Freund des Hauses willkommen geheißen und eingeladen, an der Abendtafel teil zu nehmen.

Ein Diener erschien bald darauf im Garten, um die Servierung des Tisches zu melden. Der Graf lud seine Gäste ein, in das Schloß zurückzukehren und der Baron von Braun bot der Gräfin seinen Arm, um sie in das Speisezimmer zu führen.

Eine heitere Stimmung bei wohlbesetzter Tafel, an welcher sich Beireis nur höchst mäßig beteiligte, hatte bald die lebhafteste Unterhaltung zur Folge. Der neue Gast hatte neue Stoffe des Gespräches mitgebracht und berichtete viele Tagesereignisse aus Braunschweig, vom fürstlichen Hoflager und den großen Summen, welche Herzog Carl und der Erbprinz jährlich für Kunst und Wissen-

schaft verwendeten, was Beireis oft zu einem unruhigen Hin- und Herrücken auf dem Stuhle oder einem unzufriedenen: „Hm! Hm!“ veranlaßte, da er sich im stillen jedesmal ärgerte, wenn Männer wie Jerusalem, Lichtenstein und Gärtner gelobt wurden, oder wenn er hören mußte, daß der Prinz Leopold einen jungen Aufklärer und Freigeist, namens Lessing, zum Begleiter nach Italien gewählt habe. Als aber Herr von Braun die Kunde mitteilte, daß der Herzog mit großem Eifer die Verlegung der Universität von Helmstedt nach Wolfenbüttel betreibe, da hielt sich Beireis nicht länger und rief: „Das geht nicht! Das ist unmöglich, das geht allein schon meiner Sammlungen wegen nicht!“

Die Anwesenden horchten lachend auf.

„Es ist schon an die Professoren ein Befehl gelangt“, fuhr er fort, „daß jeder einen Anschlag einreichen solle, wie viel wohl der Transport seiner Bibliothek, Effekten und Sammlungen kosten würde. Ich habe geradezu dem Herzoge geschrieben, daß der Transport meiner Sachen gar nicht zu tagieren und eben so wenig zu bewerkstelligen wäre.“

„Ich weiß“, lachte Braun, „Sie haben ja wohl erklärt, daß Sie zur Besorgung Ihres Transportes Leute aus Amerika verschreiben lassen müßten.“

„Was ist das?“ fragte Beireis hastig.

„Ei, in der Konditorei auf der Neumärkerstraße wurde sogar erzählt, Sie hätten erklärt, zum Transport Ihrer Sachen Leute aus allen Weltteilen nötig zu haben, weil die Kuriositäten jedes Weltteils nur durch Eingeborene fortgeschafft werden könnten.“

Man lachte allgemein.

„Ich sehe daran, daß die Jama alles, was von mir kommt, vergrößert und entstellt, weil die Welt einmal gewohnt ist, von mir nur Wunder zu hören“, sagte Beireis nicht ohne eine ehrgeizige Befriedigung. „Aber ich bin aufrichtig genug, Ihnen zu erklären, daß ich mich gegen Seine Durchlaucht ganz anders ausgedrückt habe. In meinen Sammlungen sind viele, namentlich exotische Seltenheiten, welche mit ganz eigener Kenntnis eingepackt werden müssen; ich erwähnte dabei, daß ich wohl früher

dazu einen Kerl zum Aufseher gehabt hätte, der dies alles verstanden, aber mit anderen Braunschweigern in den amerikanischen Krieg gezogen und nicht wieder gekommen wäre. Daraus hat nun die Fama das Märchen gemacht, welches eben der Herr von Braun präsentiert hat.“

„So erkläre ich mir auch vieles wunderbare, was man in der Welt von Ihnen erzählt“, erwiderte der Baron boshaft.

Beireis antwortete durch einen stechenden Blick. „Trinken wir einmal“, sprach er nach wenigen Sekunden, in denen er unbeachtet geblieben war, und forderte den Baron auf, mit ihm die gräfliche Familie feurig hochleben zu lassen.

„Ja, das wollen wir!“ rief jener eifrig. „Mit Feuer sei dieses Lebehoch dargebracht!“ Beireis lächelte und tat, als ob er tränke, beobachtete aber dabei jegliche Bewegung des Barons. Dieser hatte sein Glas mit kühnem Schwunge ergriffen und erhoben, als er plötzlich mit der Hand zuckte, die kaum an den Rand des Glases gebrachten Lippen zurückzog und mit dem Ausruf: „Mein Gott! Was ist das? Welche eisige Kälte, mir frieren Hand und Mund!“ Das Glas auf den Tisch sinken ließ. Neugierig faßten die anderen an das Glas, man tauchte vorsichtig den Finger ein und empfand eine Eiskälte, die Blicke aller waren auf Beireis gerichtet.

„So will ich das Feuer, welches Sie für die gräfliche Familie nicht besitzen, künstlich entzünden“, sagte dieser listig, nahm ein Papier aus der Tasche, strich es über den Tisch, daß es sogleich entflammte und warf es in das eisige Glas, dessen Inhalt nun ein grünliches Feuer ausstrahlte, welches die Gesichter der Anwesenden leichenhaft färbte.

„Ich nehme mein Wort zurück“, rief Braun. „Sie sind ein Hexenmeister, Sie beherrschen die Elemente!“

Dieses Kunststück der Chemie, von denen Beireis immer einige in stiller Bereitschaft hatte, regte eine allgemeine Bewunderung und Nachfrage an, denn niemand hatte vorher Arg daraus gehabt, daß Beireis mit großer Fingerfertigkeit in seinem eigenen Weinglase eine Frostmischung bereitet und diese dem Baron untergeschoben

hatte; keiner verstand außerdem dieses chemische Experiment und es konnte nicht ausbleiben, daß die Bewunderung auch diesmal zur Vergrößerung der Jama beitragen mußte.

Der Abend war unter mancherlei Ergötzlichkeiten verstrichen, das Mondlicht schien in die Fenster und mahnte an den Ausbruch der Fremden. Beireis vorzüglich trieb den Hofrat Schrader zur Rückfahrt. Die Wagen wurden bespannt und bald darauf rollte Beireis mit seinem Kollegen auf dem mondhellen Wege nach Helmstedt weiter, während auf Harbke noch lange von dem wunderbaren Manne gesprochen wurde.

Es war beinahe zehn Uhr, als Schraders Wagen vor dem Beireis'schen Hause Halt machte und der Famulus Leonhard die Haustür öffnete, um den Herrn nach ungewöhnlich langer Entfernung zu empfangen. In dem Studierzimmer angekommen, berichtete der Famulus, daß am Nachmittage zwei fremde Herren dagewesen seien und am anderen Morgen wiederkommen wollten, auch überreichte er einen Brief, welcher aus Holland eingelaufen war.

„Nannten sich die Fremden nicht?“ fragte Beireis gleichgültig, während der Brief vorzugsweise seine Aufmerksamkeit fesselte.

„Sie haben ihre Namen auf die Tafel geschrieben“, antwortete Leonhard und eilte hinaus, um diese aus seiner Stube zu holen. Beireis las unterdessen den Brief. Dieser war von dem Juden Silberschmidt in Amsterdam, welcher um neue Sendungen Ultramarin, aber auch um schleunige Vereitung des künstlichen Zinnobers bat, den Beireis zu entdecken verheißen und nun wohl längst hergestellt habe. Grübelnd schritt er, mit dem Brief in der Hand, durch sein Zimmer.

„Zinnober, hm! Zinnober!“ murmelte er in tiefen Gedanken, „was die Chinesen können, sollte mir ein Geheimnis geblieben sein? Die Bestandteile habe ich analysiert, ich werde die Verhältnisse prüfen, es ist Zeit, ein neues Farbmittel zu finden, das Ultramarin steht in Gefahr, der Welt verraten zu werden, aber Schmidt ist ein

treuer Mensch, er sucht Gold, was könnte ihm die blaue Farbe nützen, er will Gold machen . . .“

Hier unterbrach Beireis sein Selbstgespräch, weil er im Vorzimmer die Schritte seines Famulus hörte, welcher jetzt mit einer Tafel eintrat und die Namen der Fremden ablas: „Hofrat Böttiger und Geheimer Rat Bode aus Weimar.“

Beireis nahm die Tafel, betrachtete am Lichte mit ruhigem Blicke die Namen, als studiere er aus der Handschrift die Charaktere der Leute und gab dem Famulus die Tafel schweigend zurück.

„Heute nachmittag war auch der Student Schmidt zweimal ganz aufgeregt hier, um Sie zu sprechen“, berichtete Leonhard; „er hätte im Ducksteinkeller erfahren“, sagte er, „daß Sie das Goldmachen öffentlich in einem Kolleg verraten wollten und dies scheint ihm gewaltig durch den Kopf zu gehen.“

Statt hierauf zu antworten, sprach Beireis zerstreut: „Mache in meinem Laboratorium Kohlen glühend und dann gehe zu Bett.“

„Sie wollen noch arbeiten? Es ist in der ersten Stunde vor Mitternacht“, versetzte der zögernde Famulus.

„Ich habe noch lange zu tun, du sollst auch schon deine Arbeit daran finden.“

„Etwa eine neue Entdeckung, die bewundert wird?“ fragte Leonhard, indem er freudig und lebhaft mit seinem kränklichen Gesichte den Hofrat anlachte.

„Ja, treuer Mensch“, gab dieser liebevoll zur Antwort, „glühende Kohlen habe ich nötig.“

Im frohen Dienstfeifer zur Ehre seines Herrn und Meisters zündete jetzt Leonhard einen Wachsstock an, schritt damit in das seitliche Kabinett, welches das geheimnisvolle Privatlaboratorium enthielt, in welches außer Beireis und Leonhard kein anderer treten durfte und nur einmal vom Herzoge von Dessau, bei dessen Besuche, flüchtig als ein unheimliches Mysterium durchspäht worden war. Man hörte bald das Anblasen der Kohlen auf dem Schmelzofen und Beireis wanderte grübelnd mehreremale am Laboratorium vorüber, wo eine geheimnisvolle Dämmerung herrschte und die bleichen Ge-

sichtszüge Leonhards von dem roten Schein der knisternden Kohlen angeglüht wurden. Als Beireis an dem Tische vorüberschritt, wo Leonhard die Tafel mit den Fremdenamen niedergelegt hatte, blieb er wieder davor stehen und betrachtete die Schriftzüge. „Das sind gewiß auch solche geistreichen Reisenden“, murmelte er, „die mir ins Haus kommen, mir höflich schmeicheln, nachher alle Anekdoten von Freund und Feind sammeln und ein Tagebuch herausgeben, wie es Mode ist bei den vornehmen Schöngeistern in Weimar... nun, ich werde ihnen morgen früh zum Porträt sitzen.“

„Befehlen Sie was?“ rief Leonhard aus dem Laboratorium, sein Blasen unterbrechend.

„Ich brauche nur ein sehr gelindes Kohlenfeuer,“ rief Beireis zurück und setzte seinen Gang durch das Zimmer fort. Absichtslos griff er in die Tasche und wurde daran erinnert, daß er die Apotheke und mehrere Chemikalien noch bei sich führte; er entleerte seine Taschen und als er bei einem zerstreuten Griffe in die Westenschöße zufällig das Taschentuch zwischen die Finger bekam, zerriß er dieses mit einer grämlichen Heftigkeit, als ärgere ihn die Erinnerung an den mit ihm getriebenen und wohlverstandenen Scherz und er schleuderte die Papierstücke unter den Tisch.

Jetzt war Leonhard fertig, blies den Wachstock aus und kam in die Stube zurück. „Lege dich zu Bett“, befahl Beireis freundlich, „morgen früh wecke mich, falls ich um fünf Uhr noch schlafen sollte, denn um sechs kommt der junge Dietrich zur Privatvorlesung in der metallurgischen Chemie und ich muß viele Kranke besuchen, weil die Ruhr in der Stadt herrscht.“

Raum sah sich Beireis allein, als er einen prüfenden Blick über die Kohlen warf, sich dann an seinen Schreibtisch setzte und auf Papier eine Berechnung niederschrieb. Dabei geriet er in folgendes Selbstgespräch:

„Während die Welt den Zinnober aus China, Mexiko, Almaden in Spanien, aus Idria in Krain und Gott weiß woher kommen lassen muß, will ich ihn, so gut wie den teuren Asurstein, selbst bereiten. Einen Teil Schwefel, sechs Teile Quecksilber, das ist das richtige Verhältnis, wie

ich es gefunden habe. Ich will den Versuch erst noch einmal im kleinen anstellen, gelingt er, dann soll Leonhard morgen hundert Pfund bereiten; nach meiner Analyse enthalten 1466 Gewichtsteile Zinnober: 201 Schwefel und 1265 Quecksilber... bringt auf hundert Pfund $13\frac{7}{10}$ Schwefel und $85\frac{2}{10}$ Quecksilber, es ist richtig, wo ich 30 Pfund Quecksilber verwende, da kann ich nach chemischen Gesetzen nicht mehr als 34 Pfund Zinnober erhalten, das ist alles, darum muß ich den Preis hoch stellen..." Beireis warf, im eifrigen Erheben vom Stuhle, die Feder weg, womit er unter seinem Selbstgespräche ein arithmetisches Exempel gerechnet hatte, ergriff seine Studierlampe und schritt in das anstoßende Laboratorium, um den Versuch der künstlichen Zinnoberbereitung, über die er schon länger nachgedacht hatte, nunmehr auszuführen. Er nahm einen Steinmörser, wog im Verhältnis von 6:1 kleine Mengen Quecksilber und Schwefel zusammen, rieb die Masse, welche sich alsbald schwarz färbte, miteinander, schüttete sie dann in einen irdenen Kolben, mit gleichem Helme versehen, und brachte diesen auf das rotglühende Kohlenfeuer. Durch die Hitze wurde die Masse verflüchtigt und in den Helm getrieben, wo sich dieselbe in dessen kälterem Teile als ein feines, faseriges Sublimatpulver an die Wände ansetzte, das anfangs schwarz gefärbt erschien, aber mit zunehmendem Abkühlen eine schöne Scharlachfarbe annahm. Als Beireis diese erkannte und von dem durch die Hitze mit in den Helm hinübergetriebenen nicht sublimierten Pulver gereinigt und in einem Mörser fein gerieben hatte, leuchtete seine Miene siegreich auf, er wußte, daß er ein neues Mittel zur Bereicherung seines Rufes und Vermögens in Händen hielt. Sein forschender Sinn war aber noch nicht befriedigt, er glaubte die Farbe noch brillanter produzieren und eine feinste Sorte des neuen Fabrikates mit höherem Preise verkaufen zu können. Er begann sogleich eine neue Reihe von Versuchen und dem tüchtigen, praktischen Chemiker gelang es bald, eine noch schönere Scharlachfarbe aus dem schwarzen Pulver darzustellen, indem er die anfangs gewonnene Zinnobermasse mit einem Prozent Schwefelantimon innig vermengte, diese Masse nochmals über dem

Feuer in den Helm sublimierte, das hier angefeßte Pulver wiederum zerrieb, darauf mit einer Lösung von Schwefelkalium und dann mit Salzsäure auslaugte, alsdann mit Wasser völlig rein wusch und trocknete.

„Sa!“ lachte Beireis in großer Freude. „Was unterscheidet dieses Präparat vom Bergzinnober, dem natürlichen Kristalle? Meine beste Sorte soll „Vermillion“ heißen, die Farbe wird Absatz finden!“

Es war unterdessen ein Uhr geworden; mit der heitersten Laune, die alle Eindrücke des bewegten Tages veressen machte, ging Beireis zur Ruhe; nachdem er sorgfältig die Kohlen gedämpft und noch einigemal sein feines Farbeprodukt betrachtet hatte.

Nicht weniger glücklich in der Stimmung über die Resultate seines chemischen Strebens und Forschens war an demselben Abend der Student Heinrich Schmidt gewesen.

Seit dem Tage, wo er von dem reichen Schlosser auf eine ebenso grobe als schlaue Weise abgefertigt worden war, hatte er jenes Haus nicht wieder betreten und auch weit größere Schwierigkeiten als früher gehabt, das geliebte Gretchen zu sehen oder gar zu sprechen. Herr Schlosser war ein zu guter Geschäftsmann, um nicht von dieser Stunde an ein wachsames Auge auf seine Tochter zu werfen und nachdem er der Wirtschafterin befohlen hatte, Gretchen nicht allein ausgehen zu lassen und sie auf Schritt und Tritt zu beobachten, war er noch so pfliffig gewesen, den Hauslehrer und Kandidaten Hanneus zum stillen Kundschafter zu machen und unter dem Vorwande, zu erforschen, was der Student eigentlich treibe und zu erfinden vorhabe, diesem spürenden fanatischen Menschen ein Spioniergegeschäft aufzutragen. Ebenfowenig wie Schlosser eine Liebschaft mit dem armen Studenten zugeben wollte, hatte er aber auch die Absicht, jede Möglichkeit einer ferneren Anknüpfung abzuschneiden, da er mit schlaudem Kaufmannsblicke in dem Studenten einen Menschen entdeckt hatte, dessen Geistesprodukte er sich für sein eigenes Interesse sichern möchte.

So war es gekommen, daß Heinrich Schmidt längere Zeit sein Gretchen nicht gesehen, geschweige denn mit ihr eine Zwiesprache gehabt hatte und daß er sich außerdem von der freundlichen Zudringlichkeit des Theologen Sannus verfolgt sah, der sogar in dieser Zeit die deutlichsten Zeichen der Abneigung, welche ihm Schmidt im Ueberdruß zu erkennen gab, gänzlich ignorierte. Heinrich war manche Stunde lang am Fenster des Ducksteinkellers gewesen, um Gretchen zu sehen, seine Liebe war allmählich den hier zehenden Studenten, namentlich aber dem alten Hospes Wosse, kein Geheimnis mehr geblieben, aber alles, was Heinrich zur Befriedigung seiner Sehnsucht erreichen konnte, war eine Bewegung am Fenster, ein flüchtiges Behen, ein ungewisser, suchender Blick. Oft erholte sich Heinrich von seinem stillen Kummer zeitweise im Tannenhölzchen am schwarzen Berge, wo er einst mit Gretchen die Zwiesprache über Gott und Natur gehabt und im Abendrot das bange Mädchen an seine Brust gedrückt hatte.

Die Liebe findet aber überall ihre dienstbaren Herzen. So hatte auch Gretchen einen treuen Liebesboten gefunden und zwar in dem unscheinbaren Knechte, den sie damals in besorglicher Stunde heimlich in die Wohnung Heinrichs gesandt hatte, um von ihm etwas zu erfahren und eine Zusammenkunft vor dem Tore zu veranlassen. Dieser unverdächtige und gutmütige Knecht hatte seit mehreren Wochen den schriftlichen Austausch der Lieben den vermitteln müssen, und während Gretchen dadurch erfahren hatte, daß Heinrich immer noch vergeblich auf das Resultat seiner chemischen Forschungen harre und auch Beireis nicht an eine Verwendung für ihn bei dem unbeugsamen Vater zu denken schien, erfuhr Heinrich die Sehnsucht und Unruhe der Geliebten um ihn und ihre Seelenangst, daß Gott doch kein Wohlgefallen an seinen chemischen Künsten habe.

Es war nachmittag, ungefähr um dieselbe Zeit, wo Beireis sein Kolleg der Experimentalphysik lesen wollte; Heinrich hatte, von der mageren Mahlzeit aus dem Konvikts kommend, beim Vorübergehen über den Marktplatz Gretchen nicht am Fenster gesehen, seine mißmutige

Stimmung über seine Lage, namentlich aber über Beireis, veranlaßte ihn, heute das Kolleg, welches er frei hatte, nicht zu besuchen, sondern noch einmal einen neuen Versuch zu machen, das Gold zu scheiden und wieder zu verbinden. Dies war es, was ihn seit Wochen so ganz und gar beschäftigt hatte. Die Verstimmung über Beireis hatte aber in der schlichten, redlichen Natur Heinrichs einen triftigen Grund, denn obgleich er den Professor achtete und ihm mit schwärmerischer Begeisterung Leben und Herz mit seinen Leiden und Wünschen freimütig eröffnete, ihm Liebe und Not vertrauensvoll eingestanden und Beireis ihm Hülfe, Geheimnis und Verwendung zugesagt hatte, so war Schmidt dadurch doch um nichts weiter gekommen, als daß er die Kollegia über Chemie, Physik und Medizin frei hören durfte und dafür den eigentlichen chirurgischen Famulus des Professors abgeben mußte. Das alles ging dem verstimmtten Studenten durch den schweren Kopf. Er erinnerte sich, daß er nur allein dem Professor diene, damit ihm dieser das Geheimnis der Alchimie anvertrauen, nicht des Goldes wegen, sondern um Schlosser für die Liebe Gretchens zu gewinnen; daß Beireis versprochen hatte, das Essiggeheimnis ihm anzuvertrauen, damit er ihn bei Schlosser stellvertreten und dadurch Gretchen gewinnen könne, an dieses alles schien Beireis gar nicht mehr zu denken, auf spätere Anmahnungen hatte er nur lächelnd oder auf Geduld verweisend kurz und zerstreut erwidert, und statt der Mitarbeit im Privatlaboratorium des Lehrers hatte er in der zum allgemeinen Unterricht dienenden chemischen Werkstatt, wo der grämliche, mißgünstige Leonhard die Herrschaft führte, nur medizinische Tränke, Extrakte, Salben und Pflaster bereiten und außerdem täglich mehrere Stunden in der Stadt die Patienten verbinden und bandagieren müssen. Dazu war aber noch der Uebelstand gekommen, daß man ihn für einen Gehilfen dämonischer, sogar teuflischer Künste des Professors Beireis im Volke hielt und daß sogar die orthodoxen Frommen durch stille Verdächtigung ihn um das Stipendium gebracht hatten, welches der Domprediger Dreißigmark in Braunschweig ihm früher auszustellen bereit

gewesen war. Heinrich Schmidt, der selbst weder an Wunder noch an den Teufel glaubte, sondern nur dem regelten, ewigen Gang der Naturgesetze nachforschte, der deshalb nur insofern an die Alchimie seines Lehrers glaubte, als diese, unter der Maske des Uebernatürlichen, den Gesetzen der Naturkräfte unterworfen war und der in dieser Ueberzeugung auch den Mut hatte, selbst auf seiner einsamen und armseligen Stube nach eigenen Entdeckungen zu suchen — er sah sich von vielen Seiten, eben durch seine Verbindung mit Beireis, angefeindet und benachtheiligt, ohne daß jener die geringste Anstalt machte, ihm zu nützen. Die Frommen und der gemeine Mann mieden ihn als einen Gottlosen, die aufgeklärten Feinde des Beireis sahen ihn als einen Gehülfen des wissenschaftlichen Betruges scheel an, die lustigen Studenten ignorierten ihn als einen ärmlichen, vergrillten Menschen. In dieser Seeleneinsamkeit war ihm die Liebe Gretchens die einzige Erhebung seines Charakters und Lebensmutes, die einzige Hoffnung auf eine bessere Zukunft, wenn in Momenten wie heute, das Bewußtsein seines innersten, geistigen Wollens und das Gefühl des sittlichen Wertes mit der Hoffnung auf Erfolg seines Strebens ihn zeitweise verlassen hatten.

Er gelangte in seine Wohnung, in das hochgelegene, neben der Rauchkammer befindliche Stübchen im Hause des Schuhmachers, welcher ihm einstweilen noch nicht gekündigt hatte, weil von unbekannter Hand — von Gretchen ohne Zweifel — die schuldige Miete bezahlt worden und diese von der Schustersfrau erst mit Widerstreben und nach einem Auftritte mit ihrem Mann angenommen war, da sie das Geld als Teufelsgabe betrachtete. Das Dachstübchen Schmidts glich nachgerade einem chemischen Laboratorium. Außer dem Kohlenbecken, den Retorten, Glasgeräten und Chemikalien, die er sich aus dem kleinen Honorare von nebenbei behandelten Kranken angeschafft oder von Beireis geliehen hatte, war aber auch die Liebe in diesem engen Raume durch verschiedene Erinnerungszeichen vertreten. Im Fenster standen noch, obgleich vertrocknet und im wasserleeren Gläschen, die Wiesenblumen, welche er einst in glücklicher Stunde mit Gret-

den gepflückt hatte, eine dunkle Locke steckte an der Wand, wo Heinrich zu sitzen pflegte — vor allem aber war es der goldene Ring, den er als ein angenehmes, aber zugleich trostloses Zeichen seit einigen Tagen am Finger trug, da es ihm nicht gelungen war, das Gold zu scheiden. Dies war seine Trostlosigkeit, wenn er beim Anblick des Ringes an die Worte Gretchens dachte, als sie ihm den Fingerreif überreichte: „Ein Kreuz hat ihn geheiligt; nimm ihn, ist dein Beginnen gottlos, dann wirst du dieses Gold nicht zerlegen können.“

Ogleich er das Gold dieses Ringes nicht scheiden und in seine Bestandteile hatte analysieren können, um es aus solchen von neuem wieder zu binden und darnach die Bestandteile einzeln in der Natur zu suchen, so war er dennoch von der guten sittlichen Eigenschaft dieses Strebens völlig überzeugt, aber er fürchtete, diesen mißglückten Versuch, woran er viele Tage und Nächte seine geistigen und leiblichen Kräfte vergeblich verschwendet hatte, dem in frommer Aengstlichkeit sein Streben beargwöhnenden Gretchen zu offenbaren, da er im voraus wußte, daß er bei allem natürlichen Empfinden ihrer Seele doch dem angewöhnten und anerzogenen Glauben an dämonische Gewalten durch sein Geständnis neue Nahrung bieten würde.

Hieran dachte er auch jetzt, als er in seiner Stube saß, den goldenen Ring betrachtete und dann recht schmerzlich in den blauen Himmel starrte. Er mochte selbst nicht wissen, wie lange er hier gesessen, er sah nur, daß die Schatten der von der Nachmittagssonne beleuchteten Dachziegel länger geworden waren. Als er heftig aufstand, fühlte er eine schmerzliche Leere, es kam ihm sein ganzes Leben so gänzlich zwecklos, seine Liebe eben dadurch so hoffnungsarm vor. Plötzlich glaubte er Tritte draußen auf der steilen Treppe zu vernehmen und es erschreckte ihn der Gedanke, daß der widerwärtige Hannes es sein könne, da dieser immer zudringlicher wurde, je mehr ihm Schmidt seine Abneigung zu erkennen gegeben hatte. In dieser Furcht vor einem lästigen Besuch, gerade in dieser Stimmung, stürzte er die schwarze Samtmütze auf das Haupt und nahm eine große Eile an, als

er aus der Stube trat, deren Tür er verschloß und auf die Treppe gelangte. Hanneus war es aber diesmal nicht, die Wirtin schritt vor ihm hinunter und schien von einer Kammer im oberen Stock gekommen zu sein.

Schmidt hatte einmal seine Stube verschlossen und ging aus dem Hause. Sein unwillkürlicher Weg war nach dem Markplatz, denn es tat seiner gepreßten Seele schon wohl, das Haus zu sehen, worin eine, wenn auch gefangene, aber doch zu ihm strebende und verlangende Seele lebte. Als er an der Porta coeli vorüberging, schlug es vier Uhr. Das Schlossersche Haus lag hinter hohen Frachtwagen, welche mit Korn oder Essigfässern beladen neue Produkte des einträglichen Geschäftes in den offenen Verkehr ausführen sollten. Knechte und Fremde bewegten sich eifrig auf dem großen Hausflur und der Straße vor der Tür. Oben aber, am ausgebauten Fenster, waren die Vorhänge niedergelassen, keine Bewegung verriet hier dem Spähenden ein mit ihm sympathisierendes Leben.

Mehr in Gedanken als in Absicht lenkte er seine Schritte nach dem gegenüberliegenden Ducksteinkeller, wo eine große Aufregung unter den zahlreichen Studenten herrschte. Die meisten hatten ihre Mappen neben sich liegen und mußten deshalb direkt aus einem Kolleg hierhergekommen sein, was ihre Unterhaltung auch alsbald bestätigte. Vor allem aber war Kaspar Witte, Simon genannt, der Gegenstand allgemeiner Freude, denn vor wenigen Minuten war er nach seiner Verwundung auf dem Korneliusberge zum ersten Male wieder in den Ducksteinkeller gekommen und der Hospes Bosse hatte ihm den hohen zylinderförmigen Ehrenpokal vorgesetzt, aus dem sonst diejenigen zu trinken pflegten, welche nach glücklicher Doktorpromotion noch einen „Satz“ im Ducksteinkeller aufstellten und die Freunde auf einen „Gang“ brausenden Ducksteins eingeladen hatten.

Man unterhielt sich natürlich von dem Vorfall auf dem Berge, von der mysteriösen Person des entflohenen Junkers, von der geraubten Eva und der Unterdrückung jeder akademischen und städtischen Gerichtseinmischung, die man dem stillen Einflusse des Hofrats Beireis zu-

schrieb. Kaspar Witte rühmte mit dankbarer Anerkennung die ärztliche Sorgfalt, welche der Hofrat an ihm ausgeübt habe, und seine Zuversicht auf die eigene Fertigkeit sowie seine unveränderliche Ueberzeugung von der natürlichen Persönlichkeit des Junkers gab er durch den wiederholten Ausruf zu erkennen: „Glaubts mir, Kommilitonen, wenn er noch in Helmstedt wäre, ich würde ihn heute noch fordern, um meine Vorpaukerehre herzustellen. Der Junker führt eine regelrechte Klinge, aber ich hätte den Schmiß nicht bekommen, wenn mir das wilde Mädchen nicht in die Parade gefallen wäre.“

„Ja, das sah man deutlich, aber es war doch eine merkwürdige, unheimliche Begebenheit. Denkt nur an die Fledermaus, das Verschwinden beider und die völlige Spurlosigkeit . . .“

„Oho! Man merkt, Pabst, daß du drei Wochen in Quedlinburg zu Hause gewesen bist, sonst würdest du anderer Meinung geworden sein. Henke und Bruns haben in unserer „Deutschen Gesellschaft“ Vorträge über die Natürlichkeit aller Dinge gehalten, so auch über die Goldmacherei des Professors Beireis, und nächste Woche wird Justizrat Delze die Flucht des Junkers mit dem Mädchen auf natürlichem Wege erklären.“

Heinrich Schmidt horchte dieser Unterhaltung von fern mit großer Aufmerksamkeit zu.

Es entstand aber bei Erwähnung der Goldmacherei ein lautes Durcheinanderreden, indem sogleich viele Stimmen die Partei des Beireis verkündigten und andere dagegen mit den übrigen Professoren hielten. Dazwischen seufzte die Stimme des Agricola: „Ach! Man weiß nicht mehr, was man glauben soll!“

„Heda! Wie ist denn der „Ulík“ heute nachmittag bei Professor Beireis abgelaufen?“ fragte Simson, der von allen Ereignissen im Auditorium nichts wußte, da sein vor wenigen Minuten erfolgtes Eintreten in den Ducksteinkeller die eifrige Unterhaltung über diesen Vorfall einstweilen unterbrochen hatte.

„Es ist ihm ein Vivat gebracht!“ rief man, „die Partei, welche Spektakel machen wollte, und aufgekriegt war, hat in der Begeisterung mitgerufen, und wenn Beireis

das Goldmachen lehrt, so mögen alle anderen Professoren mit der ganzen Weisheit in Buch und Kopf zum Teufel gehen, dann halten wirs mit dem Goldmachen.“

„Ja! Wir auch. Es lebe Beireis!“

Schmidt traute seinen Ohren nicht, er hielt diese Äußerungen für Scherz.

„Aber bedenkt doch, was aus der Welt werden sollte, wenn jeder sich das Gold selbst machen könnte, das ist platterdings unmöglich, das gäbe eine Revolution, man müßte ein anderes Wert- und Verkehrsmittel erfinden. Rein, Jungen, der Hofrat hat euch zum besten gehabt.“

„Heda, wo ist die Freitischglocke? Was läutet sie zu dieser Geschichte?“

„Loffius ist heute in Emmerstedt!“

„Mein Gott, es hat uns ja Beireis das pure Gold gezeigt, welches er selbst zu produzieren versteht. Auch hat er gesagt, daß es viele Mühe erfordere und wer des enthüllten Geheimnisses Herr werden wolle, auch scharfe Proben seines Verstandes ablegen müsse. Dann wirds also nicht jeder können.“

„Wann will er's enthüllen?“

„Er hat uns erklärt, eine öffentliche Stunde dazu anzusetzen. Drum, Freunde, mache ich den Vorschlag, alle Paukereien wegen der Streitfrage über Wunder und Aufklärung zu suspendieren, auch die, welche heute abend in Morleben abgemacht werden sollen.“

„Ja, consentio! Erst müssen wir wissen, ob wir dem Beireis oder dem Henke, Bartels, Remer und anderen glauben sollen!“

„Ich glaube dennoch an den Teufel!“ sagte Pabst, „in Quedlinburg können es euch die Leute erzählen, wie es oft auf dem Brocken hergeht. Ich habe zu Hause die Geschichte vom Korneliusberge mitgeteilt, den Junker genau beschrieben und ebenso zeichneten die Leute dort den Satan, wie er am Ober- und Unterharze umgeht, und außerdem ist kürzlich noch eine Hexe in der Schweiz verbrannt.“

„Pöffen, das sind Sagen. Hier ist die Frage: Besitzt Beireis übernatürliche Kräfte oder sind es gewöhnliche physikalische und chemische Kenntnisse, die er geheim hält,

um die Leute damit zu locken und in Erstaunen zu setzen? Kann er Gold machen und beweist uns das wissenschaftlich, dann ist's gut, dann glauben wir ihm."

Man merkte aus dieser Unterhaltung, daß die Erklärung, welche Beireis heute nachmittag in seinem Auditorium abgegeben hatte, von aufregender und nachhaltiger Wirkung in der Studentenschaft geworden war. Die akademischen Jünglinge waren durch die Opposition, die Beireis bei einigen Kollegen gefunden und die man seit einigen Wochen im Kreise der Studenten absichtlich übertrugen hatte, in die Parteistellung mit hineingezogen und somit wurde in dem akademischen Helmstedt nunmehr das Wunder, und damit die Bewunderung des Beireis, vor den Gerichtshof der öffentlichen Meinung gezogen.

Eine andere Wirkung hatte dieses Gespräch auf Heinrich Schmidt gemacht. Von den Studenten, welche vorzugsweise an der langen Seite des Tisches um Kaspar Witte versammelt waren, kaum im engen und qualmigen Lokale bemerkt, da er am Fenster saß und nach Schloßers Hause hinüberschaute, empfand er eine mächtige Aufregung über die Nachricht, daß Beireis das Geheimnis des Goldmachens öffentlich preisgeben wolle; er horchte anfangs ungläubig, aber je bestimmter er von der Wahrheit dieser Absicht unterrichtet wurde, um so unruhiger bewegte sich seine Seele. Er hielt es nicht mehr im engen Raume aus und eilte, ohne einmal eine Zechen im Ducksteinkeller gemacht zu haben, unter den verfolgenden Blicken des alten Hospes hinaus auf den Markt und, ohne es eigentlich zu wissen, den Weg nach den Edelhöfen weiter.

"So hätte er mich getäuscht?" Das war die schneidende Frage, welche heftig durch sein Inneres fuhr und die ihn um so verletzender und empfindlicher erschütterte, je klarer er die eben gehörte Studentenunterhaltung sich vergegenwärtigte. „Getäuscht!“ wiederhallte es in ihm wie der Rotschrei eines Schiffbrüchigen.

Die Gedanken und Empfindungen, welche in Heinrich Schmidt wogten, glichen in der That einem stürmischen Meere, auf dem er die Trümmer einer gescheiterten Lebenshoffnung treiben sah. Beireis hatte ihm einst das Versprechen gegeben, als Lohn der Treue und Verschwie-

genheit und zum Mittel künftigen Lebensglückes, ihn einzuweihen in das Geheimnis der Alchimie, er hatte ihm später bei Bekenntnis der Liebe zu Gretchen und dem vertrauensvollen Flehen um Hilfe einen feierlichen Schwur abgenommen, um ihn in die Bereitung seiner Farbe- und Essigproduktionen einweihen zu können, er hatte ihm auf diesen Schwur, welcher völlige Entsagung aller Vorliebe bis zu der Zeit, die Beireis für gut befand, forderte, den Besitz Gretchens zugesichert, an alle diese Versprechungen dachte Heinrich jetzt mit dem schmerzlichen Resultate: „Getäuscht!“

„Meine Verpflichtung ist aufgelöst, ich bin meines Schwures entbunden, da er selbst nicht das mindeste von seinen Zusagen erfüllt hat“, dachte der bewegte Jüngling. „Er hat mich in nichts eingeweiht; statt mich an seinen Geheimnissen zu beschäftigen, mir die Farbe- und Essigbildung zu entdecken und mich zum treuen Gehilfen seines Vorteils zu machen, hat er mich in seinem Laboratorium an die Verfertigung von geheimen Arzneistoffen gestellt und zum Gehilfen bei seinen chirurgischen Kranken gemacht. Wäre das der Beweggrund meiner Verehrung seiner Person, das Ziel meines eigenen Strebens gewesen? Nein! Nein! Was habe ich dadurch gewonnen? Nichts! Aber verloren habe ich mein Stipendium, verdächtigt bin ich bei unzählig vielen Menschen, verkannt werde ich, der ich nur an Gott und Naturgesetz glaube, als ein Diener teuflischer Werke, getäuscht bin ich, während ich treu diente, freudig hoffte und so vieles erduldet!“

Unter solchen heftigen Betrachtungen war Schmidt auf die Edelhöfe gekommen. Er stand vor des Professors Hause; die Dertlichkeit erinnerte ihn an jenen mond- hellen Abend, wo er ebenfalls vom Ducksteinkeller kommend, hier zuerst den Lehrer angerebet und um freien Unterricht in der Chemie, um Einsicht in die Natürlichkeit der Dinge gebeten, wie er endlich ausgerufen hatte: „O! Helfen Sie mir, daß ich meine Armut überwinde, und lehren Sie mich, mein Brot zu verdienen!“ Er erinnerte sich, daß an dem Tage, wo die Herzöge von Braunschweig und Dessau dieses Haus besucht hatten und er bald darauf dem Professor seine Liebe und Ratlosigkeit entdecken

durfte, aus dieser Unterredung eine neue Hoffnung erwachsen, diese aber immer noch unerfüllt geblieben sei. Dieser Mißmut lag nicht nur im Gefühle des Getäuschten, sondern auch tiefer im Charakter Schmidts begründet. Obgleich zwischen ihm und Beireis ein großer Unterschied darin obwaltete, daß er ein moralischer Feind aller abergläubischen Täuschung und sein Erkennen ein rein vernunftgemäßes war, so hatte er aber doch denselben Drang nach besonderem Wissen und Können, dieselbe Triebfeder des Ehrgeizes, welche ihm das Streben nach einer besonderen Erkenntnis zum Bedürfnisse machte. Er wollte einst damit dem reichen Schlosser imponieren, es dem Beireis gleichtun und Unterhalt und Liebe erzielen.

Er schellte an der Haustür. In der Aufregung wollte er sich bei Beireis selbst erkundigen, was an der Behauptung der Studenten wahres sei. Nach längerem Warten öffnete ihm Leonhard grämlich die Tür. „Sie kommen spät zur Arbeit“, sprach er.

„Sagen Sie mir“, fragte Schmidt stürmisch, „ist der Hofrat zu sprechen?“

„Nein, er ist nach Harbke geritten.“

„Ist es wahr, daß er das Goldmachen öffentlich ver-raten will?“

Leonhard lächelte spöttisch.

„Die Studenten im Ducksteinkeller behaupten es.“

„So —.“

„Wann kommt der Hofrat zurück?“

„Wahrscheinlich in zwei Stunden“, antwortete Leonhard.

In großer Zerstreuung eilte Schmidt weiter, der Fa-mulus sah ihm mit verdächtiger Miene so lange nach, bis er unter der Bogenwölbung des alten Stadtturmes verschwunden war.

Im Ducksteinkeller war Schmidt eben aus der Tür der Zechstube geeilt, als der Hospes Boffe seinen weißen Schnauzbart strich, vom großen Steinkrüge einen Schritt näher an den Tisch trat und den nächststehenden Studenten zuflüsterte: „Eben läuft der arme Teufel weg, der im

Dienste des Hofrats in der Goldmacherei mithilft, aber noch keine Stange Duckstein dabei verdient hat.“

„Wer? Der Schmidt?“

„Ja, er saß ja vorhin am Fenster.“

Die Blicke der Studenten richteten sich mechanisch auf, als wollten sie den Genannten noch sehen. „Er hat nie zu einer unserer Verbindungen gehört, er ist Mediziner, nicht wahr?“ fragte ein Senior.

„Und chirurgischer Famulus“, setzte ein anderer hinzu, „ein armer Teufel, dem es freilich nichts nützen kann, daß sein Meister die Goldmacherei bekannt macht, denn wenn es jeder kann, so muß man sich auf das Silbergeheimnis legen.“

„Donnerwetter!“ rief eine aufjauchzende Stimme, „Ans Fenster! Ans Fenster! Da reitet er noch! Ha! Und wie majestätisch!“

„Wer? Wer?“ fragten viele und alsbald drängten sich alle an die Fenster.

„Beireis! Der göttliche Beireis! Seht, er blinzelt hier nach dem Keller, er läßt das Pferd hoch gehen, jetzt kommt er herangeritten.“

Die Fenster wurden aufgestoßen und die Studenten legten sich hinein, um den Hofrat Beireis zu betrachten, der eben um die Collegienkirche geritten kam und den Veltheimischen Reitknecht hinter sich hatte.

„Er will zeigen, daß er das Reiten versteht, denn vorhin ging das Pferd mit ihm durch.“

„Er sitzt aber wahrhaftig gut, wie ein preußischer Marschall —.“

„Etwas gebückt, wie der alte Fritz“, setzte Hospes Vosse hinzu, und sagte militärisch bei dem Namen des Königs an sein staubiges Samtkäppchen.

„Jetzt verdient er es aber, daß wir ihn leben lassen, wie er es uns in seinem Auditorium gelehrt hat, stimmt ein: viva el divino Beireisio!“

Und alle Studenten jauchzten ihm beim Schwenken der Mützen das italienische Lebehoch aus den Fenstern des Ducksteinkellers zu.

Beireis sprengte in kurzen Galopp dicht an die Fenster, grüßte freundlich und setzte plötzlich den schnauben-

den Hengst in langsamen Tritt, um hart am Gebäude wegzureiten. „Ein Bucephalus“, rief er den Studenten zu, „jetzt geht er, wohin ich will!“ Und damit sprengte er brausend über den Markt davon, während der Ruf: „Viva el divino Beireisio!“ ihm von den Studenten nachgejubelt wurde. Einige schlichte Bürger, die auf einer Straße nahe am Tore dem kühnen Reiter auswichen, sagten einander: „Das ist der berühmte Beireis, er ist gewiß zu einem schlimmen Patienten geholt!“

Im Ducksteinkeller hatte das Erscheinen des Hofrates zu den heitersten Wigeleien Veranlassung gegeben und ein buntes Gemisch der lustigsten Anekdoten über ihn bot vielfältigen Stoff zum Lachen. „Er wird wieder jung, er bekümmert sich um die Angriffe seiner Kollegen nicht, er ist ein alter Junggesell, wie es wenige gibt“, hieß es bei den Studenten, bei denen ein Professor leicht das Herz gewinnt, wenn er nur zeigt, daß er noch reiten, fechten oder gar lieben kann. Dieser letzte Punkt fand sehr bald eine Erörterung, als ein Student versicherte, daß Beireis sehr oft des abends in den Erbprinzen am Ziegenmarkte gehe und eine fremde Dame besuche.

„Was ist das weiter als ein ärztlicher Besuch, hat ja immer in den hiesigen Gasthöfen fremde Kranke liegen, die sein Ruf nach Helmstedt zieht.“

„Ja, eine Kranke mag diese Fremde im Erbprinzen auch sein“, versetzte der Student, „ich wohne dem Gasthofs gerade gegenüber und wenn ich des abends kein Licht anstecke und die Leute beobachte, die an der andern Seite der Straße wohnen, dann sehe ich auch zuweilen in die Fenster des Erbprinzen hinein.“

„Blitz“, rief ein anderer, „da fällt mir ein, daß ich zuweilen, wenn ich vormittags am Gasthause vorübergehe, um ins Kolleg zu Remer zu wandern, ein hübsches Weib in weißem Morgenkleide wie Schnee, mit wunder schönem blaffen Gesichte ...“

„... dunkeln Augen, braunem Haare ohne Puder ...“

„... ganz recht, so schaut sie zuweilen, wenn um neun oder zehn Uhr ihre kleine, weiße Hand die Gardinen aufgezo-gen hat, aus dem Fenster und macht mir

ordentlich das Blut warm, wenn ich ihre Schönheit ansehe.“

„Daß man aber ein so ausgezeichnetes Weib gar nicht auf der Straße sieht...“

„Sie geht niemals aus, aber Beireis habe ich schon mittags und abends in den Erbprinzen eintreten sehen und es kommt mir vor, als sähe er weit heimlicher aus, als sonst, auch beseht er sich auf der Straße und zieht seine große, silberne Schnalle an der weißen Halsbinde vorher zurecht.“

„Hinter das Geheimnis müssen wir kommen, Freunde, o, das wäre köstlich! Könnt ihr euch vorstellen, wie der Hagestolz einen zärtlichen Liebhaber macht?“

„Oho! Seine Weiberfeindschaft ist nur äußerlich, er verschmäht eine Gabe der Schönheit nicht, er kneift, wenn er sich ungelesen glaubt, die hübschen Mädchen in Wangen und Kinn, untersucht bei ihnen als Arzt alle schönen Stellen sehr genau und...“

„Wie heißt denn die hübsche Fremde?“

„Das weiß keiner so recht, der Aufwärter im Erbprinzen sagte mir neulich, sie sei eine Gräfin aus Sachsen, die sich von dem Hofrate kurieren lassen wolle.“

„Wißt ihr was? Der Erbprinz schenkt englisches Bier von Fehse auf der Kornstraße, wir wollen abends in den Erbprinzen gehen und dort zechen, dann bekommen wir Bitterung von der Schönen.“

„Das verdammte Frauenzimmer!“ murmelte der Hospes Boffe in seinen großen Steinkrug hinein, da er fürchtete, daß diese Zechen im anderen Hause, eines hübschen Weibes wegen, seinem Keller die Gäste entziehe.

„Habt ihr schon bemerkt, daß Beireis seit mehreren Wochen einen kostbaren Brillantring am Finger trägt?“

„Ja, wir müssen dahinter kommen, sollte Beireis vielleicht seine alchimistischen Geheimnisse verraten, weil er verschwenderisch in seiner Liebesfreude wird und gar heiraten will? Wer weiß, ob er nicht heute im Auditorium seine körperlichen Fertigkeiten aufgezählt hat, um als Jüngling zu erscheinen, dem man die Heirat nicht verdenkt?“

„Einerlei, wir gehen heute abend in den Erbprinzen!“

An diesem Gespräche hatte Kaspar Witte keinen Anteil genommen, weil gleich nach dem Zurücktreten der Studenten von den Fenstern sein Freund Strombeck, von den Kommilitonen „Strömke“ genannt, in den Ducksteinkeller gekommen war und mit ihm, dem Senior, eine Korpsangelegenheit zu besprechen hatte. Allerdings wurden auch sie auf die Unterredungen der anderen Studenten aufmerksam gemacht und Kaspar Witte fragte halblaut: „Was reden die von einem schönen Weibe?“

„Nur still davon, laß sie reden“ flüsterte Strombeck listig, „du sollst von mir bessere Auskunft haben, aber,“ fuhr er laut fort, „es ist Zeit nach Morsleben.“

„Die beiden Baukereien sind aufgeschoben!“ riefen die Studenten, „Erst müssen wir wissen, ob Weireis oder Henke recht hat!“

Man blieb einstweilen im Ducksteinkeller.

Heinrich Schmidt hatte unterdessen weniger frohe Gefühle gehabt.

Als er Weireis nicht zu Hause getroffen hatte, war er in einer unglücklichen Unruhe auf den Wall der Stadt gelaufen und an das Tor gekommen, welches nach dem Tannenhölzchen am schwarzen Berge führte. Ohne sich weiter zu fragen, hatte er den Weg dorthin eingeschlagen und in der stillen Waldeinsamkeit, wo Tanne, Rasenhügel und westlicher Himmel alle Erinnerungen an die mit Gretchen hier verlebten hoffnungsreichen Stunden erneuerten, sich seinen quälenden Gedanken überlassen. Es kämpften in ihm mehrere widersprechende Gefühle. Die vertrauensvolle Verehrung, die er dem gelehrten und vorzüglichen Wissen seines Lehrers sollte, mischte sich allerdings mit dem Dank, welchem er sich für die freie Teilnahme in dessen chemischen und praktischen Vorlesungen schuldig fühlte, aber es regte sich auch das Gefühl der Selbstliebe in ihm, welche ihm nicht nur sagte, daß er dem Lehrer dienstbar gewesen sei und Opfer an Zeit, Stipendium und Zuneigung der anderen Professoren dargebracht habe, sondern daß er auch das Recht auf die Erfüllung eines Versprechens besitze, das gerade Streben und Ziel seines Lebens war. Weireis hatte sich

seit mehreren Wochen garnicht um Schmidt gekümmert; an sein Versprechen wegen der Einweihung in die Fabrikation geheimer Stoffe so wenig wie an eine Zusage bei dem reichen Schlosser gedacht. Seit dem Tage, wo Schmidt von einer Analyse der im Laboratorium gefundenen braunen Masse und einer Verwandlung derselben in eine blaue Farbe, sowie über eine schnelle Veränderung des Weingeistes in Essig durch Tröpfeln auf Platinaschwamm berichtet hatte, war trotzdem, daß Beireis hierauf das Versprechen der Erfüllung aller bekannten Wünsche des strebenden jungen Mannes gegen Erlegung eines feierlichen Schwurs gegeben, sein Benehmen gegen Schmidt auffallend mißtrauisch und gleichgültig geworden und er hatte ihn nur mit Fabrikation von bekannten Arzneistoffen und der Betreuung chirurgischer Kranken in der Stadt und auf den umliegenden Dörfern beschäftigt. Hierdurch war Schmidt seinem wissenschaftlichen Erkennen und dem Ziele seines Herzens um nichts näher gekommen, und es hatte das erste Mißtrauen gegen Beireis sich in dem Gedanken geregt, daß dieser ihn vielleicht nur durch alltägliche Arbeiten fesseln und seinen forschenden Sinn ungefährlich machen wollte, und um so eifriger hatte Schmidt jetzt in seiner kleinen Stube nach chemischen Resultaten gesucht.

Je klarer er sich dieses Verhältnis vorstellte, um so beunruhigender fühlte er sich, da der Zweifel an seinen Lehrer, den er mit wahrer Begeisterung geschätzt hatte, ein gewaltsamer Mißton in seiner Seele war. Er fühlte das Bedürfnis, sich völlig darüber aufzuklären und eilte deswegen nach zweistündigem Aufenthalt im Tannenwäldchen in die Stadt zurück, vor das Haus des Hofrates. Er fand wie vorhin, die Tür verriegelt, ein Zeichen, daß kein Kolleg gehalten wurde und Beireis wahrscheinlich noch nicht von Harbke wiedergekommen sei; er klingelte aber dennoch und als Leonhard erschien und den Studenten zum zweitenmale erkannte, wurde dieser ärgerlich und schnarrte ihm mit bissiger Stimme entgegen: „Wollen Sie mich zum Narren machen? Was stören Sie mich? Sie können dem Herrn Hofrat doch nichts eiliges zu bestellen haben, und was sie vom Goldmachen erfahren

möchten, werden Sie immer noch zu früh gewahr, wenn es die ganze Stadt erfährt.“

Das Hohnlächeln in der kränklich blaffen Miene Leonhards empfand der Student als eine Verspottung seiner Aufregung, zumal jener deutlich zu verstehen gab, daß er die Haustür wieder verriegeln wolle. Es trat unwillkürlich der Gedanke vor sein Bewußtsein, ob Leonhard nicht der stille Feind sei, welcher durch seine Zuflüsterungen das Benehmen des Hofrates veranlaßt habe und die Abneigung, die Schmidt von Anfang an gegen den grämlichen Famulus empfunden und stets mit versöhnlicher Selbstüberredung zu vertilgen gesucht hatte, trat in diesem Augenblick recht fühlbar hervor. Dennoch wollte seine natürliche Milde auch jetzt jeden unbewiesenen Vorwurf zurückweisen. Er hatte eben die Ansicht, den Famulus freundlich anzureden und ihn um die Ursache seines grämlichen und feindseligen Benehmens zu befragen, aber Leonhard, welcher ihm unterdessen einen giftigen Blick zugeworfen und sogleich einen Anfall engbrüstigen Hustens bekommen hatte, schlug ohne weiteres die Haustür zu und Heinrich stand mit der ihm widerfahrenen entwürdigenden Behandlungen auf der Straße allein. Dieser Moment entschied plötzlich in Schmidts Natur; das Ehrgefühl, welches ihm die Armut nicht zu rauben vermochte, das Bewußtsein seines Wertes, welches bei ihm als Stolz, einer geistigen Welt anzugehören, auftauchte, der Gedanke an seine Liebe und an seine Studentenehre, dies mahnte ihn heftig daran, daß er sich nicht unter die grämliche Laune eines ungebildeten Famulus ferner stellen könne, unter eine herrschsüchtige Laune, welche er seither mit edler Selbstverleugnung erduldet hatte, um in der Nähe von Weireis zu leben und durch ihn endlich zum Ziele seiner Wünsche zu gelangen.

„Bin ich nicht immatrikulierter Student?“ dachte er auf seinem langsamen Heimwege nach seiner Wohnung. „Würden die Studenten mich nicht aus ihrer Namens- und Rechts-Gemeinschaft völlig austossen, wenn sie erführen, daß ich wie ein untergeordneter Gehilfe von dem Menschen behandelt würde, den sie nicht einmal eines Grußes würdigen, sobald er im Auditorium die Instrumente auf-

stellt? Nein, ich will nicht länger diese Dienste im Laboratorium leisten, sondern selbständig sein und auf eigene Hand mein chemisches Resultat suchen.“

Hierbei dachte Heinrich an die chemischen Stoffe, die er zu einer blauen Farbe zu verbinden verstand, aber nicht weiter beachtet hatte, seit ihm von Beireis versichert worden war, daß dieses Produkt gänzlich wertlos für den Verfertiger sei, da es die dazu verwendeten Materialien nicht bezahlt mache. Heinrich fühlte sich seines Schwurs gegen Beireis entbunden, hatte doch dieser nichts von den Geheimnissen mitgeteilt, deren Mitwissenschaft er geheim zu halten geloben mußte, er fühlte zugleich den Antrieb, etwas von Beireis für wertlos Erklärtes nunmehr für sich selbst versuchsweise nützlich zu machen. Unter solchen Reflexionen kam er in seiner Wohnung an.

Die ärmliche Stube, mit dem alten, eichenen Tische, den beiden Stühlen mit hohen, von Reistroh geflochtenen Lehnen, dem niedrigen, aus schwarzglasierten Backsteinen geformten Ofen, den auf Wandbret, Tisch und Boden zerstreuten Büchern, Schriften, Kochgläsern, Retorten und anderen chemischen Apparaten, das offenstehende Kabinett, welches ein ärmliches Bett nebst einem Tischchen völlig ausfüllte, diese bekannten und gewohnten Räume machten in diesem Augenblicke eine niederdrückende Wirkung auf sein Gemüt; die vertrockneten Wiesenblumen am Fenster nötigten ihm einen tiefen Seufzer ab. Er warf sich auf den Stuhl, stützte den Kopf auf den Tisch und überließ sich ganz den Empfindungen und Gedanken, welche ihn beherrschten. Wer diesen dreißigjährigen jungen Mann mit dem angenehmen blassen Gesicht, in welchem die Züge des Nachdenkens mit denen der stillen Entbehnung vermischt waren und dessen dunkle, seelenvolle Augen, dessen übergekämmtes, langes Haar und breit übergeschlagener Hemdkragen dem Kopf einen idealen Ausdruck verliehen, in dieser Stunde inmitten der dürftigen aber wissenschaftlichen Umgebung erblickt hätte, würde ihn für einen schwärmerischen Poeten gehalten und nicht erraten haben, daß gerade jetzt rein praktische Grübeleien seinen Verstand mächtig beschäftigen. Das gab

er bald in seinem fernerem Verhalten kund. Mit großer Lebhaftigkeit sprang er vom Stuhle auf, holte aus der Mitte seiner chemischen Gläser und Schachteln ein Gläschen, mit blauer Masse gefüllt, besah es prüfend, steckte es mit einer deutlichen Aufregung in die Tasche und eilte nach der Stubentür. Plötzlich, als er schon über die Schwelle getreten war, schien er von einem schnellen Gedanken stutzig gemacht zu sein, er kehrte zurück, warf die Tür wieder zu und schritt, mit widerstrebenden Empfindungen kämpfend, in einem leidenschaftlichen Eifer durch den engen Raum. — — „Doch“, sprach er mit plötzlicher Entschiedenheit, „ich will es tun, ist mein Produkt etwas wert, dann hat er es selbst nicht gekannt, dann ist es mein Eigentum, ja, ich will es tun!“ Nach diesem Selbstgespräche trat er jetzt hinaus, verschloß seine Stube und schritt ruhiger aus dem Hause.

Er durchwanderte mehrere Straßen und war an mancher Ecke ungewiß, welchen weiteren Weg er einschlagen solle; in einer ziemlich entlegenen Stadtgegend, welche er selten betreten hatte, blieb er vor einem altmodischen Hause stehen, worin ein Kaufmann wohnte und auf dessen Schilde über der Tür die Worte zu lesen waren: „Materialien- und Farbenwaren-Handlung bei Heinrich Brökel.“

Es schien dem Studenten eine Ueberwindung zu kosten, in dieses Haus einzutreten, er las die Schildinschrift, blickte rechts und links die Straße hinab, ob auch kein Bekannter des Weges komme, und schritt dann mit einer gewissen Schüchternheit auf die Hausdiere, vor den Ladentisch. Ein Diener mit kaffeebrauner Schürze stützte die roten, prallen Hände auf den Tisch und fragte sehr freundlich: „Was ist Ihnen gefällig? Wir haben eine ganz neue Sorte Tabak, eigens für die Herren Studiosen, morgen werden Sie es im Wochenanzeiger lesen.“

„Kann ich Herrn Brökel wohl auf einige Minuten allein sprechen?“ fragte Schmidt nicht ohne Verlegenheit. Der Diener rieb sich die dicken Hände und blinzelte nach einem seitlich im Hintergrunde befindlichen Fenster, das in ein hofwärts gelegenes Stübchen schauen ließ, worin eine Person am Pulte saß und schrieb; dann musterte er

den Manchesterrock und die schwarze Tresse an dem Samtbarett des Studenten und fragte, bedeutend von seiner Freundlichkeit verlierend: „Kann ichs nicht annehmen?“

„Nein, ich wünsche mit Herrn Brökel etwas Privates zu reden“, erwiderte Schmidt.

„So, hm, es ist gerade Poststunde, wo die Briefe geschrieben werden ... nun, ich wills bestellen.“

Der Diener schritt in eine, von dem vorliegenden großen Essigfasse halbversteckte Tür und Heinrich sah durch das Fenster im Hintergrunde, daß der schreibende Mann sich nach dem eingetretenen Diener umwendete und einen flüchtigen, mißtrauischen Blick nach dem Ladentische richtete. In der Stube selbst fand aber folgendes Gespräch statt:

„Herr Brökel, ein Student will Sie allein sprechen.“

„Ei was, ich habe keine Zeit.“

„Das sagte ich ihm auch schon, aber er hätte was Privates ...“

„Was kann ich Privates haben mit einem Studenten, er soll nichts geborgt kriegen, das bestelle ihm.“

„Das mag ich ihm nicht sagen, er hat noch nichts gefordert.“

„Dann will ich es ihm selber sagen, schicke ihn herein.“

Der Prinzipal machte einen gewaltigen Namenszug unter den Brief, der Diener ging unterdessen in den Laden zurück und sagte zum Studenten mit einem freundlichen Mitleid: „Sie möchten in die Stube kommen.“

Heinrich Schmidt klopfte an die Tür; auf ein kaum vernehmbares Herein trat er in die Schreibstube und hub an: „Ich möchte Sie ...“ Kaum hatte er aber diese paar Worte verklauten lassen, als Herr Brökel vom Stuhle aufsprang, dem Studenten mit kecker Miene entgegen trat und ihn durch heftigen Blick einzuschüchtern beabsichtigte. So, ohne ein Wort zu sagen, aber mit grober Antwort wohlgerüstet, erwartete er die vermutete Bitte um Borg.

„Ich möche Sie ersuchen, einmal als Sachverständiger zu prüfen, ob dieser blaue Stoff eine im Handel vorkom-

mende oder verwertbare Farbe sei“, sagte Schmidt, welcher keine Ahnung von den stillen Voraussetzungen des Herrn Brökel hatte und glaubte, daß des Mannes natürliches Wesen so abstoßend sei. Derselbe sah jetzt den Studenten mit einem mißtrauischen Polizeiblicke an, steckte die bisher noch in der Hand gehaltene Feder mit eigentümlich schneller Bewegung hinter das rechte Ohr, wischte den Finger, welcher etwas Tinte erhalten hatte, über die braune Perücke mit Zöpfchen und nahm das von Schmidt vorgehaltene Gläschen ebenfalls schnell, als wollte er es ihm entreißen, aus der Hand. Er trat damit an das Fenster nach dem Hofe zu, schüttete sich etwas blauen Stoff in die hohle Hand, zerrieb ihn zwischen den Fingern, mischte etwas Speichel dazu und malte einen blauen Fleck auf den Ballen seines Daumens. Die Schönheit dieses Blau erregte seine fernere Aufmerksamkeit, er malte einen Fleck auf eine Glasscherbe, welche gerade in der Fensterbank lag, schüttete mit deutlicher Vorsicht das noch trockene Pulver, welches er in der Hand hielt, in das Gläschen zurück, rieb den Fleck vom Ballen mit Papier ab, auf dem er die Färbung nochmals genau prüfte, zündete dann mit Zunder und Stahl ein Licht an und hielt die bemalte Glasscherbe mit einer Scheere über die Flamme, damit sie glühend heiß würde.

Das rote Gesicht des Dieners spähte neugierig durch das nach dem Laden gehende Fenster.

Die Glasscheibe war heiß geworden und die blaue Farbe darauf hatte ihre volle Schönheit behalten. Jetzt kehrte sich Herr Brökel, dessen bisherige Prüfung mit großer Schnelligkeit in allen Handgriffen, aber völlig stumm geschehen war, plötzlich zu dem Studenten hin und fragte weniger mißtrauisch, als klug: „Sie kennen die Farbe nicht?“

„Ich weiß, was sie ist, woraus sie besteht, aber ich möchte ihren Preis im Handel kennen.“

„So, so, hm, das Ultramarin hat immer noch einen sehr hohen Preis.“

„Ultramarin?“, wiederholte Schmidt in der ersten Ueberraschung so bestrebt und aufgeregte, daß Brökel

sehr ernsthaft den Studenten anblickte und versänglich fragte: „Woher haben Sie denn diesen Stoff bekommen?“

Jetzt hatte sich Schmidt schnell in die Situation gefunden und den Gedanken, daß er im Besitze eines wichtigen Geheimnisses sei, möglichst zum Vertrauten seiner jauchzenden Gefühle gemacht. Dem Kaufmann war es aber nicht unbemerkt geblieben, daß der Student so rasch in innerliche, freudige Aufregung geraten war und er sah ihn groß und mit der wiederholten Frage an: „Wie kamen Sie an dieses Ultramarin?“

„Mein Herr“, nahm Schmidt jetzt das Wort, „ich studiere hier in Helmstedt Chemie und habe lange danach geforscht, ein Handelsprodukt durch chemische Kräfte zu erhalten, um meinen Unterhalt damit zu verdienen. Diese blaue Farbe habe ich gemacht, ich bin im Stande, sie in den größten Quantitäten zu liefern und Sie sind der Erste, dem ich mein Produkt anbiete; dies ist der Zweck, weshalb ich zu Ihnen gekommen bin.“

„Wie heißen Sie?“ fragte Brökel mit unruhigen Augen. Schmidt nannte sich.

„Segen wir uns“, sprach der Kaufmann mit wachsender Höflichkeit, ohne seinen Ernst dabei zu verlieren. Er drehte seinen Schreibstuhl nach der Seite hin, wo er dem Studenten einen Platz anwies und fuhr fort, indem er das Gläschen mit der blauen Farbe schüttelte und den Stoff nochmals trocken in der Hand, sowie die im Abkühlen befindliche Glasscherbe besah. „Da Sie den Stoff selbst bereiten, so kann es natürlich das echte und teure Ultramarin aus dem Lasuresteine nicht sein, welches ich seither zu sehr hohem Preise aus Amsterdam von dem Handelshause „Silberschmidt“ bezogen habe. Dagegen bin ich nicht abgeneigt, von dieser blauen Farbe von Zeit zu Zeit größere Bestellungen zu machen, unter der Bedingung, daß Sie keinem anderen auf zwanzig Meilen in der Umgegend auch nur ein Quäntchen verkaufen.“

„Ja, das will ich“, rief Schmidt ohne weiteres Bedenken in der freudigen Bewegung, die sich seiner Seele bemächtigt hatte, denn seine Gedanken weilten eben bei Bretchen und er sah eine Zukunft voll neuer Hoffnungen vor sich.

Der Kaufmann beobachtete ihn mit berechnender Ruhe. „Gut das, wir müssen aber noch über das Geldgeschäfft sprechen. Was wollen Sie für das Pfund haben?“

Schmidt hatte noch gar nicht an die Kosten gedacht, welche ihm die Auslagen der Produktion verursachten. In der Eile und Freude erinnerte er sich jetzt, daß er zu einem Teile kiesel-saurer Tonerde anderthalf Teile verwitterten kohlen-sauren Natrons und ebensoviel Schwefel gemengt habe, daß ihm diese Stoffe, mit Inbegriff des Feuermaterials, nur auf wenige Groschen gekommen seien und er dafür dies Gläschen Farbe als chemisches Produkt erhalten habe; er wollte eben, nach nochmaliger Rechnung in Gedanken, eine ganz geringe Summe fordern, als der Kaufmann ihm zuvorkam und sagte: „Ich könnte Ihnen auch ein für alle mal die Bereitungsweise als ein Geheimnis abkaufen. Ich gebe Ihnen zweihundert Taler dafür.“

„Nein“, versetzte Schmidt mit einer zurückwehrenden Eile und einem gewissen Erschrecken, da er nicht gleich mußte, ob er in froher Bewegung und Zerstreuung so eben die Komposition seines Farbstoffes still gedacht oder laut ausgesprochen habe; „nein, ich will die Hälfte der Summe haben, welche Sie für das echte Ultramarin zahlen müssen“, sagte er schnell.

Herr Brökel stand auf, griff in dem Schranke unter dem Schreibpulte nach einem dicken Folio-buch und ließ das Alphabet des Namen-verzeichnisses durch die Finger schnellen, schlug dann das „Konto Silberschmidt in Amsterdam“ auf und hielt das Buch scheinbar dem Lichte näher, in Wirklichkeit aber nur, um dem Studenten das Einsehen unmöglich zu machen. Hier stand aber die Unze Ultramarin mit zehn Talern berechnet. Hastig schlug er sein Buch wieder zu, schob es in den Schrank zurück und sprach beim Niedersetzen auf seinen Schreibstuhl: „Ich zahle dem Amsterdamer Handelshause für die Unze Medizinalgewicht acht Taler und dafür ist das Ultramarin von echtem Lasurestein aus China und Tibet. Sie wollen Ihr nachgemachtes Fabrikat für die Hälfte lassen, also die Unze für vier Taler, darauf will ich eingehen.“

Schmidt hatte alle Selbstverleugnung seiner Freude nötig, um nicht dem Kaufmann zu verraten, daß er von der Größe der ihm freiwillig angebotenen Summe überrascht sei; denn er hätte kaum den vierten Teil nach seiner eigenen, stillen Berechnung gefordert. Mit erzwungener Ruhe erwiderte er dem Herrn Brökel, daß er die Lieferung für den Preis übernehmen wolle.

„Ich halte es dem Geschäftsgange angemessener, wenn Sie nur allein an mich verkaufen,“ sagte dieser klug, „ich will Ihnen das gesamte Fabrikat, welches Sie zu produzieren vermögen, abnehmen, aber Sie dürfen an keinen anderen verkaufen.“

„Ja, ja“, erwiderte Schmidt mit einer frohen Hast, die der Kaufmann mit scharfem Blick beobachtete. Schnell legte er einen Bogen Papier zurecht und nahm die Feder vom Ohr. „Lassen Sie uns darüber einen schriftlichen Kontrakt machen“, sprach er, „ich werde ihn entwerfen.“

„Ja, ja“, sagte Heinrich zerstreut, da er sich noch nicht in das plötzliche Glück finden konnte; seine Gedanken weilten bei Gretchen, seine Phantasie malte ihm das Bild des baldigen Wohlstandes und alle daran geknüpften Hoffnungen aus. Indessen hatte der Kaufmann mit rascher Feder den Kontrakt zu schreiben begonnen. Der Bedientener blinzelte mit größter Verwunderung durch das Fenster.

Jetzt schob der Kaufmann die Feder wieder hinter das Ohr, überblickte das Geschriebene und reichte es dem Studenten zum Lesen dar. Es war eine bündige Verpflichtung desselben, sein Farbfabrikat einzig und allein an die Firma Heinrich Brökel zu verkaufen und bei Kontravention eine namhafte Entschädigungssumme zu entrichten; es war ferner die Verbindlichkeit ausgesprochen, für den Preis von vier Talern die Unze in gewissen Terminen bedeutende Quantitäten zu liefern und ein unverbrüchliches Stillschweigen über das ganze Geschäft zu beobachten.

„Sind Sie nach reiflicher Ueberlegung damit einverstanden?“ fragte Brökel. Heinrich erklärte es. „Dann unterschreiben Sie Ihren vollen Namen“, fuhr der Kauf-

mann fort, indem er ihm die Feder hinreichte. Heinrich unterschrieb.

„So“, sagte Brökel, während er die Unterschrift lächelnd betrachtete und dann den Kontrakt in den Schrank seines Pultes verschloß, „nun seien Sie fleißig. Wo wohnen Sie?“

Schmidt nannte mit zögernder Beschämung seine Wohnung.

„Das Gläschen voll Farbe kann ich gleich behalten. Es soll mir die Probe sein, der Ihr ferneres Fabrikat ganz gleich werden muß“, sagte Brökel. „Wieviel enthält das Glas?“

„Zwei Unzen waren darin. Es ist aber durch Ihre Prüfung weniger geworden,“ erwiderte Schmidt in einer glücklichen Betäubtheit.

„Wir wollen es wiegen“, sprach Brökel und nahm aus dem Eckschrank im Stübchen eine kleine Handwaage, in welche er den Inhalt des Glases ausleerte. „Es sind drei Lot, also anderthalb Unzen, macht sechs Taler.“ Mit geheimnisvollem Lächeln zog der Kaufmann ein Bündel Schlüssel aus der Tasche, öffnete einen mit Eisen beschlagenen Auszug und zählte sechs Taler in die Hand, um sie dem Studenten auf den Tisch zu legen.

Das Geschäft war geschlossen. Schmidt steckte das Geld ein, der Kaufmann erinnerte ihn nochmals an den baldigen Termin der ersten Lieferung und entließ ihn mit großer Freundlichkeit. Als Schmidt am Laden vorüberging, rief sich der Diener die dicken Hände, verbeugte sich ehrerbietigst mit ganz gehorsamster Empfehlung, während Herr Brökel wieder die Glascherbe betrachtete und Anstalt machte, sie nochmals zu erhitzen, um die Feuerprobe des künstlichen Ultramarin zu wiederholen. Da das echte Ultramarin aus dem seltenen und kostbaren Lasurstein bereitet wurde und dieser mit Gold in gleichem Werte stand, eine künstliche Nachbildung dieses allen Kunstmalern unentbehrlichen Farbstoffes aber garnicht bekannt war, so hatte der Kaufmann Brökel jedenfalls eine gute Spekulation gemacht.

Heinrich Schmidt stürmte in einer fast trunkenen Aufregung durch die Straßen. Als ein armer, hoffnungsloser Student war er ausgegangen und als glücklicher, eine ganz neue Zukunft in sich tragender Mensch kehrte er jetzt in seine ärmliche Stube zurück. Er hatte nur einen Gedanken, eine Freude — er sah sich nun in die Möglichkeit versetzt, Geld zu verdienen, dem stolzen Schlosser zu imponieren und Gretchen dereinst fordern zu dürfen. Diese Vorstellung machte ihn selig, mit kindlicher Freude besah er die empfangenen sechs Taler und rechnete nach, daß die kontrahierte Lieferung schon in drei Terminen viele hundert Taler einbringen müsse. Dieser Gedanke machte ihn trunken, er wollte denselben Abend noch anfangen, neue Farbequantitäten zu bereiten.

Er bedurfte aber dazu derselben Ingredienzen, welche Weirais gebrauchte, ohne daß er früher erfahren hätte, wozu jener die großen Mengen eisenfreien Tons, Porzellanerde genannt, sowie die geheime Masse verwendete, welche Schmidt als Schwefelnatrium analysiert und nachzubilden gelernt hatte. Letzteres konnte er leicht aus Glauberfalz durch Glühen mit Kohle gewinnen. Ein um so größeres Bedenken machte ihm aber die kiesel-saure Tonerde, welche durchaus erforderlich war, um durch Zusammenglühen mit Schwefelnatrium das künstliche Lasurblau herzustellen. An die Herbeischaffung der Ingredienzen im großen hatte er in der Aufregung gar nicht gedacht, als er den Kontrakt mit dem Kaufmann Brökel unterzeichnete. Seine Freude machte ihn aber mutig, sein Kontrakt trieb ihn zur Tat. Er hatte in einem früheren Kollegium gehört, daß im Jahre 1701 ein Chemiker und Alchimist Böttcher zu Meißen, welcher auf Befehl des Kurfürsten Joachim von Sachsen durchaus Gold machen sollte, durch sein Probieren, Nengen und Schmelzen zufällig die Porzellanmasse erhalten habe. Schmidt schlug seine Kollegienhefte nach und fand auch bald die Angabe, daß ein eisenfreier, kiesel-saurer Ton in großer Menge bei Meißen im Erdboden lagere, und jetzt erinnerte er sich auch, daß Leonhard öfters Briefe des Hofrates im Laboratorium gehabt habe, die nach Meißen gerichtet waren. Seine nächste Sorge war nun, eine stille Vermittlung zu

finden um die erforderliche Erde zu beziehen. Während dieses Nachsinnens irrten aber seine Gedanken häufig zu Gretchen und es bemächtigte sich seiner Seele ein Frohlocken, wenn er an den Moment dachte, wo er Gretchen mit seinem plötzlichen Glücke bekannt machen konnte. Daß er ein Unrecht gegen Beireis begangen habe, beunruhigte ihn jetzt nicht mehr, denn er sagte sich, als diese Erinnerung noch einmal auftauchte, daß er kein Geheimnis verraten, sondern selbstständig den Stoff gefunden habe, dem der Kaufmann Brökel sogleich den hohen Wert beigelegt hatte.



Zweites Kapitel.

Am andern Morgen unterhielten sich im Logierzimmer Nr. 2 des Gasthofes zum Erbprinzen zwei Männer miteinander, während sie ihre Toilette machten, um baldigst auszugehen. Ein Aufwärter trat herein und legte ihnen ehrerbietig das Fremdenbuch vor. Beide schrieben ihren Namen und Stand hinein: Hofrat Böttiger und Geheimrat Bode aus Weimar.

„Wie weit liegt das Rittergut Harbke von hier?“ fragte Bode.

„Sie können in einer kleinen halben Stunde hinfahren.“

„Dann, denke ich, machen wir heute nachmittag den Besuch bei dem Berghauptmann“, meinte Bode, indem er den Freund dabei fragend ansah.

„Das dachte auch ich“, versetzte Böttiger, „heute vormittag werden wir hoffentlich mit den Helmstedtischen Besuchen fertig werden.“

In diesem Augenblicke ertönte im Nebenzimmer eine weibliche Gesangstimme, welche mit sanfter Dämpfung des Tones einzelne Fragmente aus verschiedenen Musikstücken anschlug. Die beiden Reisenden horchten überrascht auf.

„Wer logiert nebenan?“ fragte Böttiger; „etwa eine Theaterfängerin?“

Der Aufwärter, welcher eben im Begriff war, mit dem Fremdenbuche hinauszugehen, tat einen Schritt in das Zimmer zurück und antwortete unter listigem Lächeln „Eine Patientin von dem Herrn Hofrat Beireis.“

„Beireis? Ei! Wie kommt diese hierher?“

„O! Das ist nichts neues, zu dem Hofrate kommen Patienten aus allen Weltgegenden, denn er macht Wunderkuren ... besonders an dieser Dame auf Nr. 1.“

„Wieso?“

Ehe der Aufwärter zur Antwort kam, rief eine kräftige, herrische Stimme auf der Treppe: „Karl“, und der junge Mensch, welcher so hieß, eilte mit dem Fremdenbuche sogleich fort.

„Schade, daß wir gestern nachmittag den Beireis nicht zu Hause getroffen haben“, sagte Böttiger, „ich fühle eine wachsende Neugierde, diesen merkwürdigen Mann, von dem die wunderbarlichsten Gerüchte sogar in Helmstedt selbst umlaufen, kennen zu lernen.“

„Seine Kollegen scheinen gerade seine Freunde nicht zu sein“, meinte Bode. „Senke und Remer vermieden gestern abend darüber zu sprechen und zuckten mit den Achseln; dagegen fürchtet und bewundert ihn das Volk.“

„Ich halte ihn für einen Scharlatan, für den Bombastus Paracelsus unserer Zeit“, sagte Böttiger, „ich stelle mir ihn als einen lebhaften, plapperhaften, aufschneiderischen, heftig deklamierenden und demonstrierenden Mann vor, der durch Vielwisserei besticht und betört.“

„Ja, Vielwiffer muß er sein, er liest, wie der Philologe Wolf bei seinem neulichen Besuche in Weimar erzählte, als ein wahrer Panzophus, nicht allein alle Kollegia seiner Fakultät, sondern auch Logik und Metaphysik und was sonst nur die Studenten von ihm verlangen mögen, so daß er täglich oft 8 bis 10 Stunden hält und die versäumten Stunden noch besonders nachholt.“

„Und sein unermessliches Vermögen, denken Sie nur an seinen Ruf als Adept.“

„Sein Vermögen bleibt eine Hypothese, will man nicht an seine geheimen Künste glauben“, sagte Bode, „er soll, wie neulich einmal in Weimar behauptet wurde, in heimlichem Zusammenhange mit den Jesuiten stehen und einen großen Teil seiner Sammlungen und Schätze nur als ein Fideikommiß besitzen.“

„Er ist allerdings nie verheiratet gewesen“, meinte Böttiger, „indessen, er mag allerdings einige einträgliche chemische Arkana besitzen; dazu hat er die größte ärztliche Praxis in und um Helmstedt, wie mir Remer offenherzig eingestand, und wenn er seine vielen Kollegia gut bezahlt nimmt und für sich selbst fast gar keine Bedürfnisse haben soll, so kann man seine Reichtümer schon möglich

denken, wenn sein eigentliches Gehalt vom Herzoge auch nur tausend Taler jährlich beträgt.“

„Ich mache den Vorschlag, daß wir heute morgen zuerst zu ihm gehen. Wenn er uns seine Sammlungen zeigen will, dann wirds doch spät, ehe wir zum Professor Bruns kommen.“

„Ich bin völlig damit einverstanden“, versetzte der Hofrat Böttiger. „Die Demoiselle Resewitz hat mir aus Magdeburg einen Brief an Beireis mitgegeben, ich weiß nicht, was diese mit ihm zu schaffen hat, aber ich brenne vor Ungeduld, diesen Brief persönlich abgeben zu können.“

Unter diesem Gespräch hatten die beiden Männer sich vollständig in Toilette geworfen. Es schlug halb zehn Uhr, als sie den Erbprinzen verließen und den Ziegenmarkt hinunter die Richtung nach den Edelhöfen einschlugen. Durch einige Zurechtweisungen begegnender oder gleichen Weges gehender Leute kamen sie bald vor dem Beireis'schen Hause an.

„Die Tür ist nicht, wie gestern nachmittag, verriegelt“, meinte Böttiger, „wir werden ihn zu Hause finden.“

Beireis hatte an diesem Morgen den angemeldeten Besuch nicht vergessen. Ehe er früh in das Auditorium ging, um im Privatissimum über metallurgische Chemie zu lesen, waren ihm die Weimarschen Herren alsbald in das Gedächtnis gekommen und er hatte dabei gemurmelt: „Das sind nur Spürhunde, die darauf ausgehen, Tagebücher zu schreiben und dafür Stoff zu suchen.“ Er schien sich aber doch schnell entschlossen zu haben, den fremden Herrn ein „gutes Porträt“ zu liefern, und da er sagte, daß jene über ihn sprechen und schreiben würden, so dachte er mit schlauem Lächeln darüber nach, welches Porträt er darstellen wollte. Als er bald darauf nach dem Auditorium schritt, bis zu dessen Tür ihn Leonhard begleitete, befahl er diesem, Schokolade bereit zu halten und die Fremden in das Gastzimmer seines Hauses zu führen und ihn aus dem Kolleg abzurufen.

Böttiger und Bode traten in die unvergeschlossene Haustür ein und ihre gespannte Erwartung fand sogleich einen Gegenstand der Bewunderung, denn auf der Hausdiele war eine weibliche Figur in Lebensgröße, welche

PH

beim ersten Anblick ein lebendiger Mensch zu sein schien, eifrig damit beschäftigt, den Boden mit einem Besen abzukehren. Die Ueberraschung und Bewunderung dieses merkwürdigen Mechanismus wurde bei den Freunden mächtiger, als ihr verstelltes Belächeln des Spielwerkes. „Man wird hier gleich gehörig auf das Ungewöhnliche vorbereitet“, flüsterte Böttiger seinem Begleiter zu, „wenn sich die Dinge, die wir sehen werden, gradweise steigern, dann können wir in ein Märchen aus Tausend und eine Nacht geraten.“

Jetzt erschien Leonhard, von seinem Laboratorium herkommend und auch seine Person steigerte die Erwartung des Geheimnisvollen bei den neugierigen Fremden, denn seine magere, engbrüstige Figur, sein blaßes Gesicht mit den vom Kohlenfeuer geröteten Augen, sowie seine ruffigen Hände erinnerten sogleich an den Samulus des Adepten. So war die Phantasie der beiden Fremden einmal rege geworden und auf das Kommende gespannt.

„Können wir den Herrn Hofrat Beireis sprechen?“ fragte Bode.

„Der Herr Hofrat liest eben den ersten Teil der Naturgeschichte,“ erwiderte Leonhard, „aber ich werde Sie anmelden; wollen Sie gefälligst in diese Zimmer eintreten.“ Dabei öffnete er das Gastzimmer und eilte, als er die Tür hinter den Fremden wieder zugemacht hatte, die Treppe hinauf ins Auditorium.

Böttiger und Bode sahen sich neugierig im Zimmer um und lächelten sich dann an, als wollten sie andeuten, daß ihre hochgespannte Erwartung unbefriedigt sei, denn das Zimmer enthielt nichts auffallendes. Einige Schränke mit Spiegeltüren, eine Kommode, auf welcher ein verhüllter Apparat stand, ein Kaffeetischchen, von ein paar Stühlen umstellt, das bildete die vorzüglichste Möbelausstattung. „Hm!“ flüsterte Böttiger, „hier sieht alles sehr ehrbar und bescheiden aus. Aber ich denke mir, Beireis wird mit Phatos und Deklamation eintreten. Wie er wohl aussehen mag!“

„Meiner Einbildung nach mußte er einen roten Rock tragen und mit Geräusch eintreten,“ meinte Bode.

Raum waren diese Worte vorsichtig gesprochen, als ein Lärm draußen entstand und die beiden erwartungsvollen Fremden aufhorchten in der Meinung, daß etwas Ueberraschendes geschehen werde. Sie bemerkten aber bald durch das Fenster, daß die Zuhörer des Auditoriums entlassen waren und auf die Straße stürmten.

Plötzlich wurde die Stubentür sanft geöffnet und Beireis im einfachen blaugrauen Rock trat höchst anspruchslos und mit bescheidenem Gruß herein. „Sie haben mich zu sprechen gewünscht,“ redete er die Fremden an und sein scharfer Blick tagierte schnell deren Persönlichkeiten. Böttiger stellte seinen Freund und sich vor und erklärte, daß sie sich bei ihrer Durchreise das Vergnügen nicht hätten versagen mögen, die persönliche Bekanntschaft eines Mannes zu machen, dessen Ruf sie bereits in Weimar vielfach beschäftigt habe.

Beireis lächelte ruhig. „Ich danke Ihnen für diesen Besuch,“ erwiderte er sanft und bescheiden. „Ich bitte Sie, Platz zu nehmen.“ Dabei wies er auf die Stühle am Kaffeetischchen und schritt selbst auf einen zu. Böttiger sah Bode bedenklich an, als wollte er ihm zu erkennen geben, wie sehr sich beide in diesem Mann getäuscht hatten, und in diesem Blick lag zugleich eine stille Abbitte des Verdachts, welchen man aus den Erzählungen über ihn geschöpft hatte. Mit großem Interesse betrachteten sie aber seine hagere Gestalt, seinen altertümlichen schmucklosen Anzug, sein blasses, empfindsames, geistiges und scharf gezeichnetes Gesicht.

Um eine rasche Anknüpfung zum Gespräch zu finden, zog Böttiger den Brief der Demoiselle Resewitz hervor und überreichte ihn an Beireis, der ihn mit einer gelassenen Aufmerksamkeit empfing und sogleich öffnete. „Ah“, sprach er, „es handelt sich um Juwelen, welche eine magdeburgische Freundin der Demoiselle Resewitz durch mich hat tagieren lassen.“

„Sie besitzen selbst, wie ich erfahren habe, eine Sammlung von Edelsteinen?“ fragte Böttiger.

„Ja, und da hat man geglaubt, daß ich ein Kenner davon sei, vielleicht kaufe ich auch diese Juwelen an,“ antwortete Beireis wieder mit großer Bescheidenheit.

Jetzt trat Leonhard mit einem Präsentierteller ein, auf welchem zwei Kannen und drei Tassen standen, er setzte ihn schweigend, aber mit einem redenden Blick nach seinem Herrn, auf das Kaffeetischchen nieder und entfernte sich wieder. Beireis schenkte aus einer Kanne für die Fremden Schokolade, aus der andern aber für sich einen starkriechenden Kräutertee ein und ermunterte zum Trinken.

„Sie trinken einen medizinischen Tee?“ sprach Böttiger. „Sie sind doch nicht leidend?“

„Dieser Tee ist mein tägliches Morgengetränk, er gehört zu der Diät meiner auf Verlängerung des Lebens gerichteten Ernährung.“

„Sie werden unstreitig als ein berühmter Arzt die menschliche Natur am genauesten kennen. Ueberhaupt, erlauben Sie mir die Bemerkung, daß Sie bei uns in Weimar für einen Kenner großer Geheimnisse gelten.“

Auf diese Worte, welche Bode in der Absicht gesprochen hatte, dem Gegenstande seiner eigentlichen Neugier näher zu kommen, antwortete Beireis mit einem fast mitleidigen Lächeln. Die Freunde sahen sich abermals an, da sie sich eingestehen mußten, daß alle Erzählungen von der Großprahlerei und Geheimnistuerei dieses Mannes unwahr seien. Böttiger glaubte deshalb seinem besonderen Interesse direkt den Weg bahnen zu dürfen und begann: „Sie haben verschiedene Sammlungen, wie ich erfuhr?“

„Acht. Es ist so meine Passion“, erwiderte Beireis ruhig.

„Darf ich fragen, haben Sie auch viele seltene Sachen?“ fuhr Böttiger fort, um die Eitelkeit des Sammlers anzustacheln und dadurch Beireis gesprächiger zu machen.

Dieser lächelte in diesem Augenblick mit einer Art geringschätzenden Spottes. „Acht verschiedene Sammlungen besitze ich, das weiß die Welt,“ sprach er plötzlich mit einer lebhafteren Miene, da es ihm pikierte, daß die Fremden sich entweder unwissend über ihn stellten oder wirklich nichts von seinen Reichtümern erfahren haben sollten. „Erstens: eine naturhistorisch-mineralogische, zweitens: eine anatomische, darunter auch die berühmte

Lieberkühnsche, meist aus Quecksilber-Injektionen bestehende, drittens: eine mechanische, nebst Automaten, viertens: eine Sammlung anatomischer und chirurgischer Instrumente, worunter auch die kostbaren neuen englischen und französischen befindlich sind, fünftens: ein Apparat zur Chemie und Experimentalphysik, sechstens: eine medizinische Bibliothek, bestehend aus lauter alten und seltenen Büchern in allen Sprachen, aus seltenen, mehr als dreihundert zählenden Handschriften, siebentens: eine Gemälde- und Kupferstichsammlung und achtens: eine Münzsammlung.“

„Ich habe ein großes Verlangen, Ihre Seltenheiten zu sehen. Sie würden mir und meinem Freunde einen hohen Genuß darbieten, wenn . . .“

In diese Ansprache schnell einfallend, fragte Beireis: „Wünschten Sie alle meine Sammlungen oder nur eine zu sehen?“

„Unser Wunsch kann nur auf alle gerichtet sein,“ antwortete Böttiger.

„Dann müssen Sie diese Nacht wiederkommen und mehrere Nächte daran wenden,“ sagte Beireis entschieden.

„Des nachts?“ fragten fast gleichzeitig Böttiger und Bode und sahen sich und den Hofrat ungläubig an, indem sie nicht wußten, ob er im Ernst oder Scherz rede.

„Ja, nur des nachts habe ich Zeit dazu. Mein Beruf nimmt den Tag vom Morgen bis Abend in Anspruch. Außerdem habe ich fast alle Kranken an der jetzt in der Stadt grassierenden Ruhr zu behandeln.“

Böttiger bat um die Erlaubnis, die Münzsammlung und die Baucanonschen Automaten sehen zu dürfen, da er sich ein Gewissen daraus mache, ihm unter den obwaltenden Verhältnissen mehr Zeit zu rauben oder gar seinen nächtlichen Schlaf zu stören.

„Auch des nachts arbeite ich,“ antwortete Beireis trocken.

Bode blinzelte dem Hofrat Böttiger zu, als ob er sagen wollte: „Beireis kommt in den Zug!“ Dann sprach er, zu diesem gewandt: „Haben Sie denn soviel Sehenswürdigkeiten, daß man mehrere Nächte daran zu schauen hat?“

Diese Frage regte Beireis Empfindlichkeit an und setzte seine Eitelkeit in Opposition. „Nun,“ antwortete er spitzig, „wenn ich Kennern meine Sammlungen zeige, so mögen sie die Stückzahl wohl flüchtig in einer Nacht überschauen können, aber sie werden gern mehrere Nächte mit genauerem Studium zubringen. Ich will Ihnen aber mit Vergnügen die Münzsammlung bei Tag zeigen.“

Der Stich, welcher in diesen Worten lag, wurde nicht weiter bemerkbar gemacht, indem Böttiger rasch fragte: „Warum fassen Sie nicht selbst einen „Catalogue raisonne“ Ihrer so einzigen Sammlungen ab, da Sie doch gewiß der Welt damit ein sehr denkwürdiges Geschenk machen würden?“

Beireis verriet durch seine Unruhe eine innere Unbehaglichkeit, es war ihm nicht länger möglich, seine angenommene Bescheidenheit zu zeigen. „Zur Abfassung eines Kataloges habe ich bis jetzt keine Zeit gehabt,“ sprach er nicht ohne Eifer, „denn ich muß alle Kollegien allein und vom frühesten Morgen bis späten Abend lesen. Nehmen Sie hierzu meine übrigen Berufsgeschäfte, meinen Briefwechsel und was mir selbst diese Sammlungen für beständige Arbeit machen, dann werden Sie leicht einsehen, daß ich keinen Augenblick Zeit zu so etwas übrig behalte.“

„Sie müssen alle Kollegien allein lesen?“ fragte Böttiger, „aber was tun denn die anderen Professoren Ihrer Fakultät?“

Beireis zeigte Erhitzung in den scharfen Gesichtszügen. Durch die Frage des Fremden war seine Galle rege geworden. „Meine Kollegien kann kein anderer lesen,“ sagte er mit scharfer Betonung. „Ich habe versucht, meine besten Schüler zu meinen Gehilfen und Nachfolgern heranzubilden, habe gehofft, daß ich mir einen Schüler an die Hand ziehen würde, dem ich wenigstens das Kollegienlesen übertragen könnte, aber Zufall und Nebendinge haben es immer noch vereitelt. Da ist mein jetziger Kollege, der Bergrat Crell. Er war einst ein fleißiger Schüler von mir, von dem ich schon etwas hoffen konnte, aber vergeblich. Was geschah? Als er den

Kurfürst bei mir gemacht hatte, fiel es ihm ein, eine Reise nach England zu machen. Unterwegs verliert er meine Geste. Weg war alle Weisheit und nun ergab er sich dem Winde neuer Lehrer. Dieser Crell hat einen Sohn, der auch viel versprach. Ich las ihm zuletzt noch Privatissima über die Chemie. Er ging von hier nach Göttingen. Dort ist es, wie Sie wissen, mit der medizinischen Fakultät ganz aus; sie haben dort das vorletzte Semester nicht einmal den ausgesetzten Preis erteilen können. Mein junger Crell setzt sich hin und schreibt aus dem, was er bei mir gehört hatte, etwas zusammen und gewinnt den Preis. Nun, dachte ich, der wird dich einmal hier ablösen können, aber es soll nicht sein, jetzt kommt er nach Hause und verrät deutlich die Schwindsucht. Er will aber noch Reisen machen, wenn er sein Privatissimum in der Therapie bei mir beendet hat.“

Die beiden Männer aus Weimar hatten diesen Worten mit einem vorsichtigen Lächeln zugehört und sich verstoßene Blicke zugeworfen. Sie schienen der Ueberzeugung gemordet zu sein, daß die Vorstellung, welche sie sich früher nach den Gerüchten von Beireis gebildet hatten, ziemlich richtig sei, denn sie hatten soeben ein reiches Maß seiner Selbstschätzung empfangen.

Beireis stand auf und die Fremden folgten ihm darin. „Sie interessieren sich für Münzen“, redete er den Hofrat Böttiger an, „ich werde noch so viel Zeit haben, Ihnen meine numismatische Sammlung zu zeigen. Doch, ehe wir dies Zimmer verlassen, können Sie noch einige Merkwürdigkeiten sehen“, setzte er lachend hinzu und schritt auf die Kommode zu, auf welcher die verhüllten Apparate standen. Er zog die grüne Decke herunter und sprach: „Diese erste Merkwürdigkeit ist die berühmte, vom Professor Hahn eigenhändig gefertigte Rechenmaschine, geben Sie ihr einmal Exempel auf.“ Böttiger stellte der Maschine ein Additions-, Bode ein Multiplikationsexempel zur Auflösung und beide Aufgaben waren im Augenblicke richtig beantwortet. Als die Fremden stuhnten, sagte Beireis stolz: „Ja, meine Herren, Hahn war ein großer Mechaniker, und dieser verdient Achtung.

Da hat aber die Kanaille, der Leibniz, auch so etwas finden wollen, aber das hat er nur anderen abgestohlen.“

Hatten die beiden Fremden soeben über die Rechenmaschine Erstaunen empfunden, so gerieten sie jetzt in ein noch größeres, als Beireis den Philosophen Leibniz eine Kanaille genannt hatte. Dieser Barbarismus wirkte wie ein Faustschlag auf ihr Ohr und ihre Aufmerksamkeit schwand plötzlich vor dem Abscheu, den sie vor solcher Entweihung berühmter Namen empfanden. Sie konnten sich auch in ihrem empörten Gefühle nicht verleugnen und Böttiger sah seinen Begleiter Bode scharf an, um sich mit ihm zu verständigen, sogleich nach dem Hute zu greifen. Den scharfen Augen des Hofrat Beireis war diese Wirkung seiner ihm im Eifer ent schlüpften Aeußerung nicht entgangen, ein kaum merkbares, ihm eigentümliches Lächeln verriet aber, daß er seine Ueberlegenheit fühlte und mit schneller Hand öffnete er eine ebenfalls auf der Kommode stehende große Schachtel, welche ganz mit Labradorsteinen gefüllt war. Den beiden Fremden gingen die Augen über bei dem Anblicke dieser bedeutenden Kostbarkeiten und ihre Ueberraschung und Neugier ließen sie schnell die stille Unzufriedenheit vergessen, welche sie soeben empfunden hatten. Beireis kannte und bemerkte die versöhnende Wirkung seiner Seltenheiten und indem er sich stellte, als habe er die momentane Verstimmung der Besucher gar nicht bemerkt, erklärte er ihnen mit großer Bereitwilligkeit diese Labradorsteine. „Sehen Sie“, nahm er das Wort, „dieses eine Stück ist vierzehn Pfund schwer.“

„In der Tat!“ rief Böttiger erstaunt, „Einen so ungeheuren Labradorstein habe ich noch nie gesehen.“

„Er war aber auch der größte in der Sammlung der Brüdergemeinde zu Barby gewesen, was ich Ihnen durch diesen Brief bezeugen kann, welchen mir Doktor Pieberkühn in Barby geschrieben hat.“ Dabei nahm Beireis aus derselben großen Schachtel einen Brief und hielt ihn dem mit Eifer zugreifenden Böttiger hin, der ihn mit dem Worten öffnete: „Ich kenne die Handschrift Pieberkühns.“ Beireis lächelte diesmal mit boshafter Miene.

„Er meldet“, sagte Böttiger, mit dem Brief zu Boden herantretend, „daß die Brüdergemeinde zu Barby, weil die Missionen jetzt große Unterstützungen brauchten, auch dieses Kabinettstück zu verkaufen kein Bedenken trüge.“

„Mein Gott!“ rief Bode, „Sie müssen doch ein ungeheures Kapital in dergleichen Kabinettstücken angelegt haben, man hält Sie nicht ohne Grund für einen Alchimisten!“

Ohne darauf zu antworten griff Beireis unter einem spöttischen Ernste in eine zweite Schachtel und holte ein Mineral heraus. „Dieses ist ein 1½ Zoll dickes und über zwei Hände breites Stück des sibirischen, elastischen Sandsteins, den sie nach Gefallen biegen und dehnen können“, sprach er, und während die Fremden sich mit Betrachtung dieser Merkwürdigkeit beschäftigten, öffnete er eine seitliche Tür, die in ein gänzlich dunkles Zimmer führte, in das er eintrat und alsbald durch Aufriegeln der verschlossenen Fensterläden Licht einfallen ließ.

„So“, sagte er, zu den Fremden zurückkehrend, „nun will ich Ihnen, so weit es meine Tageszeit erlaubt, einige Münzen zeigen.“ Hiermit nahm er ihnen den Sandstein aus der Hand, verschloß die Schachteln, verhüllte die Rechenmaschine wieder und ging dann in das geöffnete Nebenzimmer.

„Da ich unmöglich Ihre Zeit für die Ansicht der sämtlichen Münzen in Anspruch nehmen kann“, sagte Böttiger, „so erlaube ich mir, Ihnen zu bemerken, daß meine Liebhaberei an der Numismatik bloß antiquarisch ist.“

„Um so besser, dann brauchen wir uns nur bei den alten Münzen aufzuhalten“, erwiderte Beireis ziemlich trocken und wandte sich zu einem von den Schränken, welche sein Münzkabinett enthielt. Es wurden alsbald mehrere Auszüge mit numismatischen Merkwürdigkeiten auf den Tisch gebracht. „Ich habe absichtlich griechische Städte- und Königsmünzen in Gold nicht sammeln wollen“, fuhr er beim Vorlegen einer Anzahl Goldstücke fort, „deshalb sehen Sie hier nur einige Alexander, ein paar Philippe und einen Tysimachus. Hier aber sehen Sie meine beachtenswerte Sammlung der Goldmünzen von den römischen Kaisern.“

Sein Blick schien die Bewunderung der Fremden herauszufordern, und als er Böttigers Eifer im Beschauen bemerkte, schien er eine stolze Genugtuung zu empfinden.

„Wahrhaftig!“ rief Böttiger, „diese Sammlung der römischen Kaiser Münzen ist großartig. Ich finde sie vollzähliger, als die in Gotha und selbst die Dresdener hat manche Stücke nicht, die ich als nummos unicos hier zu sehen bekomme.“

„Das ist gewiß!“ sagte Beireis.

„Indessen,“ fuhr Böttiger fort, indem er einige Goldmünzen mit großer Genauigkeit wiederholt betrachtete, „diese Stücke scheinen mir zweifelhaft und ich glaube . . .“

„Hier ist kein Zweifel!“ fuhr Beireis mit solcher Entschiedenheit in die Rede Böttigers, daß dieser verstummte und den heimlichen Stoß, welchen ihm Bode gab, verstehend, sogleich abbrach und eine andere Reihe Münzen betrachtete. „Was für Stücke sind diese?“ fragte er.

„Es sind Münzen aus dem verschütteten Herculaneum.“

„Was? Wie ist das möglich?“

„Ich unterhalte seit einigen Jahren mehrere Menschen auf meine Unkosten in Neapel, die, wenn die Schildwachen in den ausgegrabenen Ruinen abgelöst werden, den günstigen Augenblick ablauern und sich unbemerkt hineinschleichen müssen. Was sie nun beim Umwühlen an Münzen finden, das sind sie verpflichtet, mir zu schicken. Alles übrige können sie für sich behalten.“

Böttiger sah Beireis ungläubig lächelnd an, wagte aber keinen Einwurf zu machen, da Beireis ihn keck betrachtete und dann schnell die Silbermünzen vorschob, unter denen er auf viele aus alten griechischen Städten hinwies. Als aber Böttiger in seinem numismatischen Eifer dennoch über die Echtheit einiger Münzen laute Zweifel hegte, packte Beireis mit sichtbarer Heftigkeit alle alten Münzen beiseite, öffnete in einem Nebenschränkchen einige Kästchen und sagte: „Hier sehen Sie lauter ausfortierte unechte Münzen in Gold, Silber und Bronze; ich will Ihnen nur beweisen, daß ich auch dieses zu unterscheiden verstehe.“

Auf die Bitte des Hofrats Böttiger zeigte er jetzt die Brakteaten des Mittelalters, welche außerordentlich

vollständig und reich waren und wobei er versicherte, daß die ältesten unter Friedrich Barbarossa zu suchen wären. Diese Sammlung erregte die volle Bewunderung des sachkundigen Böttiger und Beireis nahm mit schlauser Freundlichkeit die Aeußerungen der Anerkennung entgegen. Er schien noch eine Absicht zu haben, als er, ganz gegen seine frühere Aeußerung, nur die alten Münzen zu zeigen, jetzt plötzlich die neueren Münzen aus dem anderen Schranke holte. Die Fremden sollten, das war seine Absicht, mit Erstaunen von ihm scheiden. Diesen Zweck erreichte er vollständig. Böttiger war geblendet von dem Reichtum und der Menge. Alle Medaillen, welche man sonst auch in den vorzüglichsten Sammlungen nur von Silber findet, lagen hier, sobald sie nur irgend auch in Gold geprägt waren, in Gold vor. Es fand sich hier ein erstaunlicher Reichtum an Spott-, Belagerungs- und Notmünzen und was die neuere Numismatik nur an Seltenheiten umfaßte. Die päpstlichen Münzen waren in Gold und Silber völlig komplett, hier zeigte Beireis die Spottmünze, welche der Prätendent, als er Gibraltar belagerte, schlagen und die Legende: „aut vincere aut mori“ darauf prägen ließ, sowie die Erwiderungsmünze der Engländer, mit dem Revers: „datur tertium: abire!“ Ferner zeigte er eine aus 200 Stück bestehende Sammlung akademischer Jubelfeier-Münzen, rein in Gold. Endlich auch die berühmten kursächsischen Planetentaler, die der verschworberische König August II. zum Andenken an seine Planetenturniere hatte prägen lassen.

Als Beireis seinen Zweck erreicht sah und den vorhin mit Zweifeln hervorgetretenen Böttiger in ein lautes Erstaunen versetzt hatte, brach er plötzlich in der Vorzeigung seiner Münzsammlung ab und erklärte, daß seine Zeit abgelaufen sei. Mit der dankbarsten Höflichkeit, wie sie die Aufregung des Erstaunens eingibt, verabschiedeten sich die beiden Fremden. Beireis begleitete sie mit derselben sanften Bescheidenheit, womit er sie anfänglich bewillkommenet hatte, durch das vordere Zimmer und erwiderte ihren Dank mit würdiger, stummer Verbeugung. Dann kehrte er aber schnell und mit spöttischer Miene in sein Münzkabinett zurück, packte alle Kästchen wieder in

die Schränke, verschloß diese, riegelte die Fensterläden wieder zu und murmelte für sich: „Nun mögen sie erzählen, sie haben für ihr Weimarsches Tagebuch genug!“

Als Böttiger und Bode die Edelhöfe hinabgingen, um von hier aus den Professor Bruns zu besuchen, waren sie noch ganz aufgeregt von dem gesehenen Reichtum. „Welch ein Mann!“ rief Böttiger aus. „Welch ein seltsamer Mann!“

„Und wie eigentümlich bescheiden empfing und entließ er uns, wie kontrastierte dagegen sein Ausfall gegen Leibniz, seine Empfindlichkeit bei Ihren Zweifeln an der Echtheit einiger Münzen,“ sagte Bode.

„In der Tat. Als ich ihn mit der auffallenden Anspruchslosigkeit eintreten, mit uns konversieren und seine Tasse Kräutertee schlürfen sah, da wollte ich ihm schon still im Herzen das Unrecht und Vorurteil abbitten, denn ich hatte mir ein ganz anderes Bild von ihm entworfen. Aber wie zeigte sich alsbald sein Egoismus, als er von seinen Kollegen sprach, wie roh und ausfallend wurde er bei Erwärmung Leibniz's. Wahrhaftig, ich war einen Augenblick unschlüssig, ob ich nicht gleich meinen Hut nehmen und mich auf der Stelle empfehlen sollte.“

„Der Mann ist selber eine Kuriosität. Sein Reichtum ist ungeheuer.“

„Ja, nach allem, was wir nur oberflächlich gesehen haben, stehe ich nicht mehr an, der Versicherung eines holländischen Juden zu glauben, der in Dresden von der Beireis'schen Münzsammlung behauptete, daß sie, bloß nach Metall geschätzt, wenn sie eingeschmolzen würde, 20 000 Taler an Gehalt habe.“

„Ueber die neueren Münzen und die akademischen Medaillen bin ich ganz erstaunt.“

„Ich nicht weniger, aber bei den alten Münzen glaube ich ihn doch einigemale auf dem fahlen Pferde ertappt zu haben. Wie empfindlich wies er jedoch durch Blick und Wort jeden leisesten Zweifel zurück.“

„Ich stieß Sie ja deswegen an, daß Sie davon abbrechen möchten. Ich sah seine Miene giftig werden. Aber glauben Sie denn die Geschichte von den Leuten, die er in Herkulanum hält?“

„Ein Märchen. Ha! ha! Eine Erfindung, die ich nicht weiter zur Kritik zog, weil ich ihn nicht verstimmen und gern noch mehr sehen wollte. Uebrigens rechne ich die Bekanntschaft dieses merkwürdigsten aller jetzt lebenden Gelehrten zu meinen interessantesten Erlebnissen.“

Unter solchen Gesprächen waren beide Männer auf den Markt gekommen und mußten sich zurechtfragen, um die Wohnung des Professors Bruns zu finden. Nach mehreren Wegweisungen gelangten sie in dessen Hause an. Professor Paul Jacob Bruns war ein sehr gelehrter Philologe und seine junge Frau galt für die feinste und geistreichste in Helmstedt. Er verriet nicht nur die tiefwurzelnde Bildung des Denkers, sie nicht allein die ästhetische, feinfühlende Geschmacksbildung des begabten Weibes, sondern beide hatten auch eine höheres poetisches Interesse an alten Dichtern, die auch von ihr, der jungen Frau, im Original gelesen und empfunden wurden. Im Hinterhause des Professors wohnten sieben Studenten aus Holland, welche ihm von ihrer Heimat anempfahlen waren; sie studierten, nebst mehreren anderen Landsleuten, in Helmstedt Theologie und bildeten, wie sie sich selbst nannten, eine „Holländerschaft“. Zu ihr gehörte der etwas verwachsene Kossius, dem die Studenten seiner hellen Stimme wegen den Spitznamen „Freitischglocke“ gegeben hatten. Diese sieben Holländer nahmen des abends gewöhnlich an den geistreichen Familienabenden des Professors Bruns teil, und während sie hier feinere Sitte, ästhetische Bildung und wissenschaftliche Anregung empfingen, hörte Bruns von ihnen auch die Neuigkeiten aus der Studentenschaft, den Kollegien anderer Lehrer und aus der Stadt wieder.

Professor Bruns hatte die beiden Weimarschen Freunde schon um elf zu einem Frühstück erwartet und erfuhr zu nicht geringer Vermunderung, daß sie soeben von Weireis kämen. Die junge Frau schien besonders auf die Mitteilungen aus diesem Besuche neugierig zu sein, da sie in letzter Zeit die gemeinschaftlichen Schritte der übrigen Professoren erfahren und jetzt mit seinem Frauenblick die Aufregung namentlich bei Böttiger bemerkt hatte. So konnte es nicht ausbleiben, daß Weireis auch

hier recht bald der vorherrschende Gegenstand der Unterhaltung wurde.

„Haben Sie ihn bei dem Anblick so vielen Goldes nicht um seine Alchimie befragt?“ lächelte die Professorin mit schelmischem Munde.

„Ich deutete darauf hin, aber er blieb stumm.“

„Es soll mich wundern, was er im Schilde führt,“ sagte Bruns. „Die ganze Studentenschaft ist in Aufregung, man spricht überall nur von Gold. Gestern nachmittag soll Weireis in einem öffentlichen Kolleg angekündigt haben, daß er in einer bald näher zu bestimmenden Stunde sein großes Geheimnis der künstlichen Goldproduktion preisgeben wolle.“

„Poß Bliß! Bodel! Was meinen Sie? So lange müssen wir in Helmstedt bleiben, das ist der Mühe wert!“ lachte Böttiger.

„Wenn aber alle Leute Gold machen, dann verliert unser Reisegeld, das wir in Friedrichsdors bei uns führen, allen Wert und wir könnten nicht mehr dafür weiter kommen. Deswegen sollten wir vor der Publikation des Goldmachens abreisen.“

„Nun sagen Sie einmal aufrichtig, lieber Herr Hofrat,“ lächelte die hübsche Frau, „welchen Eindruck hat Weireis auf Sie gemacht?“

„Aufrichtig gesagt, ich hatte ein wunderbares Gemisch von Empfindungen. Mir war zu Mute, als hätte ich Tausend und eine Nacht gelesen und doch hatte ich bei ihm erst so wenig von allem gesehen.“

„Auf mich machte der Mann den Eindruck eines Rosenkreuzers“, sagte Bode. „Es lag in seiner anfänglichen Sanfttheit ganz und gar der Ausdruck jener schwärmerischen Mystik, wie man sie im Benehmen der Rosenkreuzer findet.“

„Sie haben einen nicht unpassenden Vergleich gemacht“, lächelte klug der Professor Bruns. „Die deutsche Mystik war im vierzehnten Jahrhundert theologisch, im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert wurde sie physikalisch, und aus dieser Richtung tauchen noch in unserer Zeit einzelne Spätkömmlinge auf. Weireis unterscheidet sich von der echten Sorte dadurch, daß er sich nur

aus Ehrgeiz und Gewinnsucht so stellt, als erkenne er absolute Wahrheit aus unmittelbarer Anschauung derselben, und wenn die Naturwissenschaft ihm nicht zu nahe auf die Finger guckte, so würde er auch noch, wie es die früheren Alchimisten taten, eine göttliche Essenz lehren, die unmittelbar auf die Gestaltung der Dinge zu wirken vermöge. In der Tat, lieber Herr Bode, die Bezeichnung: Rosenkreuzer ist um so charakteristischer, als eben durch sie in Deutschland Magie und Kabbala von neuem angelegt und befördert wurden, das edelste der Metalle, das Gold zu konstruieren, sowie das Lebenselixier und den Stein des Weisen zu finden.“ So redete Bruns mit der ihm eigenen, überall, auch in gewöhnlicher Unterhaltung durchblickenden gelehrten Gründlichkeit.

„Daß aber noch in unserer Zeit dergleichen Alchimisten einen Anhang oder doch Glauben finden!“ sagte Böttiger.

„Ei, was wollen Sie sagen, lieber Freund“, erwiderte Bruns. „Selbst Männer der Wissenschaft fühlen ein Gelüst nach dem Wahne eines Saint-Germain und Cagliostro, was sollten unsere Studenten und nun erst unsere Bürgersleute nicht tun? Selbst Lichtenberg in Göttingen, dieser nüchterne und witzige Mathematiker, schrieb kürzlich an den alten Förster: daß ein gewisser Doktor Price zu Guilford in Essex vor einer so großen Anzahl kompetenter Richter, wodurch die Tatsache nicht mehr zu bezweifeln sei — eine Verwandlung von Quecksilber in Gold bewirkt habe. Er schreibt ferner, daß Price Doktor der Arzneikunde sei, ihm aber kein anderer Doktor Price bekannt sei, als der berühmte Freiheitsmann und Doktor theologiae, der seines Wissens aber kein Chemiker sei. Dieser Alchimist indessen behandle die Sache chemisch und philosophisch zugleich, ein Gran rötliches Pulver verwandelt nach ihm 20 Gran Quecksilber in Gold. Lichtenberg gesteht offen ein, daß er nicht wisse, was er von der Sache denken solle.“

„Ähnliche Goldmacherei wird heute noch in Warschau getrieben“, nahm Bode das Wort; „ich erinnere mich, daß ich in Dresden mit einem Polen darüber gesprochen habe. Dort in Warschau gibt es auch deutsche Rosenkreuzer, zu denen selbst der König gehört, der zwar

persönlich nicht eifrig mitarbeitet, aber doch insgeheim einen Alchimisten hält, welcher beständig auf den Stein der Weisen hinarbeiten muß.“

„Das mag“, fiel Bruns ein, „mit einer Tradition in der Poniatowskischen Familie zusammenhängen, welche sagt, daß der Vater des Königs den Stein der Weisen be-
fessen habe.“

„Dann erklärt sich auch“, meinte Bode, „weshalb in Warschau an 2000 solcher alchimistischer Schwärmer sich aufhalten können.“

„Ich kann mir aber doch nicht vorstellen, daß in Helmstedt, angesichts der Wissenschaft und selbst die Physik und Chemie lehrend, Beireis als Alchimist und Rosenkreuzer den Stein der Weisen, das Gold und die Lebensessenz suchen und das Volk daran glauben machen will“, sprach Böttiger.

„Er hat alles schon gefunden“, versetzte Bruns mit feinem Spotte; „den Stein der Weisen besitzt er in seiner schlauen Klugheit, das Gold haben Sie vorhin selbst bei ihm gesehen und das Lebenselixir, die medizinische Diät, erhält ihn stets jung und kräftig.“

„Und dann“, setzte die Professorin hinzu, „glaubt das Volk am liebsten das wunderbare.“

„Man will behaupten, Beireis verfertige auf sehr billige Weise Farbstoffe und Essig, die im Handel zu einem hohen Preise verkauft würden“, erwähnte Böttiger.

„Ja, auf natürlichem Wege hat er schnell seine Reichtümer erworben“, fuhr Bruns fort, „er besitzt ohne Zweifel, was auch Remer und Crell behaupten, Kenntnisse von Naturprozessen und Produktionen, welche er als Geheimnis bewahrt, im stillen daraus großen Nutzen zieht und sich den Schein des wunderbaren gibt. Allein, ein Einfluß auf den Aberglauben der Völker findet einen gewaltigen Gegner an Senke, den er deshalb als einen gottlosen Freigeist öffentlich anzufeuern sucht.“

„Er scheint andere aufklärende Gelehrte auch nicht besonders zu lieben; denken Sie sich, den Leibnitz schimpfte er eine ... ach! Ich mag es gar nicht wiederholen!“ sagte Böttiger.

„An sein Schimpfen sind wir alle schon gewöhnt, es irritiert uns und die Studenten nicht mehr, wenn er uns Viertelköpfe, Schweineschwänze und so weiter nennt“, sprach Bruns mit feinem Lächeln. „Aber es zieht ein gefährliches Gewitter für ihn auf, das ihn aus seinem Mysterium aufscheuchen wird.“

„Wir hörten bereits davon“, bemerkte Bode, „daß Sie und andere Professoren in öffentlichen Aufsätzen und Vorträgen aufzuklären suchen.“

„Ja, das hat aber nur ein rein lokales, vorbereitendes Ziel, wir wollen nur die Infektion des Aberglaubens in der Studentenschaft verhindern, namentlich Vorurteile und Bewunderung mit dem Verstande messen. Es ist hier eine Geschichte auf dem Korneliusberge vorgefallen, die von zwei Seiten her dem Aberglauben Vorschub leistet. Ein fremder, im Beireisschen Hause einlogiert gewesener hinkender Junker hat unmittelbar nach einem nächtlichen Duell ein katholisches Mädchen entführt. Die hiesigen Katholiken beuten die Begebenheit in ihrer Weise aus und sagen, daß der Teufel, welcher mit Beireis verkehrt, eine schöne Seele entführt habe, die ihm von Beireis zur Verlängerung seines eigenen Paktes zugespielt worden sei; die Studenten aber, aufgeregt dadurch, daß der vermeintliche Teufel ihren besten Fechter verwundet hat und durch Beireis selbst angereizt, an ein Wunder zu glauben, haben sich in der ersten Begeisterung nicht zu fassen gewußt und, der großen Zahl nach, dem Glauben an den Teufel sich hingegeben. Das erschien uns bedenklich, wir klärten durch Wort und Schrift auf und es haben sich seitdem die Studenten in zwei Parteien gespalten, welche, wie einst die Montechi und Kapuletti, ihre Ansichten mit der Klinge ausfechten.“

„Ach!“ fiel heiter die Frau Professorin ein, „es ist ordentlich spaßhaft anzuhören, wo unsere sieben Holländer auch nur zusammengekommen, da disputieren sie über Sein oder Nichtsein des Teufels mit der größten Hartnäckigkeit und Leidenschaft. Unter ihnen ist ein gewisser Possius, ein aufgeklärter Mensch, der den Teufel mit krelschender Stimme wegdisputiert und fast immer in Feuer

ist, weil die anderen boshaft genug sind, bei jeder Gelegenheit vom Teufel anzufangen.“

Professor Bruns fuhr fort: „Das Gewitter, welches ich meine, zieht von Göttingen herüber; das größte Wunder hört auf, angestaunt zu werden und überhaupt Interesse zu behalten, wenn es jeder nachmachen kann. Darauf arbeitet Wiegleb in Göttingen hin, indem er eine natürliche Magie in einer Reihe von Bänden herausgeben wird, in denen alle sogenannten Zauberkünste auf ganz natürlichem Wege erklärt und zur Nachahmung beschrieben werden. Der erste Band ist in diesen Tagen erschienen und wir wollen für dessen weiteste Verbreitung Sorge tragen. Es scheint uns deshalb die Ankündigung des Beireis, öffentlich das alchimistische Geheimnis zu verraten, ein Akt der Verzweiflung von ihm zu sein.“

„Vor einer Stunde teilte mir der eine Holländer mit, daß er gehört habe, Beireis hätte heute morgen früh durch seinen alten Famulus alles Quecksilber in der Stadt aufkaufen lassen“, bemerkte die Professorin; „diese Nachricht erhält bei mir erst dadurch eine Bedeutung, daß mein Mann vorhin von Lichtenberg berichtete, der ja den Doktor Price ebenfalls aus Quecksilber Gold machen läßt.“

„Es ist doch ein unerklärlicher Mensch!“ rief Böttlger. „Meine geblendeten Augen sehen noch immer diese Haufen Goldmünzen, die er uns zeigte; der Mann muß steinreich sein, mag er nun sein Gold aus Quecksilber machen oder auf anderem Wege gewinnen. Er bleibt stets interessant!“

„Es wird Sie eine wahre Anekdote interessieren“, nahm Bruns das Wort. „Ein junger reisender Engländer hat dem Beireis neulich einen Wechsel präsentiert, der auf ihn gezogen, aber im braunschweigischen Kurs zahlbar war. Dessenungeachtet hat Beireis dem Engländer freigestellt, in welcher Goldmünze er bezahlt zu sein wünsche und dieser hat natürlich seine Landesmünze, die Guineen gewählt. Hierauf hat Beireis ohne Verzug dem Reisenden 4000 Taler in Guineen ausgezahlt.“

„Ach, erzählen Sie noch etwas von Ihrem Besuche bei dem seltsamen Manne“, bat die Professorin.

Um eine Anknüpfung im Sinne seiner Frau zu machen, fragte Bruns: „Haben Sie seine berühmten Automaten gesehen?“

„Außer einem Fegeweibe und der Rechenmaschine nichts.“

„Das ist schade, das Fegeweib stellt er zuweilen zur Belustigung der Studenten und Fremden auf seine Hausdiele, aber in der Tat sind die Baucansonschen Automaten sehenswert und sie haben ihm selbst ein ungeheures Geld gekostet. Vielleicht interessiert Sie das. Flötenspieler und Ente waren viele Jahre in Nürnberg für mehrere tausend Taler an einen Kaufmann verpfändet und entweder aus Reid vom Künstler selbst oder durch lange Vernachlässigung völlig verdorben. Beireis reiste persönlich nach Nürnberg, kaufte beide Maschinen für 6000 Taler und engagierte zugleich zwei dortige Künstler, die Gebrüder Döllner, so lange bei ihm in Helmstedt sich aufzuhalten, bis sie die Automaten wieder in Gang gebracht hätten. Kostbar war schon der Transport, noch kostbarer die Reparatur, welche jene Künstler während sechs Monaten, ganz und gar nach Beireis eigener Angabe, erledigten. Damals wurden alle Künstler in Messing und Stahl in der ganzen Gegend in Bewegung gesetzt, alle Uhrmacher mußten mit helfen. Die Nürnberger erhielten jeder täglich 1 Taler 8 Mgr. Löhnung und als sie fertig waren, bekamen sie 2000 Taler, so daß man ohne alle Uebertreibung berechnen kann, daß die Reparatur wenigstens ebensoviel gekostet hat, als der Ankauf selbst.“

„Ich bleibe dabei,“ rief Bode, „er ist ein Adept, die Gelehrsamkeit, die Kollegiengelder und das ärztliche Honorar werfen solche teure Liebhaberei nicht ab. Oder hat er vielleicht Mitgift, Erbschaft oder desgleichen?“

„Er ist arm nach Helmstedt gekommen.“

„Unverheiratet?“

„Er hat niemals eine Frau gehabt, er kennt keine Bequemlichkeit des Lebens und man weiß nicht, daß er jemals krank gewesen wäre.“

Man unterhielt sich noch länger über Beireis, während die Professorin zwischendurch zum Frühstück nötigte und, nachdem dieses Gespräch erschöpft war, auf den

Wunsch ihres Gemahls einige ihrer deutschen Gedichte und poetischen Uebersetzungen vorlas, wodurch sie sich als eine höchst talentvolle Frau erwies. Dann verabredete man eine Nachmittagsfahrt nach Harbke zum Berghauptmann von Beltheim, und Bruns machte sich fertig, den Wünschen der Freunde zu genügen und ihnen vor Tisch noch einige Merkwürdigkeiten der Stadt, namentlich die Häuser zu zeigen, in welchen einst die berühmten Gelehrten Calixtus, Meibom und Conring gewohnt hatten.

Nachdem Beireis die Weimarschen Fremden zu seiner vermeintlichen Zufriedenheit abgefertigt, noch ein Kolleg gelesen und, das Mittagsbrot aus der Tasche auf der Straße essend, eine große Anzahl Patienten besucht hatte, welche an der herrschenden Ruhr litten, zu deren schnellen Heilung er ein Heilmittel zu besitzen im Rufe bei dem Volke stand, war er um zwei Uhr wieder nach Hause gekommen, um dem bereits zahlreich versammelten Auditorium, wie gewöhnlich, Experimentalphysik vorzutragen. Er befand sich heute überhaupt in einer mehr siegreichen, als aufgeregten Stimmung, denn die Entdeckung der Herstellung des künstlichen Zinnobers, über die er sich gestern am späten Abend durch Versuche völlig klar geworden war, sicherte ihm eine neue Quelle von Reichthum und geheimnissvoller Tätigkeit. Mit einer überlegenen Verachtung dachte er, im geraden Gegensatze zu gestern, der auf ihn gemünzten Aufklärungsbestrebungen seiner ebenso neidischen, als gekränkten Kollegen, und es war ihm heute schon gereut, in der ärgerlichen Aufregung am gestrigen Tage, noch gereizt durch das Benehmen der Studenten, die Veröffentlichung des Goldmachens in gewisse Aussicht gestellt zu haben. Er nahm sich deshalb vor, wie es ihm die momentane Stimmung eingeben würde, zu handeln. Daß seine Aeußerung im gestrigen Kollegium bereits von Mund zu Mund gelaufen war und sogar in die Häuser der Bürger eine eigenthümliche Aufregung gebracht hatte, mußte er seit mittag aus eigener Erfahrung, denn viele Leute hatten ihn darauf angedeutet und ein geheimnissvolles Lächeln war von seiner Seite die Antwort darauf gewesen. Die künstliche Bereitung des Zinnobers,

den er nebst seinem künstlichen Ultramarin jederzeit für bedeutende Summen an den Juden Silberschmidt in Amsterdam verkaufen konnte, beschäftigte ihn heute vorzugsweise und schon am frühen Morgen hatte er durch Leonhard große Quantitäten Quecksilber, so viel in Helmsiedt nur aufzutreiben gewesen war, ankaufen lassen, was das Volk sogleich mit den bevorstehenden öffentlichen Experimenten über das Goldmachen bereitwillig in Verbindung brachte.

Als Beireis in sein Auditorium trat, sah er, was ihm Leonhard schon beim Nachhausekommen berichtet hatte, den Hörsaal von einer großen Menge Menschen gefüllt, unter denen sich nicht allein Studenten aller Fakultäten, sondern auch viele sogenannte Philister, die Leute aus der städtischen Einwohnerschaft, befanden, denn die Erklärung: das Goldmachen verraten zu wollen, hatte viele hergetrieben, um den wichtigen Zeitpunkt nicht zu versäumen, da das Gerücht die Stunde der Erklärung widersprechend angegeben hatte. Beireis blickte mit Verdrießlichkeit in die große Versammlung, da er nicht gern Hospitanten duldete und bei früheren Gelegenheiten oft eine ganze Stunde lang auf einen ohne vorherige Erlaubnis erschienenen Gast direkt und indirekt herumsticheln konnte. Da er vermuten mußte, daß seine gestrige Erklärung alle Tage so viele Fremde in seinen Hörsaal locken würde, bis endlich das Versprechen erfüllt sei, so entschloß er sich schon beim ersten Blicke auf das Auditorium, am nächsten Tage sich von dieser Last des Fremdenbesuches zu befreien. Wie er aber niemals eine Gelegenheit vorübergehen ließ, dem Volke gegenüber einen Eindruck der Bewunderung zu hinterlassen, so wollte er auch heute die Stunde benutzen, um, wie es sich gerade zum Gegenstande seines physikalischen Vortrages paßte, dem Volke zu imponieren. Ohne scheinbar das große und gemischte Auditorium weiter zu beachten, hatte er seinen Lehrstuhl betreten und den heutigen Lehrstoff über Sauer- und Wasserstoff begonnen. Seinen mündlichen Mittheilungen folgte jedesmal der Versuch. In einer mit Wasser gefüllten Flasche mit eingeriebenem Glasstöpsel hatte er Phosphorstückchen liegen. Er wollte die Flasche öffnen, aber der Stöpsel war

so fest hineingeklemmt, daß seine Kraft nicht hinreichte, denselben herauszuziehen. „Versuchen Sie es, ohne den Flaschenhals zu sprengen!“ rief er scheinbar ungeduldig und reichte das Gefäß einem nahestehenden Zuhörer hin, den er als einen Nichtstudenten erkannte. Dieser versuchte mit Schüchternheit und durch die plötzliche Aufforderung verlegen, den Stöpsel herauszuziehen, was ihm aber nicht gelang, worauf ihm ein nebenstehender Student die Flasche entriß und sich anstrebte, dieselbe zu öffnen. Es wollte nicht gelingen, und die Flasche wanderte von Hand zu Hand, während Beireis sich mit den anderen Apparaten absichtlich zu tun machte. „Nun?“ rief er jetzt eilig, „ist die Flasche offen? Sie können es nicht? Dann muß ich das beste wieder dabei tun!“ Er gab die Flasche einem Studenten in die Hände, ein anderer mußte den Stöpsel anfassen, dann wickelte er einen Bindfaden einmal um den Hals der Flasche und zog diesen eine kurze Zeit lang so schnell mit beiden Händen hin und her, daß durch seine Reibung das Glas, welches den Stöpsel umfaßte, heiß wurde. „Ziehen Sie den Stöpsel aus!“ befahl er laut und zu allgemeiner Verwunderung ließ sich derselbe ohne geringste Kraftanwendung herausnehmen. Die Erklärung dieser Erscheinung blieb er schuldig, da er sogleich ein Stückchen Phosphor aus dem Wasser der geöffneten Flasche nahm, auf Löschpapier vorsichtig trocken drückte, in ein ausgehöhltes Stück Kreide legte, um dieses einen Draht befestigte und damit in eine scheinbar leere Flasche hing, die aber, was er verschwieg, mit Sauerstoff gefüllt war. Er hatte kaum das Ende eines an einer Lichtflamme erhitzten Drahtes in Berührung mit dem Phosphor gebracht, als von demselben ein so blendender, außerordentlicher Lichtglanz ausging, daß er das Tageslicht verbunkelte, das ganze Auditorium wie stärkstes Sonnenlicht überstrahlte und niemand hineinsehen konnte, bis allmählig in der Flasche selbst ein weißer Rauch sich bildete, der das Licht einhüllte.

Eine allgemeine Bewunderung fesselte die Zuschauer in tiefster Ruhe. Beireis dozierte sogleich mündlich weiter. Er redete vom Wasserstoffe. Jetzt nahm er eine andere scheinbar leere Flasche, durch deren Korkstöpsel eine feine

Glasröhre ging und welche in einem entsprechend hohen Draht-Dreifuße bisher umgekehrt, mit dem Stöpsel nach unten gehängt, auf dem Apparattische gestanden hatte. Er trug diese Flasche in umgekehrter Lage nahe vor die Zuschauer, drehte sie rasch mit dem Stöpsel nach oben, hielt eine kleine poröse und dunkle Masse, an einem Drahte befestigt, über die Oeffnung der feinen Glasröhre und sofort strömte, mit einem schwachen Knalle, eine Feuerflamme aus der Röhre hervor. Dann setzte er die Flasche auf den Tisch und ließ sie wie eine flackernde Kerze fortbrennen, bis die Flamme nach einigen Minuten erlosch.

Auch dieses Experiment setzte die Versammlung in Erstaunen. In dieser Weise fuhr Beireis fort, sein gemischtes Auditorium in großer Aufmerksamkeit zu erhalten, aber gerade, weil das Auditorium heute mit vielen Hospitanten und Nichtstudierenden gemischt war, erklärte er nichts und verwies seine eigentlichen Honorarzuhörer auf eine andere Stunde. Er tat es nicht nur aus dem Grunde, das Erstaunen der Leute zu betätigen, sondern auch durch das Zurückhalten des erklärenden Lehrstoffes die wirklich bezahlenden Kollegbesucher anzureizen, sich selbst gegen die hospitierenden Eindringlinge aufzuheben.

Die Stunde nahte sich ihrem Ende, als Beireis mit einer unverkennbaren Heiterkeit und einem schelmischen Blicke auf sein gemischtes Auditorium begann: „Ich will die Neugier des Publikums nicht länger auf die Folter spannen, ich sehe es den Anwesenden an, daß sie die geheime Kunst des Goldmachens sobald als möglich erfahren und reich werden möchten, ich kann mirs denken, der unbemittelte Student bedarf dann des Freitisches, der Bürger des Handwerks nicht mehr, es ist manchem mit dem Goldmachen weit mehr gedient, als mir, da ich ein einzelner Mann bin, so will ich denn morgen abend um 7 Uhr, wenn ich mein Kolleg über die Heilmittellehre geschlossen habe, das große Geheimnis preisgeben, aber, meine Herren, bringen Sie scharfen Verstand mit, hören Sie, scharfen Verstand, sonst werden Sie unbefriedigt wieder fortgehen.“

Beireis sah noch eine Sekunde lang sein in hoher Spannung befindliches Auditorium an, lächelte mit seinem Spotte und entfernte sich schnell, während sogleich der bereits draußen harrende Leonhard eintrat, um sich der Apparate zu bemächtigen und von den lärmenden Zuhörern ein donnerndes Hurra dem bereits entschlüpften Professor nachscholl, welches dieser mit leisem Richern noch auf der Treppe vernahm. Von seiner Studierstube aus lugte er nach den auf die Straße drängenden Zuhörern und bemerkte deren Aufregung und lebhafte Gebärden, wobei seine Miene eine gewisse Geringschätzung ausdrückte, er belächelte die Wirkung, die er selbst durch seine Worte verursacht hatte. Es blieb ihm nicht lange Zeit, sich mit diesen Gedanken zu beschäftigen, denn von 3—4 Uhr hatte er ein Kollegium über Pathologie zu lesen, und während sich schon die Studenten dazu einfanden, suchten einige Boten von Patienten die Zwischenzeit zu benutzen, dem Professor ihre Bestellungen anzubringen. Auch um vier Uhr hatte er noch keine Ruhe, da um diese Zeit der Sohn des Bergrates und Professors Lorenz von Crell kam, um, nachdem er seine Studien in Göttingen fortgesetzt und nunmehr eine wissenschaftliche Ausbildungsreise vor sich hatte, noch auf den Wunsch seines Vaters eine Privatvorlesung über Therapie von Beireis anzuhören. Der junge Mann, den Beireis wegen seines Fleißes und Talentes besonders liebte, traf denn auch pünktlich um vier Uhr ein, er hustelte sehr, trug alle Zeichen der Schwindsucht an sich, und ehe Beireis seinen Unterricht über Therapie begann, mußte er erst dem Schüler selbst ein Linderungsmittel verordnen.

Es war endlich fünf Uhr geworden und damit die Stunde gekommen, wo Beireis etwas freie Zeit gewann. Der junge Crell verabschiedete sich und Beireis wollte jetzt der von Leonhard bereits begonnenen Zinnoberbereitung im Großen zusehen, als ein Knecht des Essig- und Kornhändlers Schloffer am Markte eiligst in das Haus kam und, mit deutlicher Scheu vor dem Wundermann, demselben bestellte, daß er so schnell als möglich zu dem Herrn kommen möge.

In der Meinung, daß auch dort im Hause die Ruhr ausgebrochen sei, ergriff er mechanisch nach seinem im Vorzimmer liegenden Hut und fragte, den Knecht vor sich her auf die Hausdielen scheidend: „Wer ist denn krank? Der Herr, die Tochter, die Wirtschaftlerin oder von den Leuten einer?“ Der Knecht sah ihn mit der fragenden Miene des Unverstandes an und erwiderte: „Krank ist wohl keiner, der Herr ist den ganzen Tag in der Essigstube gewesen und nicht gut ausgeräumt, die Mamsell ist im Garten gewesen, die . . .“ „Was ist denn passiert?“ fragte Veireis eifrig unterbrechend und stehen bleibend.

„Ich weiß nicht. Vielleicht in der Essigstube etwas, wovon wir Knechte außer dem Christian nichts wissen.“

„Gut, ich will kommen,“ sagte Veireis kurz und wollte den Knecht aus der Haustür lassen, um diese hinter ihm zu verriegeln. In demselben Augenblick trat ein Herr herein und stutzte, als er Veireis mit dem Hute unmittelbar an der Haustür erblickte. „Ah! lieber Kollege, Sie wollen ausgehen? Ist mein Sohn schon fort? Ich dachte ihn zu einem Spaziergang über den Wall abzuholen.“

„Er ist fort. Doch, mein lieber Crell, ich will Sie begleiten,“ erwiderte Veireis eifertig. „Wollen Sie nur so lange hier warten, bis ich meinem Famulus etwas bestellt habe?“ Damit schloß er schnell seine Vorzimmertür zu, steckte den Schlüssel in die Tasche, eilte in das Laboratorium im Gang linker Hand, wo Leonhard fleißig Zinnober bereitete, prüfte hastig das abgekühlte Produkt, befahl, das Laboratorium zu verschließen und rief dann, auf die Hausdielen wieder zurückgekehrt, der Frau Eleonore zu, daß sie die Tür des Hauses hinter ihm verriegele. Die Eile, womit er sich dem Oberbergtrat Lorenz von Crell zum Begleiter anbot, hatte noch einen geheimen Grund. In seinem Studierzimmer lagen nämlich noch manche Sachen umher, die auf seine Zinnoberproduktion nahen Bezug hatten. Crell war zu befreundet, um es nicht auffällig zu finden, wenn ihn Veireis in das Gastzimmer links, wo Böttiger und Bode heute morgen empfangen waren, geführt haben würde, in seine Studiestube wollte aber Veireis ihn, den Chemiker und einstigen Schüler nicht blicken lassen, da das neue Geheimnis

einem unbefangenen Freunde schwieriger als einem spionierenden Freunde zu verbergen war. „Kommen Sie, lieber Crell“ sagte er schnell und trat mit ihm auf die Straße, während Eleonore hinter ihnen die Haustür verriegelte.

Aber auch bei Crell war ein anderer Grund, als der, seinen Sohn abzuholen, die Triebfeder des heutigen Besuches gewesen. Er verriet auch schon nach wenigen Minuten seine Absicht durch die Worte: „Aber um alles in der Welt, lieber Herr Kollege, was für einen Brandstoff haben Sie in die Stadt geschleudert, wohin ich höre, da redet man von Ihnen. Heute nachmittag in meinem Auditorium haben mir meine Zuhörer mit Begeisterung Ihre großartige Absicht mitgeteilt. Sie haben jedenfalls einen Schalk in petto.“ Beireis lächelte. „Sie wollen das Goldmachen lehren. Ha! ha! ha! Wie werden Ihre Zuhörer Augen und Mund aufsperrten, ich möchte wahrhaftig zugegen sein, um diese Leute zu beobachten und Sie werden ein zahlreiches Publikum haben.“

„Es sollte mir leid tun, wenn ich Sie zugegen fände,“ erwiderte Beireis ruhig.

„Was wollen Sie denn den Leuten sagen?“

„Ei, nichts anderes, als die reine lautere Wahrheit.“

„Also wollen Sie endlich einmal eingestehen, daß Gold nicht künstlich hergestellt werden kann?“

„Wer behauptet das?“ fragte Beireis heck und den Begleiter mit großen Blicken messend, während er einen Moment lang stehen blieb. Crell lächelte auf seine offene biedere Weise, da er ein durchaus natürlicher Charakter war. „Was? Kennen Sie die Grenzen der Naturkräfte so genau, daß Sie alles leugnen, was Sie und die moderne Schule, der Sie sich ergeben haben, nicht wissen?“ fragte Beireis heftiger.

„Ach nein, wir wissen noch unendlich vieles nicht, darum ist unser Wissen ja nur ein stetes Forschen, unser Erkennen nur ein Experimentieren,“ antwortete Crell freundlich. „Ich lebe aber auch der festen Ueberzeugung, daß Sie Naturkräfte und Stoffverhältnisse kennen, welche uns übrigen Chemikern noch böhmische Dörfer sind. Ich erinnere Sie nur an . . .“ hier hielt Crell inne, sah Bei-

reis mit freundlicher List an und fuhr schnell fort: „An die Geheimnisse Ihrer Fabrikate, mögen Sie nun Gold, Farbe oder Essig heißen.“

„Sm! Farbe und Essig“ wiederholte Beireis spöttisch. „Wie könnten diese Artikel etwas einbringen? Nennen Sie es Gold, lieber Crell, Gold, und ich sage Ihnen, wenn ich so recht daran denke, so gereut es mich, morgen mein Geheimnis preisgeben zu wollen.“

„Haben Sie unseren Freund, den Vater Marianus im St. Ludgerikloster nicht kürzlich gesprochen?“ fragte Crell ablenkend.

„Diese ganze Woche nicht, aber was erinnert Sie an ihn?“

„Ich war gestern draußen, um seine neuen Uhrwerke und das Mikroskop zu sehen, welche dieser geschickte Mechaniker und Optiker verfertigt hat.“

„Das ist wahr, er ist in der Optik und Mechanik dasselbe, was ich in der Chemie und Physik leistete,“ fiel Beireis ganz unbesangen ein, ohne daran zu denken, daß er sich selbst lobte.

„Auch Marianus hat von Ihrem bevorstehenden alchimistischen Kollegium gehört und wir haben uns recht viel von Ihnen unterhalten. Marianus sagt, wie Sie wissen, alles pragmatisch auf, ich meine, er nimmt nie die Tatsache vereinzelt für sich, sondern stets in ihrem Zusammenhange mit Ursache und Wirkung. Und da habe ich ihm denn versprochen, weil er selbst ungern in die Stadt geht und Sie ihn vielleicht auch in den nächsten Tagen nicht besuchen könnten, mit Ihnen zu reden. Nun, lieber Kollege, Sie wissen schon voraus, worüber. Das hat Ihnen Flügel bereits angezeigt, was Ihre aufrichtigen Freunde beschäftigt.“

„Nun, zur Sache, auf den Kern,“ sagte Beireis ungeduldig.

„Unsere übrigen Kollegen meinen es jetzt ernsthaft mit ihrer Aufklärungs-Opposition. Die vielen Vorträge, welche sie sogar in der „Deutschen Gesellschaft“ der Studenten zu halten sich herbeilassen, sind, wenn sie auch allgemein Themen über Aberglauben, Uebernatürliches und Magie behandeln, direkt auf Sie gemünzt. Es scheint

eine Krise nahe bevorzustehen, welcher Sie durch Klugheit zuvorkommen könnten.“

„Der Teufel soll die Freigeister holen!“ rief Beireis verdrücklich.

„Da die Freigeister aber nicht an den Teufel glauben, so fürchten Sie sich auch vor ihm nicht,“ erwiderte Crell sanft. „Aber lassen Sie mich bei dieser Gelegenheit eine neue Seite erwähnen, von welcher man Ihnen zu Leibe will.“

„Nur heraus damit, ich bin gerüstet, gegen Feind und Freund!“ sagte Beireis gereizt, obgleich er sich gleichgültig dagegen stellen wollte.

„Die neuere Wissenschaft hat den objektiven Weg der vernünftigen Erfahrung betreten, der Mystizismus findet seine Widersacher in der Theologie, Jurisprudenz und Naturwissenschaft; Ursache und Wirkung sucht man in unabänderlichen Weltgesetzen zu finden. Mit einem Worte: Man will das Wunder, welches im Volk noch eine so große Rolle spielt und das Sie besonders fördern — austrotten aus der Vorstellung der Menschen. Schon dadurch kommen Sie im allgemeinen in eine Opposition mit gewissen Kollegen, die jene Aufklärung vertreten, und nun speziell gegen Sie zu wirken begonnen haben, weil sie Ihre persönlich beleidigten Feinde sind.“

„Nur weiter, weiter,“ rief Beireis mit gewaltsamer Steigerung und unwillkürlich größeren Schritten.

„Ich halte es für meine Freundespflicht, Ihnen die Pläne anzudeuten, welche gegen Sie gerichtet sind. Man würde längst direkter gegen Ihren Nimbus des Wunderbaren verfahren haben, wenn nicht der kaiserliche Hof in Braunschweig und zu Dessau Wohlgefallen an Ihrem Rufe als Adept und Magier fände und teilweise selbst daran glaubte. Was weiß unser Herzog von Physik und Chemie? Und wenn er von den Höfen zu Krakau, Petersburg, Dresden erfährt, daß man dort den Stein der Weisen und das Goldelixier suchen lasse, dann reizt unsern Herzog die Eitelkeit, mit Ihnen und Ihren geheimen Kenntnissen zu paradiern, und er ladet Sie gern zur Tafel, wenn fremde Herrschaften zugegen sind, damit Sie magische Kunststücke bei Tische machen.“

„Ei, so mache sie doch einmal ein anderer nach!“ fiel Beireis ärgerlich ein. „Doch es macht mir Spaß, weiter, weiter!“

„Nun aber hat man angefangen, auch auf den Braunschweigischen Hof zu wirken, um Ihren Wunderruf zu zerstreuen, und ich sollte denken, der Leibmedikus Brückmann hätte Ihnen davon geschrieben, da er Ihr Freund schon von der Zeit her ist, wo Sie zu unserem unvergeßlichen Heister kamen. Sie müssen wissen, daß der Abt Jerusalem dazu gebracht ist, dem Erbprinzen, der ohnehin nicht an alles glaubt, die aufklärende Opposition der hiesigen Professoren gegen Sie zu motivieren und der Prinz soll lachend geantwortet haben: Es mag sich mit vielem so verhalten, wie mit dem Emmerstedter Riesel.“

Beireis biß sich aus innerem Aerger auf die Unterlippe, denn er mußte, daß diese prinzliche Aeußerung eine satirische Anspielung auf den berühmten Diamanten sein sollte.

„Nun man weiß, daß der Rückhalt, den Sie bei Hofe haben, lockerer wird, tritt man hier an der Universität entschiedener gegen Sie auf und auch die Göttinger nehmen teil daran.“

„Dann will ich allein sie alle in die Flucht schlagen!“ rief Beireis mit geballter Hand, „die Narren, was wollen sie gegen meine Geheimnisse machen!“

„Es ist in der akademischen Buchdruckerei der Witwe Schnorr eine Dissertation von einem hiesigen Studenten der Theologie erschienen, der unter Henkes Protektorat zum Doktor der Philosophie promoviert ist und mehrere Thesen verteidigt hat, die das Wunder in der sittlichen und natürlichen Welt leugnen und nicht ohne Absicht auf Sie, lieber Beireis, abgefaßt sind.“

„Wie heißt der Hundeschwanz?“ fragte Beireis giftig.

„Den Namen habe ich vergessen. Sein Beispiel hat aber Nachahmung bei den Studenten gefunden, schon des Lobes vom Prorektor, wie des Reizes der Neuheit wegen,“ fuhr Crell fort. „Bei den Buchdruckern Fleckeisen und Kühnlein werden bereits Dissertationen ähnlicher Tendenz, von Juristen und Philosophen verfaßt, im Druck fertig sein.“

„Warum von keinem Mediziner? He? Warum von keinem Sachverständigen aus meiner Fakultät?“ fragte Beireis hohnlachend. Crell lächelte mit und antwortete: „Meiner Meinung nach aus zwei Gründen. Einmal, weil Ihnen jeder in der medizinischen Wissenschaft die Anerkennung nicht versagt und zweitens, weil die Studiosen der Medizin Sie als Examinator fürchten und sich hüten werden, es mit Ihnen zu verderben.“

Diese Antwort schien Beireis in einer Hinsicht zu befriedigen, er verriet ein stolzes Lächeln. „Nun und die Göttinger?“ fragte er verächtlich. „Dort könnten die Mediziner nicht opponieren, wenn sie auch wollten, da ihre ganze Fakultät auf den Hund gekommen ist.“

„Senke und seine Freunde halten es für eine Aufgabe des Protestantismus, die Aufklärung zu fördern und sie wünschen, daß ihnen darin die Erfahrungswissenschaften zu Hilfe kommen.“

„Ha! ha! Wenn diese nur etwas wüßten. Ich müßte ihnen erst Almosen aus meiner eigenen Erfahrung abgeben!“

„Nun, ob sie nicht doch mit manchem Wunder aufwarten könnten. Haben Sie noch nichts von Wiegles Unternehmungen gehört?“

„Er will ein albernes Buch herausgeben, eine natürliche Magie, eine *contradictio in adjecto*.“

„Der erste Band ist, glaube ich, schon aus der Presse oder wird nächstens ausgesandt werden.“

Beireis war still geworden, er schien über etwas nachzudenken, vielleicht beruhigte er sich durch den siegreichen Gedanken an seine einträglichen Geheimnisse, die Ultramarin- und Zinnoberbereitung, die er für unentzifferbar hielt, vielleicht auch sann er darüber nach, wie er gegen die wachsende Opposition sich zu benehmen habe.

Die beiden Männer waren auf einem von Beireis absichtlich eingeschlagenen Umwege auf den Marktplatz gekommen. Beireis blieb stehen, als wollte er sich hier verabschieden. „Haben Sie noch Patienten zu besuchen?“ fragte Crell.

„Noch bis zum späten Abend. Ich bin aber eiligst in jenes Haus gerufen worden,“ sagte Beireis und

zeigte sehr unbestimmt auf die Häuserreihe, in welcher Schlosser wohnte. Diese Aeußerung genügte, um Crell zu veranlassen, den ärztlich beschäftigten Freund nicht länger in Anspruch zu nehmen.

„Was ich Ihnen gesagt habe, das mußte ich tun,“ sprach er beim Verabschieden, „ich weiß, Sie finden eine Genugthuung in der Bewunderung, die Ihnen die Welt zollt, mir sollte es leid tun, wenn Sie diese glückliche Befriedigung verlieren müßten.“

„Fürchten Sie nichts, mein Lieber, ich gehöre nicht zu den durchsichtigen Leuten,“ erwiderte Beireis lachend, indem er dem Freunde die Hand drückte und sich stellte, als ginge er auf das nächste Haus zu. Plötzlich bewegte er sich aber in seitlicher Richtung an der Häuserreihe weiter und während Crell um die Kollegienkirche bog, schlüpfte er in das Haus des Herrn Schlosser.

Wir kehren in der Zeit des heutigen Tages um etwa acht Stunden zurück. Am Vormittage, es hatte auf der Kollegienkirche eben zehn geschlagen, war der Studiosus der Theologie Hanneus in das Schlossersche Haus gekommen, aber der Unterricht der Kinder mußte ihm heute Nebensache sein, denn er ging in seiner schleichenden Weise geradewegs in das auf halber Treppenhöhe links gelegene Zimmer, vor dessen Türfenster sich eine grüne seidene Gardine befand. Hier erwartete ihn bereits Schlosser mit der Ungeduld des spekulierenden Geschäftsmannes. Es hatte sich nämlich in dem Verhältnisse des Hauslehrers zum reichen Bürger seit drei Wochen manches verändert. Wie schon an anderem Ort erwähnt worden ist, hatte Schlosser zwar das Ansinnen des armen Schmidts in Bezug auf Gretchen mit stolzer Grobheit zurückgewiesen, aber doch, als schlauer Bucherer, den jungen Mann nicht aus den Augen lassen wollen, weil er in ihm ein Streben entdeckt zu haben glaubte, welches im Falle eines geldeswerten Resultates nützlich gemacht werden könnte. Da er wußte, daß Schmidt im wissenschaftlichen Dienst des Professors Beireis stand, so schien es ihm, seiner eigenen Natur gemäß, ganz in der Ordnung zu sein, daß Schmidt darauf ausgehen würde, die Geheimnisse seines

Lehrers zu erforschen und für ein gut Stück Geld an den Käufer zu bringen. Damit für diesen möglichen Fall Schlosser die Vorhand und den Nutzen dabei behalte, hatte er unter irgend einem Vorwande seinen hämischen Hauslehrer ausersehen, den Spion gegenüber dem Studenten zu machen. Sein Auftrag war kein anderer, als die Schritte zu belauschen, welche Schmidt tun könnte, um mit Bretchen in Verbindung zu bleiben, und Hanneus hätte, als stiller, schlauer Nebenbuhler, keinen mächtigeren Sporn zur genauesten Erfüllung seines Auftrages erhalten können. So war es denn gekommen, daß er mit gleichnerischer Freundlichkeit Schmidts dürftige Wohnung aufgesucht und dessen offene Aeußerungen der Abneigung gänzlich unbeachtet gelassen hatte, zumal er noch wichtige Nebenzwecke für sich selber zu erreichen strebte. Während er von Zeit zu Zeit dem Herrn Schlosser grelle Schilderungen von der Armut des Studenten Schmidt hinterbrachte, bemühte er sich zugleich, das eigennützige Interesse des reichen Mannes auf sich selbst zu lenken. Er war schlau genug gewesen, die zeitweise vornehmste Bestrebung Schlossers zu erkennen, die, wie es auch schon bei anderen Gelegenheiten bemerkbar wurde, darin bestand, das Geheimnis der schnellen und merkwürdigen Essigfabrikation, welche Beireis in des Kornhändlers Hause angelegt hatte, ganz zu begreifen und dann den Gewinn, welchen er jetzt kontraktlich mit bedeutenden Prozenten an Beireis zu verzinsen hatte, allein und ungeteilt zu genießen. Hanneus hatte zugleich ganz richtig vermutet, daß sein Spionierauftrag mit auf dem Grunde beruhe, von Schmidts möglichen Kenntnissen zu erfahren, welche dieser von Beireis ablauschen könnte. Dieses wollte sich Hanneus nun ebenfalls zunutze machen.

Es war vor acht Tagen gewesen, als Hanneus einen seiner aufbringlichen wie widerwärtigen Besuche bei Schmidt gemacht hatte. Er war aber nicht direkt hinaufgegangen, sondern zuvor in das untere Stübchen des Schusters getreten, dessen abergläubische Frau er längst zur guten Bekannten zu machen und als solche zu benutzen gewußt hatte. Unter dem Vorwande, die verirrte Seele des Studenten auf fromme Wege zurückzuführen

und die bösen Künste desselben zu vertreiben, hatte er eine bereitwillige Gehilfin seiner stillen Absichten an dem geschwägigen und wundergläubigen Weibe gefunden und zugleich erfahren, daß die schuldige Mietsumme von unbekannter Hand bezahlt und auch einigemal ein Knecht zum Studenten gekommen sei. Hanneus zweifelte keinen Augenblick daran, daß jene Summe und der Bote von Gretchen Schlosser ausgesandt seien und es spornte ihn seine Eifersucht zu rascherer Tätigkeit an, um seine Zwecke zu erreichen. Die Schustersfrau hatte ihm manches über des Studenten Treiben mitgeteilt und den verfänglichen Fragen des Spions ihr Horchen auf der Rauchkammer verraten. Ihm diesen Horcherplatz zu gestatten, war jetzt des Falschen nächster Wunsch, den auch die Frau um so bereitwilliger erfüllte, als sie hoffte, durch Hanneus ihre eigene Neugierde noch mehr befriedigt zu sehen.

Vor acht Tagen, an einem regnerischen Nachmittage, war Hanneus in das Schusterhaus gekommen und hatte von der Frau erfahren, daß der Student durch den Eichsfelder Gesellen eine ungewöhnliche Menge Brantwein habe holen lassen und gewiß etwas unheimliches wieder zu tun gedenke. Diese Mitteilung war hinreichend, um Hanneus zum Horchen auf die Rauchkammer zu treiben. Er schlich vorsichtig hinauf und hörte Schmidt in seinem Stübchen sprechen.

Derselbe befand sich damals gerade in dem Zustande hoffnungsloser Verzweiflung. Er hatte vergeblich experimentiert, das Gold des von Gretchen empfangenen Ringes zu zerlegen, er sah keine Möglichkeit mehr, die Behauptung seines geheimnisvollen Lehrers, daß sich auf künstliche Weise durch alchimistische Naturkräfte Gold produzieren lasse, mittelst eigenen Nachdenkens und Experimentierens zu verwirklichen. So war er endlich auf den kühnen Gedanken gekommen, die Kunst, einen schnellen Essig zu bereiten, wie ihn Schlosser verkaufe, weiter zu versuchen. Er wollte hungern, und für das wenige Geld, was er besaß, die Materialien zu seinen Forschungen kaufen. Er wußte, daß Schlosser große Quantitäten Brantwein bezog, er erinnerte sich des Experiments, daß Weingeist auf Platinaschwamm geträufelt, augen-

blicklich ein starker Essig werde. Darauf hatte er seine ferneren selbständigen Versuche begründet und damit beschäftigt er sich gerade, als Hanneus auf der Raucher- kammer, welche von der Stube durch eine nur dünne und baufällige Wand geschieden war, sein horchendes Ohr an dieselbe gelegt hatte.

Heinrich Schmidt sprach, ohne es im Eifer und Nachdenken selbst zu wissen, laut vor sich hin. „Da Weingeist auf Platinaschwamm getropfelt augenblicklich zu Essig wird, so muß es doch eine Naturkraft geben, die schon durch Berührung zweier ungleicher Körper umstimmend auf einen derselben wirkt, eine Verwandlung durch Kontakt . . . aber — das kann nicht sein, denn der teuere Platinaschwamm wird ja von Schlosser nicht gebraucht, er soll, wie ich erfuhr, neulich Hobelspäne von frischem Buchenholz gekauft und abends in seiner Essigstube verborgen haben, aus der sie nicht wieder zum Vorschein gekommen sind. Essigbildung, lehrt Beireis, geschieht nur durch Zutritt von Sauerstoff. Das Schwarzbrot, welches ich vor drei Wochen in Weinessig legte, enthält Sauer- teig, also Sauerstoff. Heute ist der Weingeist essigsauer, aber erst nach drei Wochen . . . das ist nicht das rechte Mittel . . . hm! Aber muß die Flüssigkeit nicht um so rascher sauer werden, je mehr Sauerstoff ihm auf ein- mal zugeführt? Sollte der Platinaschwamm nicht allein dadurch wirken, daß er in seinen Poren eine Menge Luft enthält, die dem aufgetropften Weingeist ihren Sauer- stoff abgibt? Sollten die Buchenspäne eine ähnliche Wir- kung haben, etwa durch Verteilung des Branntweins auf große Flächen der Luftberührung?“

Er schritt an seinen Tisch. Es war eine bedeutende Hitze in seiner Stube, da er einige Zeit früher auf glü- henden Kohlen andere chemische Versuche gemacht hatte. Auf dem Tische befand sich ein hoher zylinderförmiger, ganz mit buchenen Hobelspänen gefüllter Kasten, dessen Boden er mit vielen kleinen Löchern versehen und über eine Schale gestellt hatte, um den Branntwein, welchen er oben eingegossen, unten langsam wieder aufzufangen. Es war eine Stunde seitdem verfloßen, er schmeckte die in der Schale angesammelte Flüssigkeit, sie war säuerlich,

eine große Aufregung trat in Heinrichs Miene. „Wahrhaftig, die Essigbildung beginnt“, sprach er im glücklichen Eifer, „wenn ich den Prozeß wiederhole, dann muß sich die Säure verstärken.“ Damit goß er die Flüssigkeit von neuem in den Kasten und schritt mit glühenden Wangen und in freudiger Bewegung seiner Seele durch sein kleines Stübchen. Eine andächtige Stimmung überkam ihn, er flüsterte inbrünstig: „O Gott, wenn es mir gelänge, die Geliebte könnte ich erwerben!“

In demselben Augenblicke klopfte jemand an die Tür. Heinrich erschrak so sehr, daß er nicht antwortete und einen hilfesuchenden Blick auf seinen Apparat warf. Gleichzeitig aber trat Hanneus ein und Heinrich entsetzte sich noch mehr. „Was wollen Sie?“ rief er ihm in der Bestürzung barsch entgegen. Als Hanneus mit seinem spürenden, vorgestreckten Halse, dem eingefallenen, bleichen Gesicht und den kurzächtigen, von schlaffen Lidern halb verdeckten Augen näher schlich und sogleich den Apparat auf dem Tische beblinzelte, als seine bleichen Lippen höhnisch lächelten und seine Hand das gescheitelte, rötlichblonde Haar strich, während er mit Sanftmut sagte: „Entschuldigen Sie, mein lieber Freund, eine Frage treibt mich schon wieder hierher, ich mußte deshalb sogar eine Privatstunde absagen“, glich er einem bösen Geiste, welcher schnell jedes frohe Gefühl in der Seele Schmidts zu einer stillen Beklommenheit herabdrückte. „Ei, was haben Sie denn da?“ fragte er schnell hinterher, indem er an den Apparat nahe herantrat, die Hobelspäne betrachtete und heroch, mit den Finger darauf tippte, vorsichtig daran leckte und in wahrhafter Aufregung alles mit den kurzächtigen, aber stechenden Blicken durchschauen wollte. Heinrich Schmidt hatte eigentlich nur daran gedacht, wie er seine Versuche dem zudringlichen Menschen verbergen könnte und er war eben im Begriffe, die Hände auszustrecken, um den Apparat in das schmale Kämmerlein zu tragen, als Hanneus mit gleichnerischer Heiterkeit ausrief: „Ei, da machen Sie ja Essigbildungsversuche auf dem neuen, schnellen Wege durch Aufsteinkwirkung auf Hobelspäne, ein interessantes Phänomen, zur angenehmen Unterhaltung dienend.“

Heinrich ließ erschrocken seine ausgestreckten Hände sinken und sprach bestürzt: „Sie kennen diesen Apparat, diesen Schnellsäuerungsprozeß?“

„Nun, den kennt man schon überall, so daß bereits der Theologe ihn erfahren hat, hatten Sie vielleicht diese Essigbildung für eine Entdeckung, die Sie allein gemacht haben?“ Heinrich schwankte zwischen verwirrenden Empfindungen; er glaubte durch selbständiges Nachdenken und Experimentieren einem großen Geheimnisse des Hofrates Beireis auf der Spur zu sein und mußte nun, aus allen Träumen seiner glücklichen Hoffnungen aufgeschreckt, die Wertlosigkeit seiner stillen Arbeiten aus dem Munde seines widerwärtigsten Bekannten hören. — „Mein Gott! Sie wissen es?“ — — Das war die zerstreute Rede, welche er in der fürchterlichen Enttäuschung hervorbringen konnte.

Hanneus grinste über das Gelingen seiner List und sprach: „Es ist eine ganz einfache Sache, nachdem die Chemiker wußten, daß Platinschwamm den aufgetropfelten Weingeist durch Abgabe des in seinen Poren befindlichen Sauerstoffes rasch zu Essig verwandelt, kam man auf den Gedanken, auf gleichem prinzipiellen Wege die buchenen Hobelspäne zu gebrauchen, aber machen Sie die Sache auch richtig? Diese Flüssigkeit ist noch nicht viel sauer, haben Sie den Branntwein denn verdünnt?“

„Ja!“ gab Schmidt völlig mutlos und gleichgültig zur Antwort.

„Man pflegt gewöhnlich mehreremale die Flüssigkeit durchzugeben. Nicht wahr, mein Lieber, Sie verstehen doch die völlige Fabrikation, in wenigen Stunden muß der Branntwein zu Essig sich verwandelt haben, wie es bis vor einigen Wochen auch Herr Schlosser machte.“

„Und jetzt nicht mehr?“ fragte Schmidt zerstreut.

„Nein, Beireis hat, wie ich höre, ein neu entdecktes Verfahren dort eingeführt, Sie wissen ja, er liebt die Weise nicht, welche alle Menschen nachmachen können.“

Bei solchen und ähnlichen Reden, die nichts anderes waren, als allgemeine Wiederholungen des vorthin an der Wand erhörten Selbstgespräches von Heinrich Schmidt, betrachtete Hanneus den einfachen Apparat ganz genau

und in seinen Mundwinkeln zuckte die Freude über eine für ihn wichtige Entdeckung. Er empfand die bedeutende Wärme im Zimmer, er wollte nach deren Ursache fragen, doch schwieg er mit einem pfiffigen: „Hm! Hm!“ und gab durch sein nochmaliges Betrachten des Apparates und seine zufriedene Miene zu erkennen, daß er die Zimmerwärme mit dem Säuerungsprozesse in Verbindung stehend halte. Da Schmidt sehr teilnahmslos sich benahm, so blieb Hanneus nicht lange und eilte mit einer gewissen Unruhe und ohne an seine als Vorwand beim Eintreten angedeutete Frage zu denken, unter einer neuen vorwändigen Entschuldigung davon. Sein Kopf war so sehr von Plänen und Gedächtnisrekapitulationen gefüllt, daß er der unten lauernden Schusterfrau diesmal nur ein flüchtiges Abschiedswort zuflüsterte.

Schmidt war kaum in seiner Stube allein, als er tief aufseufzte und mit dem schmerzlichen Rufe: „Ach! Wieder ein vergeblich Hoffen, wieder ein vereitelt Dichten und Trachten!“ an den Apparat trat und das früher so glücklich und hoffnungsreich Aufgestellte mit mutlosem und schwerem Blicke anstarrte. „O! Ich grüble über ein Geheimnis, was schon die Welt kennt? So wäre es nicht diese Naturkraft, durch die Beireis den Essig so schnell zu bilden weiß? Fort, fort, ich mag die Trümmer einer kindischen Hoffnung nicht mehr ansehen!“ rief er im Gefühle einer neuen Demütigung seines Strebens nach besonderem Wissen von der Natur, heftig ergriff er den Kasten, warf ihn in die Ecke hinter den Ofen, und setzte sich dann, schwermütig den Kopf gestützt, an das Fenster, um in die Regenluft zu starren und seines Schicksals zu gedenken.

Von dieser Stunde an hatte er nicht wieder daran gedacht, Essig auf ungewöhnlichem Wege produzieren zu lernen; um so eifriger war er die Tage darauf beflissen gewesen, den blauen Farbestoff herzustellen, der nun, wie bereits erzählt wurde, von dem Kaufmann Brökel als Ultramarin erkannt wurde und teuer bezahlt werden sollte.

Hanneus hatte indessen nichts eiligeres zu tun gehabt, als einen ähnlichen Apparat aus einer kleinen Tonne zu konstruieren, Hobelspäne und Branntwein an-

zuschaffen und noch denselben Abend bis in die Nacht hinein Versuche anzustellen. Was er an der Wand der Raucher- kammer von Schmidts Selbstgespräch erhört hatte, war genug gewesen, um seinen schlaun Verstand zum Weiterkommen in dieser Entdeckung zu betätigen. Er machte eine höhere Wärme in seiner Stube, filtrierte den Brantwein, den er versuchsweise mit warmem Wasser verdünnte, mehreremale durch die Buchenspäne und hatte nach wenigen Stunden den Triumph, einen starken Weinessig zu erhalten. Mit dieser Erfahrung ausgerüstet, war er mit den kühnsten Plänen zum alten Spekulantenschloss- ser gekommen und hatte demselben erklärt, daß er durch eine Art von Offenbarungstraum von dem Geheimnis unterrichtet worden sei, aus Brantwein und Wasser, mittels der Einwirkung von Holzspänen, den schärfsten Essig binnen wenigen Stunden zu bereiten. Wie zu erwarten war, hatte Schlosser diese Mitteilung mit großer Aufmerksamkeit angehört, anfangs durch klug verstelltes Lächeln erwidert, sich die Sache noch einmal erzählen lassen und dann ausgerufen: „Das ist nicht meine Art, den Essig herzustellen, das würde sich nicht verlohnen.“ Hanneus kannte aber seinen Mann, auf den er spekulierte und antwortete ihm darauf: „Ich hielt es für meine Pflicht, Sie zu fragen, ob meine durch höhere Eingebung erlernte Kunst auch mit Ihrem Geheimnis nicht konkurriere, denn da ich als Geistlicher keinen technischen Gebrauch davon machen kann, so will ich diese Kunst einem hiesigen Kaufmann verkaufen.“

Diese Aeußerung hatte bei Schlosser die still beachtliche Wirkung getan. „Machen Sie erst eine Probe und zwar in meinem Hause,“ gab er zur Antwort, „wenn sie gut ausfällt, so wollen wir sehen, wir wir uns verständigen können.“ Hanneus war schon durch diese Antwort des sonst so selbststolzen und auf ihn herabblickenden Mannes versichert worden, daß er dessen Geheimnis, welches derselbe teuer an Beireis zu verzinsen hatte, in die Hände bekommen habe. Es wurde eine Stube im Hintergebäude zu dem Prüfungsversuche eingeräumt, Hanneus und Schlosser betrieben die Sache sehr geheimnisvoll. Das

Experiment gelang. Schlosser prüfte den gewonnenen Essig und blickte den Hauslehrer freundlich an:

„Ob sich der Prozeß auch im großen bewähren wird?“

„Ohne Zweifel.“

Unter mehrfachem eifrigem Niederdrücken seiner hellbraunen Berücke, unruhigem Klimpern mit Schlüsseln und Münzen in den Hosentaschen sah Schlosser den Hauslehrer einige Sekunden ernsthaft an, als habe ihn dessen Kunst stutzig gemacht. „Nun, was wollen Sie haben, wenn ich Ihnen ewiges Stillschweigen auflege und Sie zu meinem Faktor der Essigfabrik mache?“

Jetzt wußte Hanneus genug, um nicht mehr daran zu zweifeln, daß die von Beireis angelegte Essigtube auf nichts anderes beruhe, als auf der Naturwirkung, die er selbst soeben hatte tätig werden lassen. Er zögerte mit der Antwort und sah Schlosser mit bittender Miene an.

„Nun, was soll ich Ihnen geben?“ fragte dieser ungeduldig.

„O, Herr Schlosser, ich habe nur einen Wunsch, nur einen Preis, geben Sie mir Gretchen, es ist die Bestimmung des Himmels!“

Schlosser machte eine finstere Miene; das unbewußte wohlhabige Lächeln, welches gewöhnlich auf seinen dicken Lippen ruhte, verschwand, der volle Geld- und Bürgerstolz trat in seine Haltung, er schnob verächtlich mit der roten Nase und murmelte dann einige unverständliche Laute.

„Ich liebe Gretchen still und andächtig,“ fuhr Hanneus fort, „als ich neulich um Mitternacht nicht schlafen konnte, da sah ich plötzlich Gretchens Gestalt wie eine Engelserscheinung vor mir stehen und auf einen Fleck der Wand zeigen. Ich blicke hin und ich glaubte dort zu lesen: „Tue, was dir morgen früh deine ersten Gedanken eingeben.“ Plötzlich war alles verschwunden und als ich am frühen Morgen erwachte, trieb mich eine höhere Gewalt, die Versuche zu machen, um Essig auf diese Weise zu bereiten.“

Schlosser hatte diese Mitteilung finster und zerstreut angehört. „Wenn Sie mir meine Essigtube vier Wochen lang in derselben Ordnung gehalten haben, wie es der

Hofrat Beireis getan hat und wenn Sie mir die Sache so deutlich erklären, daß ich den Beireis nicht mehr nötig habe, dann will ich Sie ganz in meine Hausdienste nehmen und Sie sollen mit barem Gelde belohnt werden," sagte er barsch.

Hanneus wollte die Habsucht des reichen Spekulantens nicht so billig befriedigen. „Ich kenne nur einen Preis," sprach er feierlich, „geben Sie mir Gretchen als Teilnehmerin meiner Zukunft."

„Gut das," antwortete Schlosser, „Sie sollen Ihre Probe im großen machen, in meiner Essigstube selbst."

Damit hatte das wichtige Gespräch ein Ende gehabt. Hanneus hatte das Haus Schlossers triumphierend verlassen, jener war einstweilen mit einem stillen Raskül der Uebervorteilung in seine Schreibstube zurückgekehrt.

Endlich war der heutige Tag gekommen, wo die Versuche im großen angestellt werden sollten. Schlosser hatte große Fässer dazu machen, neue Buchenspäne kommen lassen. Um zehn Uhr vormittags hatte sich Hanneus im Hause eingestellt und sogleich seinen Weg in das auf halber Treppenhöhe liegende Zimmer links genommen, wo Schlosser bereits ungeduldig auf ihn wartete.

Beireis mußte ebensowenig von der Gefährdung seines unter Schlossers Firma rentierenden Geheimnisses, wie Schmidt auch nicht die leiseste Ahnung davon hatte, daß sein von feindlichem Ohr erhorchtes lautes Nachdenken hier ein Mittel zur Gefährdung seiner Liebe zu Gretchen werden sollte. Gretchen selbst hatte ebenfalls nichts von dem stillen Treiben im Hause erfahren, obgleich der Hauslehrer viel dort gewesen, aber nur einmal sie allein gesprochen und in allgemeiner Weise, wie früher, wenn auch zudringlicher, von seiner Verehrung geredet hatte. Gretchen war heute morgen zufällig am Fenster gewesen und von glücklich-bangen Empfindungen bewegt worden, da sie durch den heimlichen Boten, welchen sie noch am späten Abend zu Heinrich gesandt hatte, von diesem in aller Eile schriftlich benachrichtigt war, daß er einen Stoff zu bereiten verstehe, der ihn wohlhabend machen und dadurch die Hindernisse seiner Liebe beseitigen helfen werde. Glückliches Hoffen, unwillkürliche Furcht vor einer heim-

lichen, vielleicht gottlosen Kunst des Geliebten hatten das Mädchen die Nacht wenig schlafen lassen.

Gerade heute würde es ihr unerträglich gewesen sein, wenn der ihr widerwärtige Mensch zu ihr heraufkommen sollte. Sie fühlte das Bedürfnis, einsam ihren Gedanken an Heinrich nachzuhängen und darüber nachzusinnen, wo und wie sie mit ihm zusammentreffen könne, um alles zu erfahren, was er entdeckt hatte. Um nicht in solcher stillen Gedankenwelt gestört zu werden, nahm sie eine weibliche Handarbeit und begab sich durch den langen Hof und die Hintergebäude in das Gärtchen, wo sie früher mit Heinrich unter dem Schutze des Abendhimmels ebenso selige wie lange Minuten verlebt hatte.

Unterdessen war Schlosser mit Hanneus in großer Beschäftigung. Die Essigfabrikation sollte ihren Anfang nehmen, die sogenannte Speisung der Fässer, die Mischung welche auf die mit Hobelspänen gefüllten durchlöchernten Fässer gegossen werden mußte und die Weireis immer als ein geheimes Rezept selbst bereitet hatte, machte Hanneus ganz einfach aus Branntwein und Wasser und, aus einem gewissen schlaun Instinkte goß er im unbewachten Augenblicke noch etwas von dem nahe stehenden fertigen Essig hinzu, um das erste Filtrat sogleich recht sauer erscheinen zu lassen. Alles ging seinen gewünschten Fortgang, ohne daß irgend einer von den vorgeblichen geheimen Handgriffen des Professor Weireis nötig gewesen wäre. Schlosser merkte allmählich, daß jener ihn getäuscht habe und wurde im stillen Ueberrechnen der neuen Vorteile und des künftigen, alleinigen Gewinnes immer vergnügter, klopfte dem Hanneus sogar auf die Schulter und sagte: „Machen Sie Ihre Aufgabe nur gut, es soll Ihr Schade nicht sein.“ Dann probierte er den ersten Durchlauf der Branntweinverdünnung und fand ihn vortrefflich gut und weit in der schnellen Essigbildung vorgeschritten. „Kommen Sie“, sagte er zu Hanneus, „Sie sind mein Gast bei Tische.“ Nachdem derselbe mit Hilfe des zur alleinigen Dienstleistung in der Essigstube angestellten verschwiegenen Knechtes alle Fässer wieder gefüllt und in Tätigkeit gesetzt hatte, folgte er dem vergnügten und immer zutraulicher werdenden Schlosser in

das Borderhaus und wurde eine Treppe hoch in das Zimmer gewiesen, wo die Familie gewöhnlich zu speisen pflegte. Mit Erschrecken traf Gretchen hier mit dem Hauslehrer zusammen. Sie ahnte jetzt erst, zumal durch die saure Effigausdünstung, welche die Kleider ihres Vaters und seines Begleiters ausstießen, aufmerksam gemacht, daß irgend eine darauf Bezug habende Verbindung und vertrauliche Annäherung stattgefunden haben mußte, und Hanneus hatte sogar die Kühnheit, ein Glas Wein mit den Worten zu erheben: „Es gilt dem Preise, den ich mir heute verdiene“, worauf Schlosser seine vergnügten grauen Augen auf seine Tochter richtete und Hanneus, durch den ungewohnten Genuß des Weines erregt, dem nahe sitzenden Gretchen zuflüsterte: „Es gilt Ihnen, meine Teuere. Gott hat mich erhört.“

Gretchen erblaßte und als ihre hilfeschendenden Blicke nach dem Vater eilten und dessen listiges, wohlhabendes Lächeln bemerkte, da fand sie in ihrer Beklommenheit kein Bleiben mehr, sie eilte vom Tische und aus dem Zimmer. Hanneus wollte ihr nachgehen, Schlosser aber klopfte mit dem Finger auf den Tisch und rief gebieterisch: „Bleiben Sie. Wir haben noch wichtigere Dinge vor.“ Die Wirtschafterin und die anwesenden Knaben sahen den Hauslehrer verwundert an. Erstere hatte bereits die geheimnisvolle Verbindung desselben mit Schlosser erfahren und ahnte mit dem angeborenen weiblichen Scharfsinn, was vorging. Sie entfernte sich mit den Knaben bald, führte diese in ihre Stube und suchte dann Gretchen auf.

Diese war wieder in den Garten geflüchtet und ließ hier ihren Tränen freien Lauf. Ihr bedrängtes Herz sehnte sich nach Rat und Hilfe von Heinrich. Sie hatte am Morgen schon darüber nachgedacht, wie und wo sie mit ihm eine Zwiesprache halten könnte. Jetzt war sie durch die Verzweiflung kühner in ihren Entschlüssen gemacht. Eben hatte sie den vertrauten Knecht an Heinrich mit der Bestellung abgeschickt, daß er sogleich an die niedrige Mauer des Gärtchens, durch die schmale Treppe, welche daran hinunter führte, kommen möge, als die Wirtschafterin aus den Hintergebäuden kam und Gret-

chen suchte. Obgleich jene immer in einer kühlen, abgemessenen Stellung zu dem jungen Mädchen gestanden und nur den Wünschen ihres Brotherrns gelebt hatte, so schien sie doch in diesem Augenblick von der Angst des jungen ratlosen Mädchens gerührt und auch von der möglichen Absicht Schlossers, seine Tochter dem Hanneus zu verkaufen, empört zu sein. Es war ihr aber nicht gegeben, sowohl Teilnahme wie Abneigung mit Wärme oder besonderer Aeußerlichkeit an den Tag zu legen. Gretchen sah sie mit einer gewissen neuen Angst auf sich zukommen, da sie fürchtete, Heinrichs Erscheinen könne dadurch vereitelt werden.

„Der Hanneus ist mehr als Hauslehrer geworden,“ hub die Wirtschafterin an, „ich habe es seit acht Tagen gemerkt, daß Herr Schlosser ihn zu seinem Vorteil benutzt hat, ich glaube, Hanneus hat eine Verbesserung der Effigstube erfunden.“

„O! Ist es denn wahr, daß er es dabei auf mich abzieht?“ jammerte Gretchen, da es ihr Bedürfnis wurde, ihrer Angst Worte zu geben.

„Heute wird das Meisterstück gemacht. Wenn es dem Hanneus gelingt, dann haben Sie einen schweren Stand hier im Hause. Ich wollte, der ganze Effig verdürbe!“

Gretchen horchte auf, als wäre ihr eben ein verzweifelter Gedanke gekommen. „O! Wenn alles verdürbe.“ Diese Worte hallten in ihrer gereizten Seele mächtig nach.

Die Wirtschafterin suchte auf ihre Art mit kalter Miene, aber in guter Absicht zu trösten, Gretchen hörte es nur scheinbar an, da sie an Heinrich dachte und immer von neuem die lockenden Worte nachklangen: „Wenn alles verdürbe!“ Als die Wirtschafterin fortgegangen war, setzte sich Gretchen unruhig auf die niedrige, von Efeu wild überwachsene Mauer und spähte den schmalen Gang hinunter, welcher vom Markt aus, neben dem Torwege des Vorderhauses, sich bis an die hinterliegende Gasse erstreckte und zwischen dem alten Wandgemäuer der Nebenhäuser und des Schlosserschen Besitztumes fortlief. Diesen Gang kannte Heinrich genau, denn er hatte ihn oft in abendlicher Dunkelheit betreten, um über die niedrige begrünte Mauer in das Gärtchen zu schlüpfen,

wo Gretchen seiner harrete. Unerwartet schnell kehrte der heimlich fortgeschickte Knecht zurück und flüsterte dem entgegeneilenden Mädchen zu: „Ich traf den Studenten am Eingange des Kollegienplatzes stehen, da wo das Haus ist, in dem die Studenten gespeist werden. Er wird gleich kommen.“

Gretchen eilte an die niedrige Mauer zurück und sah mit Furcht und Freude, welche ihr Herzklopfen machten, den Geliebten bereits im schmalen Gange näher schleichen. Sie winkte, als rufe sie durch dies Zeichen um Hilfe, mit dem weißen Tuche, das sie in der Hand trug und bereits tränenfeucht geworden war. Sie sah sich bekümmert um, ob auch niemand durch die weitläufigen Hintergebäude herkomme. Der Knecht stand im mittleren Hof und schüttelte beruhigend den Kopf. Mit kühnem Sprung setzte Heinrich über die Mauer, als er Gretchens aufgeregte und hilfeschuchende Miene erkannt hatte, eilte hinter das dicke und hohe Jasmingesträuch und empfing hier das nachschließende Mädchen. Es war keine Zeit zur zärtlichen Zwiesprache, zur Frage und Antwort in betreff des neuen Erwerbszweiges, wovon Heinrich nur flüchtig am gestrigen Abend seine Geliebte in Kenntniß gesetzt hatte. Gretchen erzählte ihm sogleich in höchster Verzweiflung, was vorgefallen war, was sie von der Wirtschafterin erfahren hatte. „O, mein Gott!“ flüsterte sie, „wenn diese Probe nicht verdürbe, dann wäre ich mit dir unglücklich!“

Heinrich hatte die Mitteilung angehört. Nur einmal hatte er leidenschaftlich die gedämpften Worte ausgestoßen: „Ha, der Bube! Jetzt ist mir alles klar geworden!“ Dann blickte er unstät, von unruhigen Gedanken bewegt, umher. „Wenn ich in den Raum kommen könnte, wo die Essigprobe gemacht wird!“ sagte er, unwillkürlich im Drange seiner Gedanken einen Schritt vorwärts tuend, so daß ihn Gretchen besorgt zurückhielt. „Der Betrüger muß zu Schanden werden, das kann ich rasch bewerkstelligen.“ Diese Aeußerung löschte dem bangen Mädchen neuen Mut ein, sie sah mit leuchtendem Blick den Geliebten an. „Weile hier, ich will hinschleichen und kundschaften,“ sagte sie plötzlich und eilte auch sogleich durch

die Hintergebäude davon. Heinrich harrete sinnend hinter dem Jasmingebüsch, er stellte sich das heutige Ereignis mit dem Besuche des Hauslehrers zusammen und mußte sich sagen, daß er der Betrogene sei, dessen mühsame Forschungen jetzt der schlaue Hanneus für sich nutzbar machen wolle. In diesem Gefühle der Empörung erschien ihm kein Mittel zur Vergeltung unerlaubt.

Nach wenigen Minuten kam Gretchen mit aufgeregten glühenden Wangen in den Garten zurück. „Der Vater sitzt mit Hanneus im vorderen Zimmer links,“ berichtete sie, „ich lauschte durch das Türfenster, wie der elende Mensch schrieb und mein Vater genau mit auf das Papier sah. Der Knecht der Essigfabrik ist eben in die Gesindestube gegangen, um jetzt erst zu essen, da er so lange zu tun gehabt hat. Die Tür zur Essigstube, die vom Hofe aus hineinführt, ist verschlossen, aber eine andere Tür, die von der Niederlage des Seitenflügels hineinführt, ist offen, ach Gott, was wirst du nun beginnen?“

„Führe mich hin“, antwortete Heinrich, indem er vom Boden eine handvoll lehmige Erde aufgriff und voranschritt. Gretchen leitete ihn vorsichtig durch verschiedene Räume an eine alte Tür, zu der zwei ausgestretene Steinplatten hinaufführten, ein Haufen Hobelspäne aus Buchenholz lag davor. Heinrich merkte, daß hier derselbe Prozeß der schnellen Essigbildung betrieben wurde, den er selbst in seinen Versuchen aufgefunden hatte. Nicht weit von der Tür standen mehrere Eimer voll trüber Flüssigkeit. „Was ist dieses?“ fragte Heinrich in der Meinung, daß diese Flüssigkeit vielleicht mit zu der gleichen Fabrikation gehöre.

„Die Wirtschafterin will Seife kochen und hat Asche und Kalk miteinander gelöscht“ antwortete Gretchen eilig, indem sie die Tür vorsichtig öffnete. Wärme und saure Dünste stiegen den Eindringenden entgegen. Heinrich hatte die Absicht gehabt, mit der feuchten Erde die Luftlöcher der Fässer zu verstopfen, da er wußte, daß ohne den Sauerstoff der Luft keine Essigbildung möglich werde. Er erschrak aber, als er diese großen Fässer erblickte, deren Einrichtung weit anders schien, als er seinen kleinen Versuchen nach vorausgesetzt hatte. Zum

Untersuchen war keine Zeit. Ein schneller Gedanke stieg in ihm auf. Es war ihm bekannt, daß Augensalze alle Säuren neutralisieren, heftig eilte er nach den Eimern, welche in der Niederlage standen, ergriff einen davon und goß oben in jedes Faß eine reichliche Menge, so daß er schon den zweiten Eimer entleert hatte, als plötzlich Gretchen flüsterte: „Ich höre sprechen, komm, komm!“ In der Tat nahte jemand vom Vorderhause her; Heinrich, von Gretchen gezogen, schlüpfte aus der Tür, die rasch geschlossen wurde, stellte den leeren Eimer an den alten Fleck und entfloh in demselben Momente, wo man die Hostür der Essigtube aufschließen und Schlosser's Stimme laut reden hörte. Heinrich hatte bereits die schmale Zwischengasse erreicht, als Gretchen mit heftigem Herzklopfen durch den Hof, von niemandem beachtet, in das Vorderhaus auf ihre Stube schlich und in banger Erwartung den nächsten Stunden entgegen sah.

Schlosser und Hanneus waren infolge des genossenen Weines in fröhlicher Stimmung etwa um dieselbe Zeit in das untere Zimmer linker Hand geschritten, als die Wirtschafterin das bekümmerte Gretchen im Garten verlassen hatte. Der schlaue Schlosser wollte sich von Hanneus die ganze Essigbereitung schriftlich aufsetzen lassen, um sie sich besser einzuprägen, da er für solche Dinge kein sonderliches Gedächtnis hatte. Er bewunderte die große Einfachheit, die Hanneus zur Speisung der Fässer gebraucht hatte, während Beireis immer ein großes, schwieriges Geheimnis aus dieser Mischung des Aufgusses zu machen pflegte. Als Schlosser das Schriftliche überlesen hatte, stand er auf, rieb sich vergnügt die Hände, rechnete aus, daß ihm diese einfache Branntweinnischung kaum halb so teuer komme, wie die Kosten, die er für die geheime Zusammensetzung des Beireis an diesen zahlen mußte und diese gewisse Aussicht auf einen neuen, bedeutenden Vorteil stimmte ihn nur noch vergnügter und freundlicher gegen Hanneus. „Nun wollen wir einmal wieder zusehen, wie das Werk geht“, sagte er behaglich, „vier Stunden arbeiten die Fässer schon, bald müssen wir den fertigen Weinessig gewinnen.“ Er schritt, von Hanneus gefolgt, aus der Tür, die halbe Treppe hinab über die Haus-

diele; als der Knecht in der Küche den Herrn auf der Treppe hörte, stürzte dieser voraus in den Hof, wuschte sich den Mund ab und schloß die Essigtube auf, damit ihn Schlosser dort finden sollte. Dieser folgte alsbald nach, prüfte die Flüssigkeit, fand sie gut und nickte dem Hauslehrer wohlwollend zu. Man entfernte sich wieder und während Schlosser auf einige Zeit ins Kontor gerufen wurde, erging sich Hanneus im Gärtchen, um frische Luft zu atmen, da seine schwindfüchtige Brust von den sauren Dünsten sehr angegriffen war.

Es war die Zeit bis nahe vor vier Uhr vorgerückt, als Hanneus mit zunehmender Unruhe den aus dem unteren Teile der Fässer hervortropfenden Essig schmeckte, mit einem angstvollen Gesichte oben in die Späne roch, an den Oeffnungen des oberen Siebbodens kleine, weiße Krystalle fand, die er sich nicht erklären konnte und endlich in steigender Ratlosigkeit den Knecht fragte, ob früher auch solche Veränderungen vor der völligen Vollendung des Essigs stattgefunden hätten. Als dieser verneinte, sah Hanneus noch verlegener aus und hüftelte mehr als sonst. Als es vier auf der nahen Kollegienkirche schlug, trat Schlosser in die Essigtube, seelenvergnügt, mit verschmignhter Freundlichkeit auf den dicken Lippen. „Run, mein lieber Freund, können wir bald die reine Einnahme abzapfen lassen?“

„Ich weiß nicht,“ stotterte Hanneus, „schmecken Sie gefälligst mal das Produkt, es geht jetzt zum dritten Male durch die Fässer, doch will mir scheinen, als hätte die Säure nicht zugenommen.“

„Na?“ fragte Schlosser und sah den Unruhigen mit einer drohenden Reugier an, „Sie werden doch Ihrer Sache gewiß sein?“ Dabei probierte er die Flüssigkeit. „Was?“ rief er heftig ausspuckend, „die Säure hätte nicht zugenommen? Herr, das ist gar kein Essig, das ist Brantweinispülig. Donnerwetter, was ist das? Herr, schaffen Sie mir den versprochenen guten Essig!“

„Ich bitte Sie um alles in der Welt, bester Herr Schlosser, verlieren Sie die Geduld nicht, vielleicht klärt sich die Flüssigkeit und säuert nach, Sie haben doch aus

den Versuchen im kleinen den schönsten Weinessig erhalten.“

„Ei was, im kleinen, was tue ich mit dem Versuche im kleinen? Jetzt machen wir Essig im großen, schaffen Sie mir nicht den Essig, wie er sein muß, so holt Sie der Teufel. Was tue ich damit, wenn er sich nachsäuert, das artet sich nicht, ich fordere schnelle Produktion, deren Sie sich anheischig gemacht haben, Sie stehen für die Unkosten.“

„Ich kann es mir nicht anders erklären, als daß der Teufel einen Streich gespielt hat“, erwiderte der ratlose Mensch.

„Herr, der Teufel kommt in meine Essigstube nicht, schaffen Sie mir für die gehabtten Auslagen den richtigen Essig, oder ich lasse Sie festnehmen.“ Mit diesen entscheidenden und groben Worten ging Schlosser aufgebracht und die Tür fest zuschlagend in das Vorderhaus. Er war nicht der Mann, der einen baren Verlust so leicht verschmerzte.

Hanneus war im höchsten Grade verzweiflungsvoll; er flehte den Knecht in der Essigstube an, ihm zu verraten, was Weireis gebraucht habe, wenn ein ähnlicher Fall eingetreten wäre, erhielt aber zur Antwort, daß solcher Fall sich noch nie ereignet hätte. Er untersuchte von neuem, goß von unten wieder Flüssigkeiten oben in die Fässer, aber das hervortropfelnde Produkt wurde immer fader und abscheulicher. Er fing an zu beten, verstummte aber, als Schlosser wieder durch den Hof kam.

„Wie stehts?“ fragte er barsch. Hanneus rang die Hände. Schlosser untersuchte die Flüssigkeit und goß das aufgeschöpfte Quantum ärgerlich dem Hauslehrer vor die Füße. „Sie wollen Essig machen können?“ rief er, die ganze bürgerstolze Brutalität annehmend, die sonst sein Auftreten gegen Beringere bezeichnete. „Ein Betrüger sind Sie, der angeklagt werden muß, Sie haben mich überredet, die Kosten daran zu wenden, jetzt liefern Sie das Versprochene auf Zeit, oder ich lasse Sie aus meinem Hause jagen.“

„Erlauben Sie nur, daß ich einige Minuten draußen mich erhole. Es ist nur Bestürzung von mir, es gibt noch eine Hilfe . . .“ jammerte Hanneus, welcher durch diese

rasche Wendung seines Geschickes alle Geistesgegenwart verloren hatte; die drohenden Worte des vor kurzem noch so freundlich mit ihm verfahrenen Mannes, dessen getäuschten Eigennutz er fürchten mußte, steigerten seine Ratlosigkeit auf das Höchste. Unter dem Vorwande, in der freien Luft sich von den Essigdünsten zu erholen und sich für die nächste Hilfe am Fabrikate zu sammeln, eilte er in den Hof und schien zweifelhaft zu sein, ob er seinen nächsten Weg in den Garten oder das Vorderhaus nehmen sollte. Es ergriff ihn aber eine so unbezwingliche Angst, daß er in das Zimmer lief, wo er kurz vorher noch geschrieben hatte, seinen hier liegenden Hut nahm und aus dem Hause flüchtete.

Schlosser wartete einige Minuten auf die Rückkehr des Lehrers, dann schickte er den Knecht nach, um ihn zurückzurufen. Als dieser aber die Nachricht brachte, Hanneus sei aus dem Hause gelaufen, die Schreiber im Kontor hätten ihn gesehen, da geriet Schlosser in gewaltigen Aerger. „Der Schuft hat mich geprellt,“ sagte er mit verbissener Stimme, da er sich schämte, es vor seinen anderen Leuten bekannt werden zu lassen. „Er hat mich in großen Schaden gesetzt, den mir der arme Lump nicht wieder bezahlen kann, in mein Haus darf er nicht zurückkommen, was ist jetzt zu machen?“

„Es ist doch eine besondere Sache mit der Essigfabrikation. Der Professor muß seine geheime Kunst dabei haben, sonst würde er nicht immer selbst die Mischung machen, womit die Fässer gespeist werden,“ meinte der Knecht. Schlosser sah ihn groß und verdrießlich an. „Ja,“ fuhr der Knecht fort, „es ist nun das zweite mal, daß Sie ohne den Professor das Werk verrichten wollten und die ganze Mischung verdorben ist.“

„Was ist noch zu retten? Was ist zu machen?“ fragte Schlosser sich selbst und betrachtete die Fässer. „Viel leicht weiß Beireis noch ein Mittel, den Schaden abzuwehren, schicke so schnell als möglich den Knecht vom Kornboden nach dem Hause des Professors, er möchte doch gleich kommen.“

So geschah es.

Beireis hatte seinen ihn begleitenden Freund Crell auf dem Markte mit den Worten verlassen: „Fürchten Sie nichts, mein Lieber, ich gehöre nicht zu den durchsichtigen Menschen,“ und war sodann in das Schlossersche Haus getreten.

„Wo ist der Herr?“ fragte er den aus der Thür schauenden Schreiber. „Ich glaube in der Essigstube, Herr Hofrat,“ antwortete dieser. „Wollen Sie so lange gefälligst in die Stube gegenüber treten, ich werde Herrn Schlosser rufen.“

„Bleiben Sie, ich will ihn selber auffuchen“, erwiderte Beireis und schritt den bekannten Weg nach der Essigstube. Hier kam ihm Schlosser schon entgegen und reichte ihm sehr aufgeregt die Hand. „Kommen Sie, Verehrtester. Helfen Sie mir, der Essig will nicht werden, der Schaden wäre groß.“

„Sie machen heute Essig? He? Wer machte ihnen denn die Mischung?“ fragte Beireis gereizt.

„Kommen Sie nur, Sie sollen alles erfahren, es war ein unglücklicher Versuch, ein unzeitiges Mitleid, eine Ueberredung. Anfangs ging die Essigbildung vortrefflich, bei dem dritten Aufgusse verwandelte sich aber das ganze in eine fade, fremdartige Flüssigkeit.“

Beireis eilte in die Essigstube, besah alle Fässer und stutzte, daß sogar neue mit in Gebrauch gezogen waren; er schmeckte und roch, prüfte Wärmemesser und Luftzug in den Essigbildnern, kratzte sich von den an den Löchern gebildeten Kristallen etwas in die Hand und besah es aufmerksam. „Was ist hier vorgefallen?“ rief er, „daraus wird zeitlebens kein Essig, das sieht aus wie Lauge. Die Späne können nicht wieder gebraucht werden, die Fässer müssen rein ausgewaschen, die ganze Flüssigkeit muß in die Gasse gelassen werden. Der Schaden kommt auf Sie. Warum haben Sie ohne mich und gegen unsern Kontrakt gehandelt? Haben Sie das erstemal nicht Lehrgeld genug bezahlen müssen?“

Schlosser rückte ärgerlich an der Perücke, brummte im unruhigen Hin- und Herschreiten: „Hm! hm! Der verdammte Bube. Ich wills dem Gericht anzeigen!“ Dann wendete er sich mit mürrischer Verlegenheit an Beireis

und sprach: „Ein armer Lump, ein Student hat mich überredet, daß er eine neue Methode erfunden habe; die Versuche im kleinen gelangen, ich ließ mich aus Mitleid mit ihm ein — nun haben wir die Folge davon.“

„Ein Student? Vielleicht ein gewisser Schmidt?“ fragte Beireis hörend.

„Nein, nein, ein anderer. Doch so raten Sie mir, was kann aus diesem schlechten Produkt gemacht werden?“

„Wir müssen von vorn wieder mit der Fabrikation anfangen, werfen Sie alles weg, lassen Sie die Fässer genau reinigen, dann will ich noch einmal den Apparat wieder herstellen, natürlich auf Ihre Kosten und mit Vergütung meines Verlustes am Betriebe als Teilhaber.“

„Nun, nun, lieber Freund, der Mensch spekuliert wohl einmal.“

„Das muß ich mir aber ein- für allemal in unserem Geschäfte verbitten,“ erwiderte Beireis empfindlich; „die Erfindung gehört mir, den Nießbrauch teilen wir uns kontraktlich, die Apparate habe ich mit bezahlt, was Sie daran verderben, müssen Sie mir ersetzen.“

Schlosser wagte nicht, gegen Beireis seinen Aerger auszulassen, da diese Essigbereitung ihm, trotz der Prozente, welche Beireis erhielt, viel Geld einbrachte. Er verhielt sich deshalb ruhig und begnügte sich damit, innerlich seinen Aerger gegen Hanneus durch unverständliches Murmeln kund zu geben.

„Ich kann hier heute nichts beginnen, lassen Sie erst den Dreck auswaschen,“ sprach Beireis eifertig. „Ich habe noch viele Patienten zu besuchen, hoffe aber, daß Sie heute die letzte Spekulation auf eigene Hand gemacht haben. Adieu.“

Einige freundliche Worte Schlossers suchten den eiligen Arzt noch zurückzuhalten oder doch dessen sichtbare Empfindlichkeit zu beschwichtigen. Nicht ohne innere Verdrießlichkeit verließ Beireis schon nach einer Viertelstunde das Haus. Er war eigentlich mit gereizter Stimmung hingekommen, denn die Mitteilungen seines Freundes Crell, die er freilich mit Lächeln und scheinbarem Uebermute angehört und beantwortet hatte, wurmten ihm doch und er fühlte seinen Ehrgeiz gefährdet.

Zu dieser unangenehmen Stimmung kam nun der Aerger darüber, daß Schlosser wiederholt darauf ausgegangen war, seine Verpflichtungen gegen ihn zu lösen und sich in den völligen Besitz des Geheimnisses zu setzen. Nicht in der angenehmsten Laune besuchte deshalb Beireis noch einige Patienten und schlug endlich gegen sieben Uhr seinen Weg nach dem Ziegenmarke ein, um in den Gasthof zum Erbprinzen einzutreten.

Es war ihm ungewöhnlich, zu hören, daß in einem, sonst wenig besuchten Gastzimmer nach dem Hofe zu eine wilde und von vielen Stimmen durchtönte Unterhaltung stattfand, um so schneller und vorsichtiger schritt er die bekannte Treppe hinauf in das Zimmer Nr. 1. Die reizende Gräfin Gertrude saß in einem Kanapee und erwartete um diese Stunde ihren still Verlobten; ihre Miene zeigte wieder die bezaubernde Traurigkeit, welche schon früher auf Beireis mächtig gewirkt hatte — dem scharfen, durch eine mürrische Bestimmtheit noch geschärften Blicke des Arztes entging es aber nicht, daß in Gertrudens schönem Antlitz eine gewisse Verlegenheit sich zu verbergen suchte und durch das Lächeln ihres roten Mundes nicht beseitigt wurde.

„O mein Geliebter!“ sprach sie mehr flüsternd, „wie habe ich mich gerade heute nach dieser Stunde gesehnt.“

„Warum das? Heute wirst du am wenigsten meine guten Eigenschaften kennenlernen, ich bin verdrießlich, abgesspannt und zerstreut.“

„Verträgt sich damit meine zärtliche Sorge nicht? Ich glaube, meine Krankheit kehrt zurück, wenn du mir nicht gerade heute abend einen wichtigen Trost spendest. O bewunderungswürdiger Mann, ich begreife deinen Willen nicht.“

„Warum flüstert du so?“

„Ich bitte dich, es ebenfalls zu tun, dicht nebenan logieren zwei fremde Herren, die sich angelegentlichst nach mir erkundigt haben. Ich weiß nicht, ob sie zu Hause sind. Ach, welche Angst habe ich, ich wage kaum aus dem Zimmer zu treten, wenn nur meine alte Krankheit nicht wiederkehrt.“

„Das ist ja eben der Grund, weshalb ich nicht will, daß du ausgehst; hast du vielleicht Nachrichten über die Angelegenheiten deines Vermögens erhalten?“

„Ich sehe ein, daß ein alleinstehendes Frauenzimmer nicht die Autorität hat, um irgend etwas der Art zu erreichen,“ antwortete Gertrude mit scheuem Blicke nach der Wand des anliegenden Zimmers, als sie bei des Professors letzten Worten scharf und beobachtend in seine Augen gesehen hatte, da ihr sein Ton so kalt, sein Benehmen so zerstreut erschienen war. „O Geliebter, welche stillen Pläne hast du, unser glückliches Verhältnis der Welt länger zu verbergen? Willige heute Abend ein, mich als deine Verlobte morgen ohne großes Zeremoniell an den Altar zu führen; der Aufenthalt in diesem Gasthose wird mir unheimlich, ich möchte deinem Hause dienen, den Ruhm deines Namens teilen und du wirst dann als mein Gemahl die berechtigten und einflußreichen Schritte tun, mein Vermögen einzufordern.“

„Hm, hm!“ brummte Beireis, „Darauf bin ich nicht eingerichtet, was hindert denn die Einziehung deines Kapitals. Zeige mir die Papiere endlich einmal, ich kann mir keine rechte Vorstellung machen von den Gründen, die dein Eigentum zurückhalten.“

„Ich habe alles dem Anwalt in Sachsen übergeben. Vortrefflicher Mann, dein Scharfsinn würde mein bester und aufrichtigster Sachwalter sein. Ach, daß ich dich so unsäglich lieben muß, deine Gefangene freiwillig geworden bin, wunderbare Macht der Gefühle!“ Mit diesem Pathos umschlang sie den Mann mit beiden weißen Armen und drückte sein Gesicht auf ihren bewegten Busen. Als er sich wieder von ihr erhob, funkelten seine Augen, die verführerische Wärme eines liebeheißen Weibes hatte dem bisherigen Hagestolz wieder die Wangen erhitzt. Die buhlerische Kunst Gertrudens zwang ihm bald eine zärtliche Erwiderung ab.

„O, mache mich morgen zu deiner Gattin!“ flüsterte sie, Mund auf Mund drückend.

„Mein Kind, der ganze Tag ist bereits mit Arbeit in Anspruch genommen. Aber warum so schnell?“

„Der längere Aufenthalt in dieser Stadt würde mich kompromittieren; man beachtet mich schon.“

„Giltst du nicht für meine Patientin? Und das ist nichts neues in Helmstedt. Dann halte ich dafür, daß dein Vermögen vorher in Ordnung gebracht werde.“

Gertrude schmiegte sich an den Mann und spielte mit dem Brillantringe, den er als Geschenk von ihr an seinem Finger trug. Sie seufzte, er war sehr in Gedanken, sie seufzte abermals, lauter und schmerzlicher, er sah sie fragend an. „Ach!“ war ihre tief aus der Brust entquellende Antwort.

„Du bist doch wohl?“ fragte Beireis so zerstreut, daß er unwillkürlich an ihren Puls fühlen wollte.

„Es ist ein schreckliches Wort, das ich aussprechen muß,“ flüsterte sie, die Stirn auf seine Wange legend, während er das schöne, braune Haar nahe unter seinen Augen fühlte und die Düste eines ätherischen Oeles zu ihm aufstiegen. „Beireis! Du mußt mir mit zweihundert Talern helfen, mein eigenes Vermögen leistet dir ja eine sichere Vergütung.“

Er schob ihr Gesicht zurück und sah sie scharf an. Sie ermüdete die Strenge seiner Miene mit holder Beschämung. „Wozu dieses Geld?“ fragte er vertrießlich. „Hier in Helmstedt bedarfst du ja keines Geldes; Logis, Kost, alles, was ein Weib ferner gebraucht, bezahle ich seit dem Tage unseres Verständnisses und ich habe ja erklärt, auch die Kosten vom Anfange deines hiesigen Aufenthaltes zu tragen. Hier im „Erbprinzen“ bist du einstweilen am sichersten aufbewahrt; da hier gewöhnlich auswärtige Patienten von mir logieren, so gehe ich viel in diesem Hause ein und aus.“

Gertrude drückte die Hand auf den Busen, als ob die frühere Brustbeklemmung wiederkehre, ihr dunkles Augenpaar warf schmachtende Blicke auf den Mann und der rote Mund lächelte traurig. Plötzlich schlang sie leidenschaftlich die nackten Arme wieder um seinen Nacken, legte ihre Wange an die seine und flüsterte: „Zweihundert Taler habe ich oft an verschämte Arme weggegeben, wie könntest du reicher Mann zögern, der Gräfin Gertrude von Seckendörfer eine so kleine Summe zu borgen. So

wisse, mein Anwalt hat sie gefordert und ich möchte ihn nicht so lange warten lassen, bis meine Rente am ersten Tage künftigen Monats einläuft.“ Das schöne Weib entsfaltete jetzt eine buhlerische Zärtlichkeit, die ihr Ziel, das Herz eines nicht unempfindlichen Jagestolzes, nicht verfehlte. Beireis trieb auf seine Weise leichte Tändelei mit der Schönheit seiner Verlobten, während er zu anderer Zeit oft die ernsthafte Frage an sich gestellt hatte, wie er dazu gekommen sei, sich mit der schönen Gertrude zu verloben.

Jetzt erscholl aus den unteren Räumen des Hauses ein lauter Studentengesang und Beireis horchte auf, ohne zu bemerken, daß Gertrude erschrak. „Was? Studenten hier im Hause? Was wollen diese hier?“ rief er unruhig. Gertrude beobachtete ihn genau, soweit es die vorge-schrittene Dämmerung gestattete.

„Das ist eben, was mich beängstigt,“ sagte sie, „man stellt mir nach, es kommen die Studenten sogar vor meine Tür. Darum fühle ich mich hier nicht sicher, die Leute ahnen unser Verhältnis. O, Beireis! Entweder erhebe mich morgen in aller Stille zu deiner Frau oder —“

„Du sollst eine andere Wohnung beziehen, auf einem Dorfe in der Nähe. Das übrige findet sich dann,“ fiel er rasch, in verliebter Aufregung ihre Wangen streichelnd, ein.

„Dann ist es meiner Ehre angemessen, daß ich selbst meine Schuld an den Wirt bezahle, sobald ich diesen Gasthof verlasse, ohne als Gattin in dein Haus zu ziehen.“

„Nein, das zahle ich,“ erwiderte Beireis.

„Aber dann durch meine Hand, das würde sonst eine Gräfin kompromittieren,“ setzte sie rasch hinzu.

„Gut das, ich will dir im ganzen dreihundert Taler geben.“

„O zartfühlender Mann, ich werde es dir reichlich vergelten. Ein schönes Rittergut bringe ich dir ein, das sich messen darf mit deinem Weidensee, dessen Erb- und Gerichtsherr du bist.“

In diesem Moment erscholl der Studentengesang lauter und man hörte sogar ein mutwilliges Richern und

Poltern auf der Treppe. Gertrude fand an der Dämmerung Schutz für ihre wirkliche Bekommenheit.

Wie es die Studenten nachmittags im Ducksteinkeller verabredet hatten, waren sie gegen Abend in den Erbprinzen gekommen und sehr bald durch das ungewohnte englische Bier, welches der Brauer Behse auf der Kornstraße an den Erbprinzenwirt lieferte, sehr heiteren Sinnes geworden. Der Wirt konnte nicht sogleich begreifen, wie er zu der Ehre des Studentenbesuches gekommen sei, gab deshalb seinem Aufwärter Karl die Weisung, sich gelegentlich nach der Absicht der wilden Jünglinge zu erkundigen, weil es schon vorgekommen war, daß sie dasjenige Wirtshaus zum einmaligen Kommersplatz bestimmt hatten, wo sie irgend eine Studentenjustiz ausüben wollten. Karl brauchte indessen keine Aushorcherkünste anzuwenden, denn die Nachfrage nach der schönen Fremden war bald eine laute und rücksichtslose geworden. Man sang flotte Lieder zur mutwilligen Verherrlichung der Weiber, schlich vor das Zimmer Nr. 1, kicherte und rief sogar vor Gertrudens Thür: „Es lebe die schöne Amalie aus Weimar!“

Wie die Studenten zu diesem Namen gekommen waren, bedarf der Erläuterung. Als nämlich die beiden Fremden aus Weimar ihren Besuch bei Professor Bruns und in dessen Begleitung den Spaziergang durch die Stadt vollendet und sich zum Mittagessen im Erbprinzen wieder eingefunden hatten, waren sie wiederum durch ein gedämpftes Singen auf Nr. 1 aufmerksam geworden und sie erinerten sich der listigen Antwort des Aufwärters am Morgen, daß jene Dame in einer Wunderkur des Hofrats Beireis sich befinde. Hatten sie vor wenigen Stunden die Eigentümlichkeiten dieses Mannes kennen gelernt, so regte sich jetzt die Neugier, auch von seinen ärztlichen Wundern zu erfahren, und als sie vom Aufwärter hörten, daß die fremde Dame eine Gräfin von Seckendorfer sei, die, obgleich nicht mehr bettlägerig, sich doch sehr verborgen halte und sich ausschließlich von einer mitgebrachten Frau bedienen lasse, steigerte dieses die Neugier der Wandnachbarn noch höher. „Eine

Gräfin Seckenhöfer habe ich in Altenburg kennengelernt," meinte Hofrat Böttiger, „wenn sie es selbst wäre, dann würde ich mich ärgern, sie nicht gesprochen zu haben und ihr so nahe gewesen zu sein. Ich will mich melden lassen.“

Der Aufwärter Karl empfing den Auftrag und kam bald mit pfiffigem Lächeln zurück. Er bestellte, daß die Dame bei dem Namen des Herrn merklich erschrocken schien und schnell geantwortet habe, daß sie unpäplich sei und niemand empfangen könne. Sie habe sich aber genau nach dem persönlichen Aussehen des Fremden und seines Gefährten erkundigt und dabei eine große Unruhe gezeigt. Böttiger wurde dadurch noch mehr gereizt, die geheimnisvolle Dame zu sehen und lauschte sogar im Vorübergehen nach dem Speisesaale durch das Schlüsselloch der Thür, ohne aber eine weibliche Gestalt zu erspähen.

An der Gasttafel kam Böttiger neben einem Studenten zu sitzen, welcher heute ausnahmsweise hier speiste, da ein Verwandter gleichen Namens, ein Gutsbesitzer aus der Nähe, hier logierte. Dieser Student war von Strombeck. Die Rede kam auf Stadt und Universität, auf alte und neue Lehrer und es erregte dem Hofrat Böttiger sowohl wie dem Geheimrat Bode ein hohes Interesse, von dem Gutsbesitzer von Strombeck zu hören, daß in der Gruft des von ihm erworbenen Rittergutes der berühmte Conring begraben liege. So kam man auch auf Beireis und die geheimnisvolle Dame zu sprechen; man vermutete, daß sie eine stille Maitresse des Beireis sei, da der Student eine Geschichte erzählte, die den vermeintlichen Weiberfeind beschuldigte, einst eine hübsche Jüdin fleißig besucht zu haben. Als die beiden Weimarschen Fremden ihre Absicht äußerten, nach Harbke zu fahren, bot ihnen der Gutsbesitzer seinen Wagen an, da er doch des gleichen Weges weiter wolle, und man verständigte sich, gleich nach Tisch abzufahren.

Die Zeit kam, der Student begleitete seinen Verwandten an den Wagen, ein Frauenkopf lauschte oben am Fenster hinter einer Gardine auf die Einstiegenden herab. Plötzlich erhob sich Böttiger hoch im Wagen, nachdem er schon verstoßen zu den Fenstern aufgeblinzelt

hatte; der Frauenkopf, des raschen Blickes nicht gewärtig und das schnelle Aufspringen des bereits Sitzenden nicht vermutend, hatte sich weiter an das geöffnete Fenster vorgestreckt, ein günstiger Luftzug warf die Gardine zur Seite — Böttiger hatte die Geheimnisvolle erkannt, ehe sie verschwunden war.

„Mein Himmel, was ist Ihnen, Böttiger? Was machen Sie?“ rief Bode.

„Stille, stille“ flüsterte Böttiger, „ich habe die fremde Dame erkannt — wahrhaftig, sie ist keine andere, als die aus Weimar durchgegangene Sängerin, die Amalie Gümmler.“

So groß das Erstaunen über diese Mitteilung war, so leise war die Unterredung darüber. Der Kutscher hieb auf die Pferde, der Student von Strombeck blieb allein zurück. Diese Entdeckung hatte für ihn einen großen Reiz; er fühlte Lust, diese schöne Sängerin näher kennen zu lernen und ging überlegend in das Gastzimmer. Der Aufwärter Karl kam ihm entgegen und bei ihm suchte Strombeck nähere Erkundigungen einzuziehen. „Versuchen Sie mal Ihr Glück bei dem hübschen Frauenzimmer,“ sagte dieser, „etwas Verdächtiges hat sie, denn eine reiche Gräfin würde doch anders leben.“ Damit lief der Aufwärter lachend fort. Strombeck wollte wenigstens einen Studentenspaß machen, stieg die Treppe hinauf, horchte an der Tür des Zimmers Nr. 1, klopfte an und versuchte zu öffnen, aber alles darin blieb still und die Tür war verriegelt. Der Schalk trieb den Studenten, daß er seinen Mund an das Schlüsselloch hielt und durch dasselbe flüsterte: „Machen Sie auf, geliebte Amalie, ihr alter Freund ist hier, hören Sie, Amalie.“ Nichts erfolgte darauf. Der Student schlich fort, um bald darauf seinen Freund Kaspar Witte im Ducksteinkeller zu treffen.

Die am Abend versammelten Studenten hatten das Ereignis erst dann von dem redseligen Simson erfahren, als dieser vom englischen Bier lustig gemacht war. Deshalb konnten sie laut singen und rufen: Es lebe die schöne Amalie aus Weimar!

„Eben ist der Hofrat Beireis hinaufgegangen,“ benachrichtigte der Wirt selbst, der damit die Zechenden im Zügel zu halten glaubte, da er fürchtete, sie würden die Anzüglichkeiten auf eine bei ihm logierende und das Gastrecht fordernde Fremde zu weit treiben. Eine zeitlang hatte allerdings die bewußte Nähe des Hofrats eine etwas beschwichtigende Wirkung, bald aber sang man laute Liebeslieder, brachte Vivats auf Beireis und Jungfrau Amalie in lateinischer Sprache aus, schlich die Treppe hinauf vor das Zimmer, um den Professor Hagestolz im Arme der Liebe zu belauschen, man kicherte und polterte auf dem Vorplatz und wollte eben ein neues Vivat auf Beireis selbst ausbringen, als dieser plötzlich aus der Thür des Zimmers den ausgelassenen Jünglingen mit ernster Rathedermiene entgegentrat, während die Thür hörbar hinter ihm verriegelt wurde.

„Meine Herren, was machen Sie hier?“ rief er gebieterisch, „ich habe soeben eine Patientin besucht, deren Ruhe Sie nicht stören dürfen. Als Arzt gebiete ich, daß sie sich still verhalten und ihre Zechen unten im Zimmer ruhig beenden, damit ich ihnen nicht durch akademische Vollmacht Feierabend bieten muß.“

Die so entschieden Angeredeten eilten theils in das hofwärts gelegene Gastzimmer zurück, theils antworteten sie durch einen heiteren Gruß und schauten den Lehrer neugierig an. Da er aber durchaus nicht wie ein Mann ausah, der von einer Liebhaberin kommt, so fing man schon an zu zweifeln, daß Beireis irgend mehr als rein ärztliche Zwecke hier im Hause habe. Man zechte im Gastzimmer weiter, sprach abermals vom Goldmachen, welches Beireis morgen lehren werde, ließ ihn darauf hochleben und der allgemeine Mutwille machte sich nur noch im Liede und einem Ständchen „an Amalie“ kund, da der Aufwärter vielen zugerannt hatte, daß „Die schöne Dame“ ganz gesund sei. Man sang noch auf der Straße vor ihren Fenstern, als die beiden Weimarschen Fremden spät in einem Weltheimischen Wagen aus Harbke zurückkehrten, und alle Nachbarn hörten am späten Abend das Lied: „An Amalie“ von hierschweren Zungen lallen.

Der andere Morgen hatte den Professor Veireis schon früh wieder in gewohnte Tätigkeit gesetzt. Er schrieb Briefe nach Amsterdam, um Zinnober, Ultramarin und auch das aus Cochenilletierchen bereitete Carmin zu versenden; seine Vorlesungen begannen darauf und erst um neun Uhr nahm er sich die Zeit, seine Tasse Kräutertee nebst etwas Zwieback zu verzehren. Dabei notierte er sich die dreihundert Taler in das Konto-Register, welche noch am Abend, gleich nach seiner Heimkehr, die Gräfin Gertrude durch ihre vertraute Frau hatte holen lassen, um am frühen Morgen ihre Briefe an den Anwalt in Sachsen abfertigen zu können, und er sann darüber nach, wie er die Dame wohl am geeignetsten heute noch aus dem Erbprinzen zu entfernen vermöchte. Es kam ihm dabei in der nüchternen Morgenstimmung der nicht neue Gedanke, wie er eigentlich zu einer Verlobung mit der schönen Gräfin gekommen sei, da er sich unwillkürlich fürchtete, in dieses Haus in älteren Lebenstagen noch eine junge Frau zu nehmen. Er verleugnete sich mit stiller Widerspenstigkeit die wahre Antwort darauf, die nicht anders gelautet haben würde, als daß es Ehrgeiz und Gewinnsucht gewesen seien, die ihn dazu veranlaßt hatten. Ehrgeiz insofern, als er eine befriedigte Eitelkeit dabei empfand, eine Gräfin aus alter Familie und ein bildschönes Weib, das für ihn in Liebe entbrannt sei, der Welt vorzuführen. Gewinnsucht aber, indem die Gräfin ein herrschaftliches Vermögen ihm überliefern wollte, zu dessen Vergrößerung sie noch den Prozeß unterhielt. Seine Furcht aber, eine Frau in sein Haus zu nehmen und vielleicht die Lebensweise und das Geheimnis seines Treibens zu gefährden — diese Furcht des Egoismus war immer noch stärker, als seine anderen Pläne geblieben, zumal er sich doch nicht so recht in seine Liebe hineinfinden konnte. Deshalb hatte er auch Gertrude nicht vor die Leute bringen und sein Verhältnis noch geheim halten wollen. Als er jetzt seinen Zwieback aß, die Blicke durch das Studierzimmer warf, wo im hohen Staube die gewohnte Umgebung von Büchern, Instrumenten, ausgestopften und skelettirten Tieren; Spirituspräparaten, Schädeln, Chemikalien und Maschinen ihn an die

alte, liebe Einsamkeit des Denkens und Forschens mahnte, da fühlte er ordentlich eine unbehagliche Unruhe wenn er an seine stille Verbindung mit Gertrude dachte.

Es lag ihm heute noch mehr Unbequemes im Sinne; heute abend wollte er seiner geheimen Krittellei über die Schritte seiner feindlichen Kollegen durch einen empfindlichen Spott Lust machen, das war seine ursprüngliche Absicht gewesen, als er gestern das Kolleg angekündigt hatte, um die Kunst des Goldmachens zu verraten. Diese bevorstehende Abendstunde beschäftigte ihn noch, als er zwischendurch einige Patienten abgefertigt und dann eine Privatvorlesung zu beginnen hatte. Es mochte aber bald mittag sein, als ganz ungewöhnlicher Weise der Wirt aus dem Erbprinzen sich bei ihm anmelden ließ und mit erhitzter Miene zu ihm eintrat. Beireis empfing ihn mit einer gewissen Verlegenheit, ehe er den Zweck des aufgeregten Wirtes erkannte.

„Ich muß Sie mit unangenehmer Nachricht stören,“ sprach dieser, „oder wissen Sie es vielleicht schon, daß die angebliche Gräfin am frühen Morgen heimlich durchgegangen ist?“

„Was sagen Sie? Das ist unmöglich!“

„Ja, so gewiß, wie es bald mittag ist; durchgegangen und Sie und mich geprellt, betrogen, in Schaden gebracht!“

„Aber so erzählen Sie doch zusammenhängend,“ unterbrach Beireis mit erzwungener Ruhe den Wirt.

„Ich kann den Schaden nicht leiden, das sehen Sie ein, Herr Hofrat, allen Respekt vor Ihrer Empfehlung, ich beherberge gern Ihre Patienten aus anderen Orten, ich bin Ihnen auch immer willfährig gewesen, wenn Sie etwas in meinem Hause befohlen haben. Aber wer hätte das ahnen können, daß diese Gräfin, der Sie selbst so viel Aufmerksamkeit erwiesen haben und der ich aus gewissen Rücksichten, weil man so etwas merkte, nun — Sie verstehen, was ich meine — der man aus Ehrfurcht vor Ihnen, Herr Hofrat, kein Geld abforderte, weil anzunehmen war, daß Sie für alles bürgen würden——.“

„Hat sie denn garnichts an Sie bezahlt?“ fragte Beireis aufgebracht.

„Vom ersten Tage an keinen Pfennig. Sie hat mir erklärt, Sie würden das alles auf einmal entrichten.“

„Aber, sie ist doch eine Dame von Stande, eine vermögende Dame, die wohl nur einen stillen Ausflug aufs Land gemacht hat.“

„Ha! ha! Eine schöne Dame von Stande — eine durchgebrannte Theaterfängerin ist sie. Sie hat auch nicht eine Nadel zurückgelassen, das ganze Zimmer ist leer.“

Beireis erschrak und fühlte zugleich eine Beschämung, die ihn zu eiligem Gange durch das Zimmer trieb. „Ich bin mehr betrogen, als Sie. Ich habe ihr meine Zeit als Arzt geopfert,“ sprach er zerstreut.

„Ja und vielleicht noch mehr. Es ist ein Glück, daß es die Stadt noch nicht weiß. Aber es wird bekannt werden, wenn ich die Betrügerin von der Polizei verfolgen lasse.“

„Was reden Sie da? Wie viel schuldet Ihnen die Person?“

„Ich habe die Rechnung schon aufgesetzt. Hundert und zehn Taler Münze.“

Beireis warf einen finsternen Blick auf die Rechnung und sprach: „Ich will es bezahlen, aber Sie dürfen über den Vorfall nicht weiter reden.“

„O, gewiß nicht. Wenn ich mein Geld habe, dann ist mir ganz einerlei, ob eine Gräfin oder eine Komödiantin mein bestes Zimmer bewohnt hat.“

„Gut das. Quittieren Sie.“

Während der Wirt des Erbprinzen an den Schreibtisch trat und die Summe quittierte, zählte Beireis mit ernstem Schweigen die hundert und zehn Taler auf den Tisch. Der Wirt strich sie ein und wurde nun äußerst freundlich. „Ja, ich ahnte gleich etwas, als die Studenten gestern abend in mein Haus kamen,“ sagte er geschwätzig, als wollte er durch weitere Mittheilungen den stillen Aerger des Hofrats beschwichtigen. „Schon seit mehreren Tagen müssen sie die Fremde aufs Korn genommen haben, denn sie sahen nach dem Fenster auf; gestern sind sie aber gewahr geworden, daß sie eine Sängerin Amalie Gümmler sei, das haben sie ihr bis Mitternacht in wilden Liedern zugerufen und diese Enthüllung ihres wahren

Namens mag die Betrügerin zur Flucht gebracht haben. Das ist wahr, Herr Hofrat, schön ist sie, bildschön, — aber etwas zu teuer für einen kurzen Zeitvertreib.“

Beireis hatte dies mit erstem Schweigen angehört, zuletzt aber wurde er unruhig, nahm die Miene an, als müsse er sogleich ausgehen und als habe er in der Zerstreuung gar nicht auf die Erzählung des Wirtes geachtet. „Ich fordere von Ihnen, daß Sie den Leuten erklären, die Dame habe Ihnen die Zahlung pünktlich wenige Stunden nach ihrer Abreise zustellen lassen,“ sagte er geschäftig.

„Das versteht sich, ganz zu Befehl, ich empfehle meinen Gasthof bestens und bitte um Entschuldigung, Sie belästigt zu haben,“ sprach der Wirt und entfernte sich mit größter Höflichkeit.

Beireis sah sich aber kaum allein, als er seinen mühevoll beherrschten und unterdrückten Aerger ungehindert ausbrechen ließ. Selbstbeschämung und Selbstanklage waren die vornehmsten Quellen seiner aufgebrachten Stimmung. „Ha, alter Narr!“ redete er zu sich selbst, „du hast dich von einem Weibe betören lassen, von der huchlerischen Kunst einer schönen Intrigantin. Beireis, Beireis, schäme dich. Wo blieb deine Klugheit, dein Verstand? Pfui, daß mir solche Schwäche passieren konnte. Ich wollte heiraten? Mich an ein Weib fesseln? Ha, das Lehr- und Bußgeld ist groß, vierhundert und zehn Taler. Ja, ich habe diese Strafe verdient, ich will es gern verschmerzen, ist doch meine Ehre einer großen Gefahr zu rechter Zeit entronnen. Hätte man mich nicht ausgelacht, wenn ich meine Verlobung proklamierte, hätte man mich nicht als einen Dummkopf verspottet, wenn ich von einem Weibe betrogen wäre? Die Schändliche, darum trieb sie so heftig zur Heirat, darum forderte sie, als dieser Plan an meinem Zögern scheiterte, so eilig zweihundert Taler. Sie dachte an ihre Flucht, sie wußte, daß sie enthüllt wurde. „Verdammt, daß mir so etwas passieren konnte — das ärgert mich mehr, als das Geld.“

Mit solchen halb gesprochenen Gedanken schritt Beireis aufgeregt in seiner Studierstube umher. Es mußte ihn die verlorene Summe an den echten Brillantring

erinnert haben, welchen ihm einst das schöne Weib in buhlerischer Stunde auf den Finger gesteckt hatte, denn schnell ging er auf den Platz zu, wo er ihn abends hinzulegen pflegte, der Ring war nicht da. Jetzt erst fiel ihm ein, daß er gestern abend in der Eile gar nicht an das Abnehmen des Ringes gedacht, daß er ihn wohl garnicht mit nach Hause getragen habe, sie, die Buhlerin hatte ja mit seinem Ringfinger getändelt — sie mußte ihm dabei den Ring heimlich entwendet und sich wieder zugeeignet haben. Diese Vorstellung reizte seinen Aerger noch mehr, es fühlte sich sein Ehrgeiz beleidigt, daß er der Betrogene sei, mit dem eine verschmitzte Abenteuerin gespielt und ihn im stillen belacht hatte.

„Haß dem ganzen Geschlechte, kein Weib soll je wieder ein Gefühl in mir wecken können. O, Beireis! Was ging mit dir vor? Wo war dein gepriesener Scharfsinn? Doch ich will es vergessen, ich bin krank, hypochondrisch gewesen, freuen will ich mich, daß die Uebereilung keine schlimmeren Folgen gehabt hat, daß ich eine Schwäche mit Geld büßen konnte! Himmel und Hölle! Wenn ich die Verlobung hätte bekannt werden, wenn ich mich hätte übertölpeln lassen... vor Schande wäre ich davon-gelaufen!“

Absichtlich suchte Beireis dem Ereignisse die günstigste Seite abzugewinnen; je mehr es ihm gelang, sich zu beruhigen, um so tiefer wurzelte in ihm der Haß und die Verachtung gegen das andere Geschlecht; von diesem Tage an wurde er ein wirklicher Weiberfeind und ein kalter Verächter der Liebesverbindungen anderer Menschen.

Der ärztliche und akademische Beruf leitete ihn bald auf andere Gedanken, er wurde überhaupt nicht gewahr, daß die Stadt sein Ereignis mit der Fremden erfuhr und, in mancher Anekdote vergrößert, ergötzlich weitertrug. Er selbst suchte es am frühesten zu vergessen, da er sich nicht gern in seine Erniedrigung hineinendenken mochte. Sein unbefangenes Benehmen im Auditorium und vor den Leuten hatte auch die Folge, daß man an der Wahrheit des Gerüchtes zu zweifeln anfang.

Der heutige Tag führte außerdem ein für die Leute interessantes Ereignis herbei, nämlich die unruhig er-

wartete Abendstunde, in welcher Beireis das wichtige Geheimnis des Goldmachens verraten wollte. Von 6 bis 7 Uhr fand die Vorlesung über Heilmittellehre statt, an deren Schlusse er die alchimistische Enthüllung folgen zu lassen verheissen hatte. Mit stillem, unzufriedenem Kopfschütteln bemerkte Leonhard, daß nicht nur eine ungewöhnliche Anzahl hospitierender Studenten, sondern viele städtische Einwohner in das Auditorium kamen und auf Vorplätzen und Treppen neugierig umherspähten.

Als Beireis, in einer etwas reizbaren Stimmung, die wohl von den Erlebnissen des Vormittags zurückgeblieben sein mochte, in das Auditorium trat und die Ueberfüllung desselben bemerkte, verzog sich seine Miene zu einem verächtlichen, fast boshaften Lächeln. Seine stehenden Blicke musterten die versammelte Menge, welche ihm beim Besteigen des Ratheders ein lautes, mutwilliges Vivat brachte. Er erwiderte nichts darauf, sondern spähte lächelnd in die Versammlung. „Meine Herren,“ begann er, „wir kommen heute zu einer Klasse von Mitteln, welche man als herabstimmend für das Nervensystem und das davon abhängige Seelenleben erkannt hat. Ja, herabstimmende Mittel sollen uns heute beschäftigen. Alles, was das Nervenleben dauernd irritiert oder eine Seelenfunktion einseitig betätigt, erregt Krankheit und kann Wahnsinn zur Folge haben.“

Die Zuhörer, welche dies Kolleg regelmäßig besuchten und bereits ihre Federn zum Nachschreiben angefaßt hatten, zogen die Hand vom Papier zur Seite, horchten auf und sahen sich befremdet an. Sie waren das letzte Mal bei einem ganz anderem Thema stehen geblieben. Beireis ließ sich durch ihre Gebärden nicht beirren, über die herabstimmenden Mittel weiter zu dozieren und es war auffällig, daß er seine bohrenden Blicke fast unermüdet auf den Hintergrund seines Auditoriums richtete, wo in der Ecke, gebückt auf den Tisch und in unkenntlicher Kleidung, zwei Professoren saßen, die sein scharfes Auge sogleich als die Professoren Bartels und Remer erkannt hatte und auf die er jetzt besonders seinen Vortrag münzte. Nachdem er eine allgemeine Kritik der Behandlung mit alterierenden und herabstimmenden

Mitteln vorausgeschickt und, mit bedeutsamen Blicken in die entfernte Ecke seines Auditorium, heftige Ausfälle gegen die Lehren derjenigen, auf welche er es heute ab sah, getan hatte, nannte er eine lange Reihe herabstimmender Mittel her und rief endlich lachend aus: „Ein solches Mittel ist auch in der Hand des rechten Mannes: Das Gold.“

Eine allgemeine Unruhe entstand; man glaubte, das bisherige sei nur ein scherzhafter Uebergang gewesen, um die Enthüllung des Geheimnisses einzuleiten. Beireis fuhr lächelnd fort: „Sie wissen, die Alchimisten des vorigen Jahrhunderts glaubten im Golde das Mittel zur Lebensverlängerung zu finden, andere suchten darin ein Wundermittel, das den Geist erheitere, ich aber habe erkannt, daß es in besonderen Fällen bei Männern ganz dieselbe Heilwirkung hat, wie der Teufelsbrech, die Asafoetida, bei Weibern.“

Die Studenten lachten.

„Es gibt Zustände von Wahnsinn, die ihren organischen Grund in einem schlechtberatenen Magen oder in übler Galle haben, dadurch entsteht Goldhunger, der durch eine herabstimmende Dosis Gold gründlich kuriert werden kann. Sie sollen die Probe davon haben.“ Diese Worte schleuderte Beireis mit deutlicher Bitterkeit in die Ecke des hinteren Auditoriumraumes. Dann blinzelte er über die Versammlung weg und fuhr listig lächelnd fort: „Mir fällt bei dieser Gelegenheit ein, daß ich Ihnen versprochen habe, die Kunst des Goldmachens zu verraten. Dieses große, gemischte, mir halb fremde Auditorium erinnert mich daran. Goldhunger sehe ich bei allen; ich hoffe, meine wirklichen Schüler werden den scharfen Verstand mitgebracht haben, den ich ihnen für diese Stunde besonders anempfehle, um befriedigt zu werden. Bei allen Anwesenden darf ich diesen scharfen Verstand nicht voraussetzen“, hierbei sah Beireis stechend die beiden im Hintergrunde sitzenden Professoren an, welche sich durch tieferes Bücken auf den Tisch diesem höhnischen Anschauen zu entziehen suchten und ihr neugieriges Hospitieren längst bereut haben mochten, da sie noch direktere Anspielungen fürchten konnten. „Große Geheimnisse werden größten-

teils zufällig oder spielend entdeckt, deshalb soll man dem Unbekannten auch spielend entgegengehen. Wohlان, meine Herren, lassen Sie uns erst Unterhaltung und Wohlgefallen am Golde finden, ehe wir es selbst machen wollen.“

Nunmehr ergoß sich Beireis mit schwungreicher Rede in eine Verherrlichung des Goldes, als wäre es seine Absicht, den Goldhunger seiner Zuhörer aufs höchste zu steigern und ihre Erwartung noch mehr zu spannen. Er pries das Gold und die Freude daran, mit poetischer Begeisterung und als die Zuhörer nun endlich glaubten, daß der ersehnte Moment der alchimistischen Enthüllung gekommen sei, da zog Beireis plötzlich eine Goldbarre aus der Tasche seines breitköpfigen Rockes und zeigte das edle Metall mit lockenden und verführerischen Worten dem unruhig werdenden Auditorium. „Damit Sie sehen, wie ich das Gold zu behandeln verstehe und die echte Flüssigkeit besitze, aus welcher ich Gold niederzuschlagen vermag, so will ich in Ihnen vor dem Augenblicke, wo ich gesonnen sein werde, eine große Wahrheit zu entdecken, noch einige Experimente vorführen.“ Bei dieser Rede griff er abermals in die Tasche und zog ein Fläschchen hervor, das mit gelblicher Flüssigkeit gefüllt war. Er tauchte eine dünne Glasstange hinein, hielt diese über eine Spiritusflamme und sogleich war die Glasstange vergoldet. Er reichte dieselbe den Zuhörern auf den ersten Bänken hin und sie wanderte von Hand zu Hand unter prüfenden Blicken und bei feierlichem Schweigen weiter. „Hat jemand Silber bei sich?“ fragte Beireis. Ein Student reichte seine dicke, silberne Uhr hin. Der Hofrat nahm das Silbergehäuse davon und sagte: „Ich will Ihnen die hintere, konvexe Fläche dieser Kapsel in Gold verwandeln.“ Eine allgemeine Unruhe entstand, man drängte sich näher, die hinteren Personen stellten sich auf Bänke und Tische, um das Wunder anzusehen. Beireis goß einige Tropfen seiner geheimen Flüssigkeit auf ein Stück Fließpapier, ließ dasselbe trocknen und hielt es dann mit einer Pinzette über die Spiritusflamme und man sah zwischen der Papierasche kleine Goldpünktchen glänzen. Jetzt tauchte er einen Kork in

eine andere, wasserhelle Flüssigkeit, von welcher er verschnieg, daß es Salzsäure war, rieb damit die Papierasche auf der konvexen Seite der Uhrkapsel ein und in kurzer Zeit erschien dieselbe vergoldet. Eine neue Bewunderung erfolgte, das Uhrgehäuse ging ebenfalls von Hand zu Hand, ehe der aufgeregt danach verlangende Eigentümer es selbst wieder empfing und, als er merkte, daß es keine Augenblendung sei, hastig in die Tasche steckte. Beireis war noch nicht in der Zahl seiner überraschenden Experimente erschöpft. Er nahm aus einem anderen kleinen Glase, deren er viele in der Tasche zu haben schien, ein feines Salz, ohne zu sagen, daß es Zinnorydsalz sei, setzte etwas von seiner gelblichen Tinktur hinzu und sogleich bildete sich eine schöne dunkle Purpurfarbe, die er Goldpurpur nannte. Er hatte sie auf einer Glastafel bereitet, welche er jetzt mit einer Zange über die Spiritusflamme hielt, worauf die Farbe zu schmelzen begann und zu einem prachtvollen Purpurrot wurde, welches fest und unabwaschbar auf dem Glase haftete.

Hatte Beireis durch diese Darstellungen die Begierde und Spannung seiner Zuhörer auf das höchste gesteigert, so wurde aber auch jetzt das Verlangen mächtig, so bald als möglich das Geheimnis selbst kennenzulernen, da man glaubte, daß Beireis sein Gold im flüssigen Zustande zu bereiten und nach Belieben daraus niederzuschlagen verstehe. Der allgemeine Ruf: „Das Geheimnis, die Kunst!“ erscholl von allen Studenten.

Beireis lächelte geheimnisvoll, packte alle Gläser wohlbedächtig in die Tasche, blies die Spiritusflamme aus und blickte dann ernst und scharf in die unruhige Versammlung, welche sogleich die tiefste Ruhe zeigte. „Nur der Verständige,“ begann er, „kann von der Wahrheit befriedigt werden, der Unverständige fordert nur die Befriedigung seiner Vorurteile, seines Aberwiges; der Kluge will nichts großes ohne Mühe erreichen, der Dumme hofft es mühelos zu erhalten. Wohlan denn, so zeigen Sie Ihren Verstand und hören Sie die Wahrheit, daß niemand zu einer Kunst, Wissenschaft, oder reichen Ausbeute gelangt, der nicht selbst Nachdenken, Arbeit und Opfer daran gewandt hat. Sie wollen reich werden und

Gold produzieren lernen. O wie muß ich über die Toren lachen, die ohne eigene Mühe zum Reichtum gelangen möchten! Ha! ha! ha! lachen muß ich über die Toren, welche sich hier als Hospitanten eingefunden haben, um von mir mit Bequemlichkeit dasjenige zu lernen, was mich unzählige Opfer und schlaflose Nächte gekostet hat und wofür mir schon Fürsten und Grafen Tausende vergeblich angeboten haben. Lachen muß ich über die Toren, die heute hierher gekommen sind, mit einer Erwartung, die ihnen der Verstand hätte selbst als eine Torheit eingeben müssen, ohne erst von mir die Lehre zu holen.“ Bei dieser spöttischen Rede hatte Beireis unverwandt die beiden Professoren im Hintergrund angestarrt; jetzt warf er ihnen noch einen verlachenden Blick zu und entfernte sich schnell aus dem Auditorium. Er hatte aber kaum die Tür zugemacht, als ein heftiger Lärm, ein Schreien, Pöreatrufen und eine allgemeine Bewegung im Saale entstand. Er horchte flüchtig danach, zog unter verschmiztem Lächeln eine Schachtel aus der Tasche, welche mit kleinen, erbsengroßen Glasperlen gefüllt war, streute diese behend vor die Türschwelle, auf die Treppe und eilte in seine Studierstube davon. Alles dieses war das Werk eines Augenblickes gewesen, denn kaum hatte er den unteren Hausflur erreicht, als schon der Lärm aus der aufgestoßenen Auditoriumstür niederscholl.

Die plötzliche Wendung des Beireis'schen Vortrages hatte eine momentane, verdubelte Stimmung zur Folge gehabt, alsbald aber ertönten mehrere Studentensstimmen: „Er hat uns angeführt, er hat uns zum Narren gehabt! Pöreat!“ und im Tumulte machte sich jetzt die getäuschte und verspottete Neugierde Luft, die beiden Professoren sahen sich beschämt an und suchten, das Gesicht mit Hand und Sacktuch bedeckt, wie begoffene Budel, die Tür zu erreichen, unter derben und drohenden Worten bewegte sich die Schar der Unzufriedenen und Gefoppten langsam aus dem Auditorium, als mit einem Male unter ihren Füßen ein Krachen und Dröhnen entstand, als würden Musketen unter ihren Sohlen abgefeuert. Man erschrak, drängte zurück, sprang vorwärts, das Krachen

wiederholte sich; ein infernalischer Geruch stieg auf, man entfloß auf die Treppe mit hohen und weiten Schritten, niemand dachte jetzt noch an die widerfahrene Täuschung, nur der Ruf: „Donnerwetter, was ist das? Platz da, daß wir wegkommen! Der Boden stürzt ein!“ erscholl aus dem allgemeinen Geräusch der Drängenden und als auf der Treppe das betäubende Knallen sich wiederholte, da sprang und stolperte man in langen Sätzen hinab und erreichte Haustür und Straße, wo man sich mit furchtsamer Scheu die Sohlen besah und jetzt erst den Mut faßte, über den Schreck zu lachen. Die Bürger der Stadt aber, welche die Neugierde heute in dies Auditorium gelockt hatte, liefen davon, als würden sie vom Teufel gejagt und mancher dachte, daß er das bezauberte Haus nicht wieder betreten werde. Beireis lugte von seinem Studierzimmer aus mit ergötzlicher Schadenfreude nach den Fliehenden. Die Studenten bildeten indessen in einiger Entfernung vom Hause eine Gruppe, deren lebhafteste Unterhaltung und Bewegung andeuteten, daß die erlittene Verspottung ihrer Burschenehre von ihnen noch nicht vergessen sei. „Er hat uns beleidigt, uns Toren und Unverständige geschimpft, er hat uns wie dumme Jungen behandelt!“ rief man durcheinander. „Kommt nach dem Ducksteinkeller!“ kommandierte ein Senior, „dort wollen wir beratschlagen, was Recht ist, ob wir dem Professor ein Pereat bringen!“

„Ja! Pereat! Ragenmusik, Fenstereinwerfen!“ erschollen wilde Stimmen aus der sich nach dem Markte weiter bewegenden Menge.



Drittes Kapitel

Es waren etwa vierzehn Tage verflossen; ein herbstlicher Abend mit wolkenstreichem Himmel hatte eine frühe Dämmerung über die Stadt verbreitet. Beireis saß bei einer brennenden Lampe, die von einem grünen seidenen Schirm umgeben war, im Studierzimmer und las eifrig in einem Buche, dessen Inhalt ihn mehr zu ärgern, als zu unterhalten schien, obgleich er mit immer größerem Eifer weiter blätterte. „Wo er das alles nur kennengelernt hat!“ rief er, mit der Hand auf das Buch schlagend, „es muß ein Spion in meiner Nähe leben, der vielleicht im Golde meiner Feinde steht und meine geheimen Arbeiten zu beschleichen weiß. Da finde ich meine besten physikalischen, chemischen und mechanischen Kunststücke öffentlich der Welt mitgeteilt, wahrhaftig, ganz genau beschrieben. Hm! Aus eigenem Kopfe kann's der Schweineschwanz nicht haben. Das sind meine gestohlenen Geheimnisse!“ Er blätterte und las weiter. „Von meinen Farben weiß er nichts. Ha! ha! Davon soll der weise Mann seine Nase lassen. Jetzt heißt es aber vorsichtig sein. Jetzt gereut mich, die Studenten zum zweiten Male bestellt zu haben, um ihnen allen Ernstes das Goldmachen zu lehren. Ei der Teufel! Da hat der verdammte Kerl in Göttingen sogar meine sympathetischen Tinten bekanntgemacht. Hm! hm! Sollte der Schmidt meine Arbeiten und geheimen Rezepte belauscht haben? Schon seit drei Wochen hat er den Famulusdienst bei mir stillschweigend aufgegeben und sich unsichtbar gemacht. Wenn er nach Göttingen gegangen wäre, um dort mein gestohlenes Eigentum zu verkaufen? Das muß ich ergründen!“

Um dieses mit zunehmender Aufregung gemurmelte Selbstgespräch zu verstehen, bedarf es der Mitteilung einiger vorangegangener Ereignisse.

Die Studenten waren nach der Verspottung, welche sie von Beireis erlitten hatten, zu dem Beschlusse gekommen, ihm am nächsten Abend ein Pereat zu bringen und vor seinem Hause eine Ragemusik zu veranstalten. Am anderen Morgen hatte Beireis diese drohende Absicht bereits durch Leonhard wiedererfahren und seine erste Sorge war gewesen, dieser Demonstration, welche seine feindlichen Kollegen mit Schadenfreude erfüllen, die der Prorektor Henke absichtlich übersehen und die Fama nach allen anderen Hochschulen hintragen würde, auf jeden Fall zuvorzukommen. Seine Schlaueit hatte auch hier das beste Mittel gewählt. Durch einen Anschlag an das akademische schwarze Brett lud er schon am Vormittage alle seine wirklichen Schüler, welche irgend ein Kolleg bei ihm hörten und bezahlt hatten, zu einer Versammlung am Spätnachmittage in sein Auditorium ein, um ihnen eine für sie wichtige und interessante Erklärung abzugeben. Wie vorausszusehen war, hatte sich eine zahlreiche Studentenschaft erwartungsvoll und in gemessener kühler Haltung eingefunden, da man nichts anderes, als eine Ehrenerklärung von Seiten des Professors vermutete. Indessen war die Art und Weise, wie Beireis sich am Abend vorher benommen hatte, von einer dreifachen Wirkung gewesen, indem sich drei Meinungen gebildet und in der Studentenschaft geltend gemacht hatten. Die eine Partei hielt sich für verspottet und gekränkt und forderte Genugthuung, die andere glaubte, Beireis habe es im Augenblick bereut, sein Geheimnis preiszugeben und aus Verlegenheit die Sache ins Lächerliche gezogen, die dritte Partei endlich fühlte in ihrer empfänglichen Natur noch die Nachwirkung der Goldexperimente und des plötzlichen Knatterns und Krachens auf Vorplatz und Treppe, und der Glaube an die teuflische Kunst und besondere Wissenschaft des Professors war mächtiger geworden, als die getäuschte und bespöttelte Hoffnung. Es war auch deshalb nur die erstere Partei, welche auf eine Rache am Professor gedrungen hatte.

Beireis war in sein versammeltes Auditorium getreten und beim Anblick der großen Studentenschar war ihm ein siegreiches Lächeln überkommen. „Meine

Herren!“ hatte er sie angeredet, „ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig, warum ich gestern abend Ihre gerechten Erwartungen habe täuschen müssen. Mein Auslachen und Spott galt den vielen unberufenen Personen, welche sich auf diesen Bänken eingefunden hatten, die nur für Sie, meine Herren, bestimmt sind. Ich habe Sie in dieser Vormittagsstunde einladen lassen, um zu beklagen, daß die eingedrungenen Philister die Ausföhrung meines nur Ihnen gegebenen Versprechens vereitelt haben, und ich wollte Sie auf einen späteren Tag, etwa in drei Wochen, wenn ich mehr Zeit haben werde, wiederum einladen, das Geheimnis von mir zu hören. Sie werden dann dafür sorgen, daß nur Studenten, aber keine Philister und Knoten in meinen Hörsaal einbringen, denn wie man seine Perlen nicht vor die Säue wirft, so gibt man auch sein bestes nicht jedermann preis, und was mir unsägliche Mühen gekostet hat, das opfere ich gern nur den Freunden und Schülern, die ich in der Studentenschaft habe, aber nicht den anderen, die billig Nutzen ziehen wollen.“

Diese Anrede verfehlte dann auch ihre beabsichtigte Wirkung nicht. Die Studenten brachten ihm sogleich ein donnerndes Vivat, die für den Abend bestimmten Demonstrationen unterblieben, Beireis hatte die gesamte Burschenschaft auf seine Seite gezogen. Die feindlichen Kollegen und überhaupt alle, welche der begonnenen Aufklärung der Zeit huldigend ein Aergernis an dem Geheimtreiben und dem alchimistischen Wunderrufe des Hofrates nahmen, hatten diese abermalige Hinnneigung der Studenten zu ihm, sowie die neue furchtsame Gläubigkeit des Volkes, dem die Geschichte mit den Explosionen unsichtbarer Geschöze unter den Fußsohlen der Weggehenden mit bedeutenden Entstellungen zuge tragen war, nicht ganz müßig angesehen, sondern danach gestrebt, daß durch Wort und Schrift der Aberglaube bekämpft, die ehrgeizige Schwäche des Beireis bloßgestellt und die Studentenschaft in neue Zweifel gebracht werde. Mit großer Freude hatten sie das nunmehrige Erscheinen des längst ersehnten Buches von Wiegleb begrüßt und daselbe nicht nur in der „Deutschen Gesell-

schaft“ der Studenten, sondern auch im Volke zu verbreiten gesucht.

Dieses Buch war es auch, welches am heutigen Abend Beireis durchblätterte und dessen Inhalt er als sein gestohlenen Eigentum bezeichnete. Dieses Buch führte den Titel: „Die natürliche Magie. Aus allerhand belustigenden und nützlichen Kunststücken bestehend. Von Johann Christian Wiegleb.“

Beireis blickte diesen Titel mit verächtlicher Miene an. „Es ist auch,“ sagte er, „bei einem solchen neu-modernen Aufklärer erschienen, bei Friedrich Nicolai in Berlin und Stettin, das ist eine Sippschaft welche an nichts mehr glaubt, was sie nicht versteht, weil ihr großer König mit dem nüchternen Verstande renommirt. Aber die Welt ist nicht reif für diese Aufklärung, derjenige Mensch, welcher durch seine Forschung mehr als die große Menge und mehr noch als seine Fachgenossen weiß, der soll auch den Lohn und Gewinn davon haben, und das will ich auch ferner!“

Mit diesen letzten Worten, die Beireis in einem gewissen trozigen Tone aussprach, schlug er das Buch zu und stand vom Sessel auf, um nachdenklich durch sein mattbeleuchtetes Zimmer zu schreiten. Aus seinem lebhaften Verhalten war auf die innere Aufregung zu schließen, welche das eben zur Seite gelegte Buch auf ihn gemacht hatte. Der Gedanke, daß er belauscht, verraten und bestohlen worden sei, beunruhigte ihn vorzugsweise und er nahm sich vor, noch geheimnisvoller zu verfahren und außer Leonhard niemand wieder im Laboratorium für sich zu beschäftigen, selbst diesen alten, treubewährten Famulus über alle Stoffe, welche er bereiten mußte, im Unklaren zu lassen und ihre Bedeutung und Bestimmung zu verleugnen. Da Beireis ein zu großes Selbstbewußtsein von seinem eigenen Wissen und Können hatte und auf die wissenschaftlichen Kenntnisse und Bestrebungen anderer mit Verachtung und Geringschätzung herab sah, zumal er allerdings seinen Zeit- und Fachgenossen bedeutend vorausgeeilt war, so hatte er seit langer Zeit sich gar nicht um den wirklichen Stand der Wissenschaft in der Welt bekümmert, sein eigenes, subjektives Er-

kennen als höhere Wissenschaft an sich betrachtet und in der Sorglosigkeit des alleinigen Besizes, sowie in dem Vorurteile von der Dummheit und dem Zurückbleiben seiner Zeitgenossen, gar nicht bemerkt, daß auch andere Gelehrte allmählich auf denjenigen Standpunkt der Naturwissenschaft gekommen waren, von welchem sie seine angeblichen Geheimkräfte und übernatürlichen Künste richtig beurteilen, das Wunder durch Naturgesetze leugnen und die geheimen Kenntnisse des Beireis gleichfalls auffinden lernten. Diesen Fortschritt der Wissenschaft begriff und beachtete Beireis nicht und deshalb hielt er die Entdeckungen anderer, welche das eine oder andere seiner Geheimnisse enthüllte, für einen Diebstahl an seinem vermeintlichen ausschließlichen Wissenseigentume.

Bei dem Umherwandeln in der Stube fiel ihm die vor einer Stunde von Leonhard auf den Stuhl gelegte neueste Nummer der Helmstedter Zeitung in die Augen. Mechanisch ergriff er sie, um sie mit gewöhnlicher Zerstreuung am Schreibtische zu durchblättern. Plötzlich aber stutzte er, schob die Lampe näher und las mit zunehmender Unruhe eine mit großen Buchstaben gedruckte Ankündigung. Sie lautete:

Durch besonders günstige Konjunkturen bin ich in den Stand gesetzt, die echte blaue Lasursteinsarbe, genannt Ultramarin, direkt vom Auslande zu beziehen und bei der vorzüglichsten Güte einen verhältnismäßig geringeren Preis zu setzen, als das holländische Haus Marcus Silberschmidt, nämlich die Unze für 25 Taler Gold. Die Bestellungen auf jede große Quantität können prompt jederzeit ausgeführt werden.

Materialien- und Farbenhandlung
von Heinrich Brökel.

„Hal“ rief Beireis, vor Aufregung zitternd, „ein Komplott, eine Verschwörung ist gegen mich im Gange, Verrat, spitzbübischer Diebstahl meiner besten Geheimnisse! Das ist künstlicher Ultramarin, das kann nur das Resultat meiner Entdeckung sein, was der Krämer da bekannt macht, sonst wäre der Preis und die große Menge

nicht möglich, das kann kein anderer als der Schmidt abgelaußt und verraten haben, der sagte mir früher schon, daß er mit Schwefelnatrium Versuche gemacht habe. Ha! Der soll mir Rede stehen, den will ich an seinen Eid erinnern!“

Beireis schritt zornig durch seine Stube.

„Nein, das geht nicht! Das darf ich nicht dulden. An meine wahre Goldquelle hat der Verrat seine freche Spionage geschickt, an meine heimlichste Quelle des Gold-erwerbes! Sapperment! Das können schon mehr Leute wissen. Nein! nein! Meine beste Einnahme, mein schönstes, einträglichstes Geheimnis sollte ich verlieren durch einen Schuft? Wie fange ich es an, dem Brökel sogleich den Handel zu verderben? Es darf niemand erfahren, daß ich Ultramarin mache. Gold! Gold! sage ich, heißt mein Produkt, ich muß sobald als möglich das öffentliche Goldmachen lehren, um die Studenten mit ihren Gedanken auf eine ganz andere Fährte zu locken. Aber ist denn der blaue Farbstoff des Krämers wirklich Ultramarin? Und wäre er mir abgestohlen, kann er so gut, so echt sein, wie mein Fabrikat? O! An diesem Bettelstudenten, diesem Schmidt, habe ich mir eine giftige, falsche Schlange in das Haus gesetzt. Jetzt zweifle ich nicht mehr daran, daß er dem Schlosser die Essigbildung hat für Geld oder um das Mädchen zu gewinnen verraten wollen, aber durch das Mißglücken und den Schaden bitter bestraft wurde.“

Beireis konnte sich nicht beruhigen. Nach kurzer Weile nahm er seine Lampe und schritt aus dem Studier- und dem Vorzimmer über die Hausdielen in den Gang, wo Leonhard wohnte. Als er Eleonore, dessen Frau, beim Spinnen allein antraf und von ihr erfuhr, daß Leonhard noch im Laboratorium beschäftigt sei, schlug er die Tür gewaltig zu und ging in das an der anderen Seite gelegene Laboratorium. Hier fand er den alten Jamulus eben im Begriff, aus einer eisernen Retorte das durch Glühen gewonnene Schwefelquecksilber in einen Porzellanmörser zu krachen. Ein beengender Dunst herrschte in diesem unwohnlichen Raum, so daß Beireis zu husteln begann und schnell ein kleines Fenster aufstieß.

Die vergiftenden Quecksilberdünste hatten Leonhards Gesicht noch grauer und leichenhafter, seinen Zug des Mundes noch mürrischer, seine Engbrüstigkeit heftiger gemacht. Die Lampe, welche Beireis trug, beleuchtete den Famulus heller, als das neben dem Mörser stehende Licht, und er sah seinen Herrn mit einem fragenden Blick aus geröteten Augen an, da ihm dessen Miene ungewöhnlich aufgeregt, die Bewegung ärgerlich erschien.

„Ist der Student Schmidt nicht wiedergekommen?“ fragte Beireis schnell.

„Schon seit Wochen nicht, auch habe ich ihn an dem Nachmittage, als Sie nach Harbke zum Herrn Berghauptmann geritten waren, zuletzt gesehen. Nun, wir entbehren ihn nicht.“

„Hast du nichts über ihn gehört?“

„Nein, ich freue mich auch, nichts von ihm zu hören und zu sehen, denn, Herr Hofrat, er war sehr überflüssig. Ich hatte nur auf einen mehr zu achten und er schnupperte in allen Ecken herum. Das Mitleid, was Sie für ihn hatten, würde er doch schlecht belohnt haben, wenn er nur hätte was von den Geheimnissen erwischen können; aber ich habe ihn auf die Finger geklopft, und da er nichts absehen konnte, so blieb er weg.“

„Weißt du das gewiß, daß er nichts abgesehen hat?“ fragte Beireis mit Eifer.

„Ja, ich habe ihm alles vor den Augen weggenommen, und an seinem Kräuterkochen für unsere Hausapotheke hat er kein Gold machen gelernt,“ versetzte Leonhard mit Bitterkeit und deutlicher Abneigung.

„Du mußt einmal gleich für mich ausgehen. Der Kaufmann Brökel hat den Verkauf von Ultramarin angekündigt, davon sollst du mir ein Quentchen zur Probe holen. Sage nicht, daß du von mir geschickst wirst und horche mit Klugheit ins Haus, von woher sie dort die blaue Farbe beziehen.“

„Ultramarin?“ fragte Leonhard aufmerksam, „das gehört ja mit zu unseren Geheimnissen, das muß ich ja . . .“

„Erkundige dich deshalb mit Vorsicht,“ fiel Beireis unruhig ein. „Hier hast du Geld. Dann gehe in die

Wohnung des Studenten Schmidt vor, daß er sogleich zu mir kommt.“

„Schmidt? Ach, Herr Hofrat, ich bitte Sie, lassen Sie diesen Menschen weg.“

„Ich will ihm nur etwas sagen. Sei ohne Sorge, ich werde ihn nicht wieder in Arbeit nehmen.“

„Und heute abend soll ich noch zu ihm gehen? Na, das wird lebensgefährlich, denn wie ich wohl gehört habe, so wohnt er bei einem armen Schuster oben unter dem Dache, wo die Treppen nicht besser sind, als unsere Leitern.“ Dies sprach der Famulus, indem er die Retorte hinstellte und sich die Schürze mürrisch abband.

„Er soll gleich zu mir kommen, hörst du? Und bei dem Krämer erkundige dich klug,“ sprach Beireis und entfernte sich wieder aus dem Laboratorium. Leonhard nahm das auf den Arbeitstisch gelegte Geldstück und ging mit dem Lichte in die Stube seiner Frau.

Beireis war wieder in sein Studierzimmer gekommen und nachdem er die Anzeige des Krämers noch einmal mit erneutem Verger überlesen hatte wieder auf die „Natürliche Magie von Wiegleb“ aufmerksam geworden, die er abermals und immer stürmischer durchblätterte. Mit Ungeduld und gespanntem Ohr hörte er erst nach einer Vierteltunde Leonhard fortgehen und konnte die Zeit seiner Rückkehr kaum erwarten, zumal er noch Patienten zu besuchen hatte.

Beinahe eine Stunde war in dieser Ungeduld verlebt, als Leonhard endlich von seinen Wegen wiederkam. Auf den Vorwurf des langen Ausbleibens legte er das kleine Papierkäpselchen voll Farbe auf den Schreibtisch und sah mit schweigender Aufmerksamkeit zu, wie Beireis dasselbe hastig öffnete, den blauen Stoff zwischen den Fingern prüfend zerrieb, nahe an das Licht hielt, einen Fleck seiner Haut und ein Stückchen Papier damit bemalte, das er dann anzündete und aufmerksam betrach. Plötzlich blickte er mit erhigter Miene auf und fragte: „Was hast du erfahren?“

„Als ich ein Quentchen Ultramarin forderte, sah mich der Ladendiener groß an und ging in eine kleine Stube hinter dem Laden, wo der Prinzipal saß, der durch das

Fensterchen in der Wand lugte, um mich zu erkennen. Dann kam er selbst heraus und fragte: „Für wen holen Sie die Farbe?“ Ich sagte, ohne mich auf was besseres zu besinnen, für Herrn Gärtner, den Universitätsmaler, weil ich weiß, daß derselbe das Blau braucht, wenn er im botanischen Garten Blumen abmalt. Da moß mir Brökel ein Quentchen ab und sprach: „Ich kann allen Kunstmalern diese echte Farbe empfehlen, sie ist weit edler und dauerhafter, als die holländische, die Silberschmidt auf Lager hält.“ Ich fragte, woher er sie denn bekäme? und er nannte ein ganz fremdes Land, es klang wie China.“

Beireis verzog seine Miene zu einem verächtlichen Lächeln, indem er von neuem die Farbe untersuchte. In zunehmender Mißlaune murmelte er unverständliche, aber ärgerliche Worte. „Warst du bei Schmidt?“ rief er laut.

„O, mit dem Menschen ist eine große Veränderung vorgegangen, der muß einen Freund oder eine Freundin gefunden haben,“ erwiderte Leonhard bitter und neidisch. „Durch Nachfrage bei dem Freitischwirte hatte ich endlich erfahren, daß er noch bei dem Altflicker wohne, aber auch, daß er schon seit zwei Wochen nicht mehr zum Freitische gekommen sei.“

Beireis horchte gespannt auf und Leonhard fuhr fort: „Wie ich in das kleine Schusterhaus komme und die Frau bitten will, mir auf der Hühnertreppe zu leuchten, daß ich nicht Hals und Beine bräche, da fragte sie mich verwundert: „Sie wollen doch nicht zu dem jungen Schmidt? Der wohnt schon seit vierzehn Tagen hier nicht mehr, den hat der Teufel, Gott sei bei uns, zum vornehmen Herrn gemacht.“

„Weiter, weiter!“ rief Beireis heftig und rieb sich in Ungeduld die Hände.

„So habe ich denn gehört, daß er viel heimliche Rünste auf Kohlen getrieben und plötzlich viel Geld bekommen, alle seine Schulden bezahlt und sich eine schöne Wohnung auf dem Markte, dicht neben Schlosser, gemietet habe. Die Schustersfrau kreuzigte und segnete sich, als sie das sagte und meinte, Sie, Herr Hofrat, hätten

ihm die Teufelskünste, namentlich das Goldmachen, gelehrt, um ihm fortzuhelfen, damit er als Kavalier ein reiches und junges Mädchen für die Hölle fangen könne.“

„Dummes Gewäsch, weiter!“

„Ich ging nach dem Markte und fragte nach dem Studenten. „Sie meinen wohl den Herrn Schmidt?“ fragte eine Magd. „Der ist nicht zu Hause.“

„Die Magd will es ihm bestellen, wenn er wiederkommt; er ist nach Braunschweig gereist, um etwas vom Backhofs zu holen, was dort für ihn angekommen wäre.“

„Es ist kein Zweifel mehr!“ rief Beireis aufgebracht, „ich bin betrogen, bestohlen!“

„Wie meinen Sie das?“ fragte Leonhard ernstlich, „unter meinen Augen können Sie nicht betrogen und bestohlen sein.“

Beireis sah seinen Jamulus, dessen Gegenwart er eben nicht berücksichtigt hatte, groß und erhitzt an. Dann sprach er mit beruhigender, erzwungener Milde: „Geh nur in deine Stube, Leonhard. Du hast mir nichts böses getan, bewahre das Haus, ich muß noch Krankenbesuche machen.“

Leonhard bezog jetzt die Aeußerung über Betrug und Diebstahl bereitwillig und mißgünstig auf Schmidt, sah seinen Herrn mit einem Blick an, welcher so viel sagen sollte, als habe er ihm alles vorhergesagt, daß es mit dem Studenten so und nicht anders kommen mußte und entfernte sich aus der Stube. Beireis war aber mit der oberflächlichen Prüfung der blauen Farbe noch nicht zufriedengestellt; als er sich allein wußte, schritt er in sein kleines Laboratorium und begann eine analysierende Untersuchung der Masse, um dieselbe in ihre nächsten Bestandteile zu zerlegen. Er erhielt auch bald dieselben chemischen Stoffe, aus denen er selbst das Ultramarin bereitete. Diese Gleichartigkeit brachte ihn um so mehr auf den Verdacht, daß Schmidt der geheime Verfertiger dieser Farbe sein müsse, und er rief sich mit allen möglichen Einzelheiten jene Stunde ins Gedächtnis zurück, wo Schmidt, bald nach dem Besuche des Herzogs und Erbprinzen von Braunschweig sowie des Dessauer Fürsten, zu ihm gekommen war und erklärt hatte, daß er jene

braune Substanz, welche Leonhard in großen Massen bearbeiten müsse, durch selbständige Analyse als Schwefelnatrium erkannt und, mit Tonerde zusammengeglüht, eine schöne, blaue Farbe daraus erhalten habe. Beireis erinnerte sich, ihm damals geantwortet zu haben, daß jene Entdeckung wertlos und das Fabrikat von keinem höheren Goldwerte sei, als was die Zutaten kosteten. Er mußte sich eingestehen, daß gerade diese Nachforschung des jungen Mannes die Ursache gewesen war, ihm unter dem Versprechen des alchimistischen Unterrichtes einen Eid der Verschwiegenheit abzunehmen, um ihn dann mit ganz anderen Arbeiten zu zerstreuen und seine Forschungslust auf minder wichtige Dinge der Chemie zu lenken. Damals hatte Beireis allerdings zu sich selber gesagt: „In dem Schmidt steckt so etwas von mir!“ Darum wollte er ihn an den Zügel seiner klugen Führung legen und die Konkurrenz damit unmöglich machen.

Jetzt machte sich Beireis aber heftige Vorwürfe, welche seine Mißlaune nur steigerten. Er sagte sich, daß er den Schmidt in dem Drange der Geschäfte aus den Augen verloren, ihn für einen verliebten Träumer gehalten, seinen chemischen Eifer für vorüberbrausende Schwärmerei angesehen und zur Abstumpfung ihm Arbeiten übertragen habe, die doch seinen still forstgrübelnden Geist nicht genügen, seinen Eifer nicht befriedigen konnten.

„O, daß ich Menschenkenner mich täuschen konnte!“ rief Beireis, ärgerlich vor die eigene Stirn schlagend, aus, „man soll niemand für zu gering ansehen. Aber da er von Liebe redete, von dem Drange, reich zu werden, wie hätte ich erwarten dürfen, daß er in der Wissenschaft Beständigkeit hätte und meinen Geheimnissen nachschliche? Aber was fange ich an? Beireis! Beireis! Du bist dumm gewesen, mache jetzt alles durch Klugheit wieder gut!“

Er ging nachdenklich durch seine Studierstube. Bald darauf rief ihn die flüchtige Zeit an seine Pflicht, noch einige schwerkranke Patienten zu besuchen.

Wir kehren zu Schmidt zurück, welchen wir zuletzt durch die schmale Gasse, die an Schlossers Haus und Gärtchen vorüberführt, entfliehen sahen, nachdem er im kritischen Augenblick die kühne Tat vollbracht und die Lauge in die Essigapparate hineingeschüttet hatte. Der Erfolg dieser Handlung war ihm auch nicht lange unbekannt geblieben, denn Gretchen, welche mit Herzklopfen ihr Zimmer erreicht und von Zeit zu Zeit heimlich gelauscht hatte, war bald eine ungesehene, still frohlockende Zeugin geworden, wie der verhaßte Hanneus mit Schimpf und Schande aus dem Hause entfliehen mußte, und ihr Herz fühlte sich von schweren Sorgen und Kneipen erleichtert, als sie an demselben Abend ihren Vater die heftigsten Worte über Hanneus aussprechen hörte. Sie hatte sogar den Mut, den ihr die siegreiche Freude einflöste, zu fragen, was der Hauslehrer getan habe, worauf Schlosser ärgerlich geantwortet hatte: „Ei, was gehts dich an? Der Schurke soll nicht wieder in mein Haus kommen!“

Gretchen konnte die Zeit kaum abwarten, um dieses Ereignis zur Kenntnis Heinrichs zu bringen, da sie sich sagen mußte, daß auch er mit Unruhe des Erfolges seiner verzweiflungsvollen Tat harren werde. Und in Wirklichkeit befand sich derselbe in einer nicht geringeren Aufregung wie Gretchen. Beide sehnten sich nach einer baldigen Zwiesprache. Aber erst am anderen Morgen wurde es dem sehrenden Mädchen möglich, durch den Knecht eine Nachricht an den Geliebten gelangen zu lassen und ihm eine Zusammenkunft auf den Nachmittag, im Tannenhölzchen am schwarzen Berge, anzubieten, da sie um diese Zeit ohne Verdacht zu erregen spazieren gehen durfte.

Gretchen war diesmal früher am Plage, als Heinrich, welcher erst eine halbe Stunde später, vom eiligen Gehen außer Atem gebracht, eintraf, seine harrende Geliebte mit zärtlicher Aufregung umschlang, aber nicht, wie Gretchen vermutet hatte, eine ängstliche Neugierde, sondern eine frohe, lebensfrische Begeisterung in seiner Miene zeigte. „Du hast gewartet,“ redete er sie lebhaft an, „aber mein Ausbleiben wurde durch eine begonnene

und in der Vollendung sich verzögernde chemische Arbeit bedingt. O, Gretchen, wie glücklich komme ich heute an diesen einsamen Ort, wo wir schon schwermütig an unserer besseren Zukunft verzweifelten. Doch du sollst alles wissen. Nun erzähle mir ausführlicher, was du heute morgen nur flüchtig geschrieben hast, wie es dem Sanneus erging.“

Gretchen sah nicht ohne Besorgnis in das heitere Gesicht Heinrichs. „Du hast eine chemische Arbeit gehabt?“ fragte sie nachdenklich. Dann spähte sie nach dem Ringe, welchen sie ihm gegeben und den er auf dem Finger stecken hatte und sprach, mit einem bittenden Ton: „Diesen Ring hast du nicht zu scheiden vermocht, weil er ein christlich Zeichen trägt. Heinrich, ängstige mich nicht, hast du es dennoch herausgeforscht, wie man das Geheimnis der Alchimisten findet? O, ängstige mich nicht durch deine ungewöhnliche Freude!“

Heinrich griff in die Tasche und zeigte eine Hand voll blanker Taler und mehrere Goldstücke vor. Gretchen erschrak und wich davor zurück. „Um Gotteswillen, Heinrich! Du kannst Gold machen? Mein Herz fühlt ein Grausen dabei, denn der gute Mensch soll nicht mit den finsternen Geheimnissen verkehren!“

„Nenne es Gold. Was ich machen kann, liebes Gretchen,“ lachte Heinrich. „Du sollst alles erfahren. In Weissen suchte einst ein Alchimist nach Gold und entdeckte unter seinen Händen das Porzellan. Ich ging auf Gold aus und fand einen Stoff, blau wie der Sonnenhimmel, wertvoll wie Edelfstein. Doch, erzähle mir von deinem Vater!“

Gretchen faßte das Gold in seiner Hand mißtrauisch an, als zweifle sie an dessen Wirklichkeit. Als sie sich davon überzeugt hatte, heftete sie ihre dunklen Augen flehend auf den Geliebten, sah ihn lange bittend und seufzend in das glückliche Angesicht und flüsterte, als suche sie sich selbst zu überreden: „Du hast mir gesagt, daß du an Gott glaubst, daß die Naturgeheimnisse gut und nicht von böser Macht beherrscht sind. Meine Liebe zwingt mich, dir zu glauben.“

„Kufe dir zurück, was ich einst im Abendscheine am

Rande dieses Tannenhölzchens feierlich zu dir geredet habe," sprach Heinrich sanft und das liebende Mädchen mit dem Arme umfassend. „In der ganzen Natur und in allen ihren Tiefen ist keine böse, kein böses Wesen. Keine dämonische Gewalt fesselt die Elemente und Formen an eine übernatürliche Kraft, kein sündhafter Spruch braucht sie zu lösen oder dienstbar zu machen. Gottes Werk ist alles und er gab dem Menschen die Vernunft, um es verstehen und das Verborgene finden zu können. Die Naturwissenschaft ist die Mutter aller Aufklärung, sie macht den Menschen mächtig, die Natur zum Diener und gehorsamen Gehilfen seiner Lebensbedürfnisse zu gebrauchen. Siehe Gretchen, auch mir ist es gelungen, während ich nach dem Golde suchte, Stoffe, an sich von geringem Wert, zu einem neuen Körper zu verbinden, den die Welt mit viel Geld bezahlt. Das verdanke ich meinen Famulusdiensten im Laboratorium des Beireis und meinem eigenen unverdrossenen Sinnen und Forschen.“

„Und du verdienst jetzt deinen Unterhalt damit? Du kannst davon leben ohne Not und Entbehrung?“ fragte Gretchen, durch den stillen Gedanken erregt, daß sie bald den Geliebten vor die Augen des Vaters führen dürfe.

„Ja, ich kann in kurzer Zeit ein wohlhabender Mann werden,“ erwiderte Heinrich in glücklichster Gewißheit. „Ich will dir das Geheimnis erzählen, aber niemand, außer dir, darf eine Ahnung davon haben. Es ist mir gelungen, eine Farbe zu bereiten, die den Kunstmalern unentbehrlich ist, aber in ihrer Gewinnung den Wert des Goldes hat. Ich besaß dieses Geheimnis einer künstlichen Bereitung schon seit einiger Zeit, ohne seine große Bedeutung zu ahnen. In verzweifelter Stunde trug ich das Produkt dem Kaufmann Brökel an, der es als eine kostbare Farbe erkannte, mir sogleich Geld dafür zahlte und nun so viel bestellt hat, daß ich täglich viele Stunden arbeiten muß, um seine Aufträge zu befriedigen. Heute noch zahlte er mir wieder das Geld, welches ich dir vorhin gezeigt habe.“

„Was willst du nun aber meinem Vater sagen? Und wirst du nun kein Arzt werden wollen, was doch dein

„Beruf ist?“ fragte Gretchen, welche unterdessen das Glück sich ausgedacht hatte, was ihr durch ein öffentliches Verlöbniß mit Heinrich zuteil werden würde. „Jetzt kannst du doch meinem Vater ganz anders unter die Augen treten!“

Heinrich lächelte die Geliebte glückselig an, da er bemerkte, wie sie bei den letzten Worten den Stolz auf sein Schaffen verrieth, womit sie jetzt dem Vater zu imponieren gedachte. „Ja, liebes Gretchen, den alten Studentenrock, diese schlechte Mütze lege ich von mir ab, ich brauche kein armer Student mehr zu sein. Meine dürftige Wohnung bei dem Schuster habe ich gekündigt, für mein neues Geschäft bedarf ich einer größeren Wohnung und...“, hier faßte er Gretchen schelmisch an das runde Kinn und sah ihr voll Zärtlichkeit in die funkelnden Augen, „und um meiner Braut Ehre zu machen und vor dem reichen Herrn Schlosser Respekt zu finden, muß ich eine anständige Wohnung haben.“

Ein liebendes Mädchen ist für diese Lebensäußerlichkeit immer empfänglich, wie sollte Gretchen nicht bereitwillig auf die Pläne eingegangen sein, da sie ja die Mittel waren, ihrem Vater gegenüber den Geliebten in Ansehen zu setzen und dem Ziele der Liebe näher zu rücken? Sie empfand jetzt sogar den Wunsch, daß Heinrich sich vor der Welt geltend machen möge, damit ihm überall und von jedermann die Achtung gezollt werde, welche sie ihm liebend durch ihre stille Treue bewiesen hatte, zumal es ihre tiefste Kränkung immer gewesen war, wenn Heinrich von anderen Mißachtung und Beringschätzung hatte erfahren müssen. Der Wunsch nach Genugthuung befriedigte schon ihren Stolz auf Heinrichs Liebe.

„Nicht neben unserem Hause,“ sprach sie, von dem Gedanken begeistert, „ist eine hübsche Wohnung zu vermieten. Es hat dort ein älterer Herr gewohnt, der vor wenigen Tagen nach Dresden zu seiner verheirateten Tochter gezogen ist. O, Heinrich, wenn du eine solche Wohnung beziehen könntest. Ach, was würde mein Vater, was würden die Leute sagen! Heinrich, dann sähen wir uns vom Fenster aus. O, wie köstlich!“ In kindlicher Freude klatschte Gretchen in die Hände.

„Danach werde ich mich schon morgen erkundigen“, sagte Heinrich, „die Goldquelle bringe ich ja mit in die neue Wohnung.“

„O, hast du mich erst zur Frau, dann brauchst du nicht mehr so viel zu arbeiten, dann bringe ich dir Geld mit,“ fiel Gretchen vergnügt ein und gab durch diese Naivität in der Freude zu erkennen, daß sie vor allem erst den Vater durch das glänzendere Auftreten Heinrichs zur Einwilligung in eine Heirat überredet zu sehen wünsche. In der Schwermut und Hoffnungslosigkeit, die früher Gretchen bei dem Gedanken an den dürftigen Geliebten bedrückte, fand das liebende Mädchenherz sich bald mit der Aussicht ab, daß die Liebe nicht des Reichthumes und der Weltehre bedürfe, sondern auch im äußeren Entbehren und Darben sich am inneren, reichen Glücke der Liebe selbst befriedigt und beseligt fühle. In der Hoffnung und lebensmutigen Freude aber, die Gretchen jetzt empfand, wo Heinrich so plötzlich einen ganz neuen Lebensweg betreten hatte, da ist das liebende Herz schnell gemeckt zum Anspruche an die Weltgabe, es will seine Liebe nicht demütigen lassen und fordert die Anerkennung dessen, worauf das glückliche Herz stolz ist. So hatte auch das in neue Hoffnungen versetzte Mädchen schnell die Entsagung der äußeren Welt vergessen und sich in den Bildern glücklicher Liebe gewiegt. Die Gegenwart strahlte ihr so schön und heiter, daß sie auch schnell versöhnt mit dem geheimnisvollen Erwerb Heinrichs erschien

Nach dieser Zusammenkunft am Tannenhölzchen waren wieder mehr als acht Tage verfloßen. Heinrich hatte wirklich die von Gretchen erwähnte Wohnung neben ihrem Hause bezogen und die armselige Studententracht abgelegt. Verschwunden war sein alter Rock von violetttem Manchesterzeuge, sein breiter, übergeschlagener Hemdkragen, seine schwarze Samtmütze mit der unechten, geschwärzten Silbertrasse. Aus seiner Miene war freilich die Blässe und der Zug des forschenden Nachdenkens und nächtlichen Arbeitens am chemischen Feuer nicht verschwunden, aber die Entbehrung und der stille Schmerz, welche seine Wangen und Mundwinkel beherrscht hatten,

waren nicht mehr zu sehen und an ihrer Stelle logerten eine erregte, bewegliche Freude, die den dunklen, seelenvollen Augen einen angenehmen Ausdruck der Zufriedenheit verlieh. Gretchen hatte mit triumphierendem Wohlgefallen am Fenster gelauscht und dem Geliebten über den Markt, so weit sie ihn sehen konnte, nachgespäht, als dieser zum erstenmal, am Tage nach seiner Ankunft in der benachbarten Wohnung, ausgegangen und mit seiner neuen Kleidung angetan war. Er trug jetzt einen feinen Rock mit großen Aufschlägen, einen kleinen Dreimaster, seidene, langschößige Weste und lange seidene Strümpfe, sein früher langherniederwallendes Haar hatte er in lange seitliche Locken und ein Knötchen im Nacken gebracht. Er glich, das sagte sich Gretchen mit stillem Entzücken, den jungen Professoren oder Edelleuten, welche hier studierten, aber, das flüsterte sie sich schnell und glücklich zu: „Er ist der schönste Mann in ganz Helmsstedt!“

Die Liebenden sahen sich jetzt täglich vom Fenster aus, der Spion Hanneus verfolgte sie nicht mehr, sie konnten in heimlicher Stunde von den angrenzenden Räumen der Hintergebäude aus miteinander mündlich verkehren. Niemand hatte eine Ahnung davon, daß der junge elegante Mann ein vor kurzem noch dürftiger Student war und selbst die Studenten achteten nicht darauf. Schmidt hatte in der verflossenen Woche auch wenig Zeit gehabt, sich am Tage auf der Straße sehen zu lassen, da er beschäftigt gewesen war, große Mengen Ultramarin herzustellen, die der Kaufmann Brökel zu bedeutenden Summen bestellt hatte, um eine Spekulation nach auswärts damit zu machen. Er besuchte seinen Fabrikanten häufig und da er dessen schnelle Verbesserung seiner äußerlichen Erscheinung und Verhältnisse für eine mögliche Folge davon hielt, daß jener auch für fremde Kaufleute im Auslande produziere, so hatte ihm Brökel gleich ansehnliche Vorschüsse aufgedrungen und bedeutende Bestellungen im großen gemacht, um ihn einstweilen ausschließlich für sich zu beschäftigen und andere Konkurrenten auszuschließen, und Schmidt war zufrieden, mit nur einem Vertrieb zu tun zu haben.

Die schnelle Ueberwindung der Lebensnot und das neue tatsächlich gewordene Streben hatten in Schmidts Charakter zugleich mit der neuen Hoffnung und dem frischen Mut diejenige Seite seiner Natur geweckt, welche bisher die tiefste Demütigung erfahren mußte, nämlich den Drang nach Selbständigkeit und Achtung. Diese Unabhängigkeit hatte er jetzt und er genoß sie mit einer fast berausenden Lust. Sein Sinn für Erkennen des noch Unbekannten, sein Forschen nach dem, was noch zu entdecken blieb, war aber dadurch nicht gesättigt und immer noch sein Streben darauf gerichtet, es dem Beireis ganz gleich zu tun und mehrere Quellen des Erwerbs nach dem Vorbilde des Lehrers aufzufinden. Das Ereignis mit dem Hauslehrer Hanneus hatte ihn wieder auf seine damals abgebrochenen Experimente mit einer schnellen Essigbildung geführt, er mußte, daß die Methode, welche ihm der schlaue Mensch abgelauscht hatte, guten Essig zu Wege gebracht haben würde, wenn er nicht den sauren Prozeß durch die alkalische Lauge unterbrochen hätte. In den Augenblicken aber, welche er heimlich und aufgeregt in der Essigtube des Herrn Schlosser zugebracht hatte, war er durch schnellen Blick überzeugt worden, daß die Apparate, welche hier zur Essigbildung dienten, nach demselben Prinzip wirken müßten, das er selbst in seinen Versuchen erkannt zu haben glaubte. Mit umso größeren Eifer nahm er jetzt die Versuche wieder vor und er konnte sich bald sagen, daß er auch dieses Geheimnis völlig enträtselt habe.

Es war der Tag vor demjenigen, an dessen Abend Beireis zu ihm geschickt hatte, als er eine kurze Reise nach Braunschweig antreten wollte, um vom dortigen Packhose neue Rohstoffe zu seinen chemischen Fabrikaten zu holen, die er vom Auslande her bestellt hatte, um durch den wiederholten und großen Ankauf dieser Stoffe in Helmstedt keine Aufmerksamkeit zu erregen. Eine Unterredung mit Gretchen, die, seitdem in glücklicher Nähe des Geliebten, nur an ihn zu denken vermochte, hatte in ihm den Entschluß hervorgerufen, heute noch den Gang zu Schlosser zu machen und abermals um Gretchens Hand anzuhalten. Es war nämlich den Nach-

baren nicht entgangen, daß hier auf dem Markte ein junger Mann wohne, welcher kein besonderes, offenkundiges Geschäft habe, und es hatte auch am letzten Mittag Schlosser die Rede darauf gebracht und sich nach dem neuen Nachbarn erkundigt, worauf Gretchen sehr verlegen geworden und nicht mutig genug gewesen war, irgend eine der geäußerten Vermutungen zu widerlegen. Der Umstand, daß Schmidt stets bei verschlossenen Türen arbeitete, in der von ihm mitgemieteten Küche viel Kohlen verbrauchte, deren Blut man abends durch das Fenster an die graue Wand des Hintergebäudes hatte scheinen sehen, daß man ferner dem jungen Manne nicht anmerken konnte, welches Amt oder Geschäft er treibe, während er doch kein Student oder Professor zu sein schien, dieser Umstand hatte die Neugierde der Mägde und Weiber im Hause erregt, man unterhielt sich davon vor der Tür in der Abendstunde und brachte manches Abenteuerliche absichtlich hinzu. Schmidt erfuhr dieses durch das überall ausfragende und aushorchende Gretchen und da er fürchten mußte, daß die einmal angeregte Neugierde auch seiner Liebe nachspüren könne, ehe dieselbe eine öffentliche geworden sei, so wollte er, bei dem Selbstgeföhle, welches er jetzt in sich trug, nicht länger zögern, die Werbung um Gretchen bei dem stolzen Vater auszusprechen. „Tritt ihm nur recht frei und vornehm entgegen,“ hatte das liebende Mädchen ihm zugeflüstert und ihr Herz erwartete die verhängnisvolle Stunde mit großer Zuversicht, da sie selbst auf ihren Heinrich stolz geworden und der festen Meinung war, daß der Vater ihn nun willkommen heißen müsse.

Diese Stunde war am heutigen Vormittag gekommen. Gretchen sah ihren Geliebten in das Haus treten und laufchte oben auf der Treppe auf die ferneren Ereignisse. Schlosser befand sich in seinem Kontor, wo ihm gemeldet wurde, daß der Herr, welcher nebenan wohne, ihn zu sprechen wünsche. Mit vergnügter Miene, sich die Perücke und die Weste zurecht zupfend, kam er die niedrige Kontortreppe herunter, schritt auf den in dem Hausflur Harrenden zu, streckte die Hand nach ihm aus und führte ihn mit den Worten: „Ei, Sie wollen sich mir wohl als

Nachbar vorstellen? Seien Sie willkommen!“ in das linkerhand gelegene Wohnzimmer.

„Meine Nachbarnvisite mache ich gerade Ihnen mit dem besonderen Wunsche, daß wir uns näher kennen und achten lernen möchten“, sagte Schmidt, indem er den Mann scharf ansah.

„Das hoffe ich, warum nicht? Nehmen Sie Platz!“ antwortete Schlosser, während er nach der Tür eilte und dann mit lautem Befehle hinausrief: „Eine Flasche Wein!“ Hiernach warf er die Tür zu, ging an einen Eschrank, der mit Glasgeschirren, Pokalen und kleineren Weingläsern gefüllt war, nahm zwei der letzteren heraus und setzte sie mit der freundlichen Frage auf den Tisch: „Wie ist denn nun eigentlich ihr wertester Name und worin machen Sie Geschäfte?“

Schmidt hatte noch nicht Platz genommen, sondern ernst und gemessen dem Manne zugeschaut.

„Ich denke, mein Herr, wir sind uns schon länger bekannt. Sehen Sie mich einmal darauf an.“

Schlosser betrachtete ihn mit vergnügter Aufmerksamkeit. „Hm, Sie sollte ich schon gesehen haben? Ja, ja, wir haben schon ein Geschäft miteinander gemacht. Nun, man hat mit so vielen Handelsleuten und Oekonomen tagtäglich zu tun, daß man die selteneren Geschäftsfreunde leicht vergißt. Was war es denn damals, Korn oder Essig?“

„Wir wurden uns damals nicht einig“, erwiderte Schmidt mit besonderem Nachdrucke, was aber Schlosser nicht bemerkte, da er gleichzeitig die von einer Wagd hereingereichte Weinflasche in Empfang nahm, auch nicht sah, daß die Wagd mit seltsamem Lächeln den Besucher betrachtete und noch von außen durch das Türfenster, dessen grünseidene Gardine halb zur Seite geschoben war, in das Zimmer zurückblinzelte.

„Mit wem trinke ich dieses Glas?“ fragte Schlosser schmunzelnd, als er den Wein schnell eingegossen und sein Glas erhoben hatte.

„Mit einem Manne, der sein schönstes Gut bereits in Ihrem Hause weiß, der Ihr Schwiegersohn zu werden wünscht.“

Schlosser ließ das Glas wieder auf den Tisch nieder und sah den Fremden vorsichtig an.

„Ja, ich bin Schmidt, derselbe, welcher einst als ein ärmlicher Student den verzweiflungsvollen Mut hatte, Ihre Zustimmung zu seiner und Gretchens Liebe zu fordern und den Sie damals mit der demütigenden Antwort wegschickten, erst eine sichere Existenz zu suchen. Mein Herr, ich bin ein anderer geworden, aber meine Liebe ist trotz ihrer Hindernisse dieselbe geblieben.“

Bei dieser Eröffnung zog Schlosser die Hand vom niedergesetzten Glase völlig zurück, fuhr mit beiden Händen in die Hosentaschen, spreizte die Beine und bemusterte mit abschätzenden Blicken den ihn ernst und frei anschauenden jungen Mann.

„Sie sind derselbe Schmidt? Der Gehilfe von Beireis? Was sind Sie denn geworden? Hat der Professor Sie zu seinem Nachfolger ausersehen? Haben Sie eine Erbschaft gemacht? Eine Anstellung bekommen? Sind Sie kein Student mehr?“

„Nur auf die letztere Frage vermag ich mit Ja zu antworten; ich bin ein selbständiger Mann geworden.“

„Aber was sind Sie denn? Wo arbeiten Sie? Dem Ansehen nach scheint es Ihnen recht gut zu gehen.“

„Ich bin Chemiker und ernähre mich damit.“

„Hm! Das begreife ich nicht, ohne ein Professor oder Apotheker zu sein, wollen Sie durch Chemie Geld verdienen?“

„Wenn ich nun Fabrikate erzeugte?“ sagte Schmidt stolz.

„Fabrikate? Wo haben Sie Ihre Fabriken, Ihre Warenlager, Ihre Abnehmer?“

„Ei, ich kann jeden Tag eine Essigfabrik anlegen, so wie Sie sie haben.“

Schlosser stutzte, lächelte dann mittheilend und sagte: „Das sind ungefangene Fische, wenn Sie keine bessere Nahrungsquelle haben, dann sind Sie um nichts weiter gekommen. Oder“, hier wurde seine Miene schlau und sein Lächeln zweifelhaft, „oder haben Sie dem Beireis in die Karten geguckt und geheime Wissenschaft von der Alchimie erlangt?“

„Nun? Wenn ich Gold machen könnte, was würden Sie dazu sagen?“ fragte Schmidt keck.

Schlosser sah ihn mißtrauisch an und musterte wieder die Kleidung des jungen Mannes, dessen entschiedene und nichts weniger als demütige Haltung ihm zu imponieren schien. Keiner von beiden hatte darauf geachtet, daß schon seit einigen Minuten zwei funkelnde Augen durch das Türfenster in die Stube schauten.

„Was meinten Sie mit der Essigfabrik?“ fragte Schlosser mit listiger Vertraulichkeit in Miene und Stimme. „Was wissen Sie davon?“

„Ich habe durch längeres Forschen herausbekommen, aus Branntwein binnen wenigen Stunden einen scharfen Weinessig zu bereiten,“ erwiderte Schmidt. „Trauen Sie meinen übrigen Erwerbsquellen nicht, so kann ich auch auf demselben Wege Geld verdienen, den Sie eingeschlagen haben. Ich werde mein Geheimnis dem Brauer Behse in der Kornstraße verkaufen oder mit ihm gemeinschaftlich arbeiten.“

„Als ich Ihnen früher sagte, daß Sie mir von den Künsten Ihres Lehrers Beireis Kunde bringen möchten, da antworteten Sie, es bände Sie ein Eid der Verschwiegenheit.“

„Dieser Eid ist als aufgelöst zu betrachten, da Beireis mich in nichts eingeweiht hat und ich alles selbst entdeckt habe,“ antwortete Schmidt.

Schlosser betrachtet nicht ohne listiges Nachdenken den jungen Mann und sagte freundlich: „Sie brauchen mit Ihrem Geheimnis nicht zu Behsen in der Kornstraße zu gehen; wenn Sie um meine Tochter freien, so würden Sie sich bei mir sehr schlecht empfehlen, wenn Sie einem Geschäftskonkurrenten von mir auf Ihre Entdeckung aufmerksam machten, nur um mir damit zu schaden. Können Sie außer dem Essiggeheimnis noch andere Künste, um Ihr Brot zu verdienen?“

„Das kann ich,“ erwiderte Schmidt so entschieden, daß Schlosser ihn groß und prüfend ansah, dann nachsinnend die Hände auf den Rücken legte und sich schnell umwandte, um einen Gang durch die Stube zu tun. Sein rasches Umwenden nach der Tür, wobei seine Augen

ganz zufällig auf die Glasscheibe derselben fielen und die von draußen durchspähenden Blicke eines Horchers gewahr wurden, veranklagten ihn, rasch auf die Tür zuzugehen; ehe er jedoch dieselbe erreicht hatte, ward sie mit rascher Hand geöffnet und Gretchen eilte mit einer Aufregung, welche ihre Seele zwischen Zweifel und Hoffnung, Besorgnis und Mut lebhaft bewegte, auf ihren Vater zu, der sie durch einen unwilligen Blick zurückzuweisen suchte.

„Jetzt erfülle dein Wort, Vater!“ rief Gretchen, durch die Gegenwart und Festigkeit ihres Geliebten kühn gemacht, „gib deine Einwilligung zu unserer Liebe, sieh ihn an, er ist ein Mann geworden, der keine Not mehr kennt und wichtige Künste versteht!“ Dabei zog sie ihren Vater in die Nähe Schmidts zurück.

Dieser ergriff Gretchens Hand und trat mit Würde vor Schlosser hin. „Ich werbe um diese Hand als ein Mann, der die Liebe Ihrer Tochter für alle Zeiten besitzet und der durch sein Wissen den Lebensunterhalt zu verdienen und vielleicht noch mehr zu erstreben vermag.“

Schlosser war so sehr in Gedanken, daß er unbewußt eine listig lächelnde Miene machte und nicht darauf zu achten schien, daß Gretchen ihn flehend ansah und seine Wange streicheln wollte, denn er schob sie plötzlich mit Lebhaftigkeit zurück, nahm schnell eine künstliche Ruhe an und sagte: „Was haben Sie denn im Willen, welches Geschäft wollen Sie gründen?“

„Mein Geschäft ist in vollem Gange.“

„Aber zum Teufel!“ rief Schlosser ungeduldig, als er aufgehört und noch weitere Mitteilungen erwartet hatte, jedoch Schmidt auf die kurze Antwort stumm geblieben war, „ein Geschäft muß man doch sehen können. Mit einer Essigfabrik würden Sie unmöglich als Konkurrent mein Schwiegersohn werden wollen. Was verstehen Sie denn zusammenzuschmelzen, das im soliden Handel dauernden Wert hat?“

„Kennen Sie es schlichtweg Gold, was ich herstelle“, antwortete Schmidt, worauf ihn Gretchen bedenklich und bang ansah und er ihre Besorgnis durch ein Lächeln zu verschweigen suchte. Schlosser maß ihn mit stehenden,

zweifelnden Blicken, dann schritt er einmal durch die ganze Länge der Stube und blieb plötzlich mit stutziger Gebärde stehen, als er beim Umdrehen seine Tochter sich an Schmidts Brust lehnen und mit großer Vertraulichkeit beide sich liebkoosen sah. Ein schlaues Zucken bewegte flüchtig seine Mienen, zumal er jetzt auf Schmidts Hand denselben Ring erkannte, welchen einst seine verstorbene Frau getragen hatte. Er zögerte einen Augenblick, dann trat er mit der Sicherheit eines klugen Geschäftsmannes näher und sprach: „Ihr seid schon sehr bekannt miteinander geworden. hm, ich will den Umgang dulden, in meinem Hause, unter meinen Augen, ohne Oeffentlichkeit, aber unter zwei Bedingungen.“ Als Gretchen glücklich ihren Vater umarmen wollte, überfah er diesen zärtlichen Dank ganz und wendete sich an Schmidt mit den Worten: „Die erste Bedingung ist, daß Sie, falls Ihnen das Geheimnis der Essigbildung bekannt geworden ist, weder selbst noch bei anderen eine Essigfabrik anlegen und betreiben, sondern, wenn Sie eine Probe auf eigene Kosten in meinem Hause gemacht haben, nur unter meiner Firma Essig bereiten. Die zweite Bedingung aber ist, daß Sie mir, ehe ich die öffentliche Verlobung zugebe, ein erworbenes Kapital nachweisen, womit Sie in mein Geschäft eintreten können.“

Schlosser war schlau genug, auf diese Weise nach und nach die Geheimnisse Schmidts, die er für dieselben hielt, welche Beireis bereichert hatten, in seine Gewalt zu bringen. Schmidt gelobte, von Gretchens glücklichen und überredenden Blicken ermuntert, beide Bedingungen zu erfüllen. Dann reichte ihm Schlosser freundlich die Hand und sprach schlau: „Gut das. Ich werde Ihnen in meinem Hause ein Zimmer einräumen, wo Sie Schnelleffig auf eigene Rechnung bereiten können und das Produkt geht unter meiner Firma, als Artikel meiner eigenen Fabrik.“

Und während Gretchen am Ziele ihrer Wünsche, angesichts des Vaters, den geliebten Heinrich umschlang und ihm zuflüsterte: „O, deine Geheimnisse werden nicht sündhaft sein. Du hast mir ja deinen Glauben an Gott erklärt“, da schritt Schlosser mit seinem eigentümlichen

gutmütigen und doch zweifelhaften Lächeln nach dem früher gefüllten und niedergelegten Weinglase zurück, forderte zum Trinken auf und schmunzelte listig, als er erfuhr, daß Schmidt am Nachmittage nach Braunschweig fahren wolle, um geheime Ingredienzen zu seinen chemischen Arbeiten zu holen, die dort auf dem Backhofs lagerten.

Schlosser spekulierte auf diese Geheimnisse um den Preis seiner Tochter; er hoffte durch Schmidt — dessen rasche Verwandlung aus einem armen Studenten in einen wohlaussehenden, Geld erwerbenden Mann ihm Vertrauen zu dessen geheimer Erwerbsquelle eingeflößt hatte — die eigenen Vorteile zu vermehren und die Künste und Kenntnisse des von Liebe vielleicht offenerzig gemachten Mannes allmählich sich selbst in die Hände zu spielen.

Schmidt sah sich abermals einen Schritt zum lang-ersehnten Ziele seines Glückes vorgerückt, seine Liebe war mit dem stolzen Willen Schlossers versöhnt, dessen bisherige Geringschätzung einem zwar klugen und auhorchenden, aber doch vertraulichen und ungezwungenen Benehmen gewichen war. Schmidt durfte ungehindert in Stunden der Arbeitsmuße seine Geliebte besuchen und mit erhöhter Freude und kühnerer Zuversicht griff er jetzt die neuen Erwerbsmittel an, da er das Anerbieten Schlossers, eine Essigfabrik in dessen Hause auf eigene Kosten neben der schon bestehenden anzulegen und das Produkt ausschließlich an Schlosser zu verkaufen, alsbald ins Werk zu setzen gewillt war.

Am demselben Abend, wo Veireis seinen Famulus ausgeschiedt hatte, war Heinrich Schmidt mit später Fahrgelegenheit und mit großen Kisten und Tonnen in Helmstedt wieder eingetroffen. Niemand ahnte, daß er sich sächsische Porzellanerde, Glaubersalz und überhaupt die chemischen Bestandteile seiner Farbenbereitung eingekauft hatte. Er hatte erfahren, daß Veireis nach ihm geschickt und ihn zu sprechen verlangt habe und, da er wohl voraussetzen konnte, daß Veireis ihn wegen stillschweigenden Zurückziehens aus dessen Gehilfendienste, oder wohl gar über die von Brökel am heutigen Tage

veröffentlichte Anzeige des Ultramarin-Verkaufes in Verdacht habe und zur Rede stellen wolle, so nahm er sich vor, sein gutes Recht nicht durch Furchtsamkeit zu verächtigen, sondern am anderen Morgen zu seinem Lehrer zu gehen.

Am folgenden Vormittag trat Schmidt in die Haustür des Hofrats Beireis. Leonhard, welcher eben im Begriff war, in einer zwischen zwei Vorlesungen liegenden Pause seinem Herren frischgekochten Kräutertee zu bringen, sah Schmidt auf den Hausflur kommen und erkannte ihn nicht gleich. Als er aber von ihm angerebet und um Anmeldung bei dem Hofrat gebeten wurde, betrachtete er ihn grämlich, mit spöttischem Grinsen und murmelte, ohne ihm irgend ein Wort zu erwidern: „Hochmut kommt vor den Fall.“ Damit ging er in die Stube des Herrn. Beireis saß am Schreibtische und las wieder mit stillem Verdrusse in der natürlichen Magie von Wiegleb. Leonhard setzte Teetopf und Tasse vor ihm nieder und beobachtete die Physiognomie des Lesenden; er schien eine heimliche Freude zu empfinden, als er dessen Verdrießlichkeit aus der Miene zu erkennen glaubte, denn er wünschte von ganzem Herzen dem draußen Harrenden einen üblen Empfang.

„Herr Hofrat,“ begann er langsam, „der Schmidt steht draußen. Er sieht aus wie ein Edelmann, ich erkannte ihn kaum. Ei ja, wenn man stiehlt, dann kann der Rock schon vornehm aussehen.“ Leonhard deutete damit auf die Aeußerung hin, welche Beireis gestern abend gegen ihn gemacht hatte. Er gedachte damit die ganze üble Laune des Herrn wieder zurückzurufen.

Beireis hatte kaum den Namen gehört, als er das Buch auf den Tisch warf, sich lebhaft über das blasser, magere Gesicht strich und dann ausrief: „Schmidt? Er soll hereinkommen, sogleich, er kommt mir gerade recht, der undankbare Bursche!“

Leonhard lächelte giftig und ging schnell hinaus. „Sie dürfen eintreten,“ brummte er im Vorübergehen und ohne hinzublicken, dem harrenden Schmidt zu und stellte sich, als nähme er seinen Weg nach dem Laboratorium, er kehrte aber bald wieder um und schlich, als Schmidt

eingetreten war, in das Vorzimmer, um hier zu hórchen und seine Abneigung gegen den Studenten durch die Schadenfreude über den erhofften üblen Empfang zu sättigen.

Als Schmidt in das Studierzimmer, nach vergeblich erwarteter Antwort auf sein Anklopfen, eingetreten war, saß Beireis in seinem Stuhle und wendete den Rücken nach der Tür. „Sind Sie da?“ rief er barsch.

„Sie wünschten mich zu sprechen.“

„Warum haben Sie meine Dienste stillschweigend verlassen, meine Collegia, die ich Ihnen freigab, undankbar versäumt?“

Schmidt wollte soeben mit bescheidener Würde antworten, als Beireis aufstand und beim Anblicke Schmidts mit Erstaunen ausrief: „Was ist aus Ihnen geworden? Was stellen Sie vor? Herr! Was treiben Sie jetzt?“ Bei diesen Fragen, die das Erstaunen hinter den Zorn verbergen sollten, betrachtete Beireis mit scharfen Blicken die elegante und veränderte Erscheinung des ehemaligen Studenten.

„Ich lebe von meinen chemischen Entdeckungen“, sagte Schmidt ruhig.

„Sie haben wohl vor vierzehn Tagen den Essig bei Schloffer gemacht?“ fragte Beireis spitzfindig.

„Nein, aber ich gedenke eine Schnelleffigfabrik auf meine Kosten anzulegen.“

Beireis sah den also Antwortenden mit einer Heftigkeit und Schärfe an, als wollte er ihn durchbohren, eilte dann an seinen Schreibtisch, ergriff das Intelligenzblatt vom gestrigen Tage, hielt den Finger unter die Ankündigung des Kaufmann Brökel und fuhr damit nahe vor Schmidt's Gesicht, indem er ärgerlich fragte: „Der Fabrikant sind Sie, he?“

„Das leugne ich Ihnen gegenüber nicht.“

„Sie haben mich bestohlen, meine Geheimnisse auskundschaftet, ich werde Sie vor das Gericht ziehen.“

„Herr Hofrat! Die Achtung vor Ihrer Person und Ihren Kenntnissen macht es mir zu einer leichten Pflicht, die Beleidigung nicht zu fühlen und nur einer Aufregung bei Ihnen zuzuschreiben. Ich danke Ihnen die erste Ein-

sicht in die Naturerkenntnis, aber was ich für das praktische Leben daraus gewonnen habe, das ist mein Eigentum.“

„Nein, daß Sie Essig und Ultramarin machen, dies zeugt von einem Diebstahl, einer Veruntreuung meiner Geheimnisse, von einer Pflichtverletzung in meinen Diensten, Herr! Sie haben einen Eid gebrochen!“

„Ich erfahre erst jetzt von Ihnen, daß Sie auch Ultramarin machen.“

Beireis biß sich auf die Unterlippe und sagte zerstreut: „Es mag ein nichtswürdiger Dreck sein, den Sie anfertigen und Ultramarin nennen.“

„Ich habe die Farbe, die ich chemisch zu bereiten verstehe, nicht so benannt, das tat der Kaufmann Brökel.“

„Und ich unterlasse Ihnen, irgend etwas von diesem Stoffe ferner zu verkaufen.“

„Mein Kontrakt bindet mich, recht große Quantitäten zu liefern.“

„Das dürfen Sie nicht, Sie sind kein Bürger.“

„Dann werde ich das Geheimnis an einen hiesigen Gewerbsberechtigten verkaufen“, erwiderte Heinrich Schmidt ruhig.

„Ich habe mich in Ihnen getäuscht, gestehen Sie mir ein, sind Sie von anderen Professoren bestochen worden, meine geheimen Arbeiten auszukundschaften?“

„Nimmermehr!“ rief Schmidt im glühenden Ehrgefühle. „Ich war zu Ihnen gekommen, als ein nach Wahrheit und Naturerkenntnis Suchender, der hinter dem Wunder und dem geheimnisvollen Dunkel der Erscheinungen die Gesetze finden wollte, die der Verstand zu beherrschen vermag, wenn der Geist sie erkannt hat. Sie wollten mich darin einweihen und ich leistete Ihnen den Eid der Verschwiegenheit. Ich war zu Ihnen gekommen, um durch Ihren Unterricht fähig gemacht zu werden, meine äußere Not zu überwinden, mein geistiges Sehnen nach einer Tatsache meines Lebens zu befriedigen, Sie wollten an mir dasselbe tun, was Sie in gleicher Lage einst dem großen Lehrer Heister zu danken hatten, ich sollte zur Belohnung meiner Hingabe an Ihre Person die Kunst des Goldmachens erfahren und ich schwur den Eid der

Verschwiegenheit! Ich gestand Ihnen meine Liebe zu Schloßers Tochter ein, auch diese wollten Sie zur Förderung meines Lebensglückes durch Ihren Einfluß begünstigen, indem Sie mich zum Gehilfen an dem geheimen Gewinn eines schnell erzeugten Effigs zu machen versprachen, und ich schwur Ihnen Verschwiegenheit in allem, was Sie mir lehren würden. Herr Hofrat! Nichts von allem haben Sie mir anvertraut, durch eigenes Nachforschen und kleine Erfahrungen in Ihrem Hause kam ich auf die Kenntnis der Farbe und des Schnell-effigs. Erstere hat meine Armut plötzlich in Wohlstand verwandelt, letztere meine Liebe zu Gretchen bei ihrem Vater befürwortet, denn ich werde diese Woche, laut Uebereinkunft, in seinem Hause eine zweite Effigtube anlegen. Nun urteilen Sie über mich, ob ich Ihre Vorwürfe verdiene. Hätten Sie Ihr Versprechen erfüllt an mir, dann würde ich nicht gezwungen worden sein, selbstständig meine Existenz zu gründen.“

Beireis hatte den in großer innerer Aufregung, aber mit edler Würde und Offenheit sprechenden Schmidt ohne Unterbrechung ausreden lassen und er mochte die Wahrheit jener Worte oder die eigene Unzufriedenheit mit sich selbst fühlen, denn seine zornige Miene wurde allmählig kälter und schlauer, sein Blick flammte nicht mehr, sondern suchte mit Lebhaftigkeit und dem Ausdrucke zurückhaltender Klugheit den jungen Mann abzuschätzen.

„Kannten Sie denn meine Absichten so genau, daß Sie schon vor der Zeit die Nichterfüllung meiner Versprechungen als gewiß betrachten und Ihre eigenen Verpflichtungen abbrechen wagten?“ fragte er ohne alle Bitterkeit.

„Herr Hofrat, was kann einem Armen Ihr Brot nützen, wenn er bereits verhungert ist. Meine Verzweiflung brachte mich zum selbstständigen Handeln. Sie kannten meine Not und halfen mir nicht.“

Beireis sah ihn eine zeitlang schweigend an, ging dann einigemal durch die ganze Länge des Zimmers und trat wieder vor Schmidt hin, um ihn abermals sinnend ins Gesicht zu schauen. Plötzlich schritt er auf

seinen Sessel zu und sagte, indem er mit flüchtiger Handbewegung auf den am Schreibtisch stehenden Stuhl hinwies: „Setzen Sie sich, wir haben über diesen einmal angeregten Punkt mit Ruhe weiter zu reden.“

Schmidt folgte.

Beireis ließ das Haupt nachlässig auf die Brust sinken, legte eine Hand unter das Kinn, schlug die Schenkel übereinander und betrachtete in dieser vertraulichen Lage den jungen Mann mit einem freundlichen Ernst. „Was bekommen Sie für die blaue Farbe vom Kaufmann Brökel?“ fragte er.

Schmidt war zu ehrlich, um seinem Lehrer die Wahrheit zu verschweigen. „Für die Unze vier Taler,“ antwortete er unbefangen.

„Was?“ rief Beireis mit einer fast aufspringenden Bewegung und die Hände überrascht zusammenschlagend, „Vier Taler? Das ist ja ein Bettelgeld. Das Pfund echtes Ultramarin kostet in Rom 450 Taler. Der Kaufmann Brökel hat Sie geprellt. Das ist ja eine Schändlichkeit, Ihr billiges Fabrikat für Ultramarin öffentlich in den Anzeigen anzugeben und sich fast wie echten Lasurstein bezahlen zu lassen.“

Schmidt horchte erstaunt auf, denn diesen Wert seiner blauen Farbe hatte er nicht gekannt. „Brökel sagte mir, daß er für die Unze echtes Ultramarin vom Juden Silberschmidt in Amsterdam acht Taler gebe und daß ich für mein unechtes Produkt nur die Hälfte fordern könne.“

Beireis unterdrückte ein spöttisches, listiges Lächeln und sprach: „Solche Brellerei dürfen Sie sich nicht gefallen lassen, damit helfen Sie den Absatz rechtlicher Verkäufer in Schaden bringen; das geht nicht. Fordern Sie heute für die Unze mindestens zwanzig Taler.“

Die stille Absicht dieser Rede war, Schmidt vorläufig mit Brökel zu entzweien. Als jener aber antwortete, daß er einstweilen einen Kontrakt geschlossen habe und denselben in Lieferung des vorgeschriebenen Quantums zu dem übereingekommenen Preise erfüllen müsse, da schien Beireis durch Unruhe eine innere Mißstimmung zu verraten und er mußte sich zwingen, freundlich zu bleiben. „Warum wollen Sie sich quälen und arbeiten, um einen

Krämer zu bereichern?“ fuhr er fort. „Es ist empörend, daß der Kerl bekannt machen läßt, echtes Ultramarin aus China, das Pfund zu vierhundert Taler zu verkaufen, während er nur Ihr schlechtes Fabrikat hat, denn, das können Sie leicht denken, Ultramarin aus Lapis Lazuli läßt sich nicht nachmachen.“

„Dann will ich ihn ermahnen, seine Farbe als richtiger Mann „künstliches“ Ultramarin zu nennen.“

„Um alles in der Welt nicht, es darf niemand auf den Gedanken kommen, daß eine künstliche Bereitung der Art möglich ist,“ fiel Beireis lebhaft ein. „Ich will Ihnen den Beweis geben, daß ich Ihnen nicht mehr zürne. Ich will mein Versprechen erfüllen, obgleich Sie mich durch Ihr Betragen davon entbunden haben. Kehren Sie wieder zu mir zurück. Von der Farbe- und Essigherstellung können Sie doch nicht zeitlebens existieren, der Kenner wird bald den künstlichen Betrug entdecken und die Handelsfirma außer Kredit bringen. Das Geschäft, welches Sie mit Brökel begonnen haben, geht nicht auf die Dauer. Ich will für Sie sorgen, daß Sie eine feste Anstellung als Chemiker erhalten. Topp! Schlagen Sie ein, ich will Sie in der Alchimie unterrichten.“

Schmidt zögerte. „Sie wollen ja das Geheimnis des Goldmachens nächstens den Zuhörern offenbaren. Was könnte es mir nützen?“

Hieran hatte Beireis im Eifer seiner Ueberredung nicht gedacht. Er saßte sich aber schnell, lächelte mit einer verächtlichen Gleichgültigkeit und sagte halblaut: „Nun, nun, ich kann Ihnen das anvertrauen. Ich werde den Studenten nur die Neugierde zu befriedigen suchen. Ein solches Geheimnis, das Königreiche einbringt, wirft man nicht vor die Säue.“

„Ich zweifle immer an der Möglichkeit, Gold aus Elementen zusammenzusetzen,“ sprach Schmidt. „Ich habe unzählige Versuche gemacht, aber es ist mir nicht einmal die Analyse gelungen, die doch vorhergehen muß, wenn die Elemente wieder vereinigt werden sollen.“

„Ei, glauben Sie? Also Sie haben Versuche gemacht?“ fragte Beireis mit großer Heiterkeit. „Sie möchten doch gern die Kunst erfahren. Nun gut,“ hier nahm Beireis

einen tiefen Ernst an, indem er mit seinen Blicken den jungen Mann zu durchstechen schien, „gut, Sie sollen es erfahren, wenn Sie sich fähig dafür erweisen.“

Schmidt geriet in eine stille Verlegenheit. „Ich werde Ihnen jede Erweiterung meiner Kenntnisse danken, namentlich die Goldherstellung müßte meine Ansicht der Dinge wissenschaftlich sehr verändern.“

„Ja, mein Lieber, Sie wissen noch unendlich vieles nicht, ich will aber nicht umsonst von Ihnen an mein Versprechen erinnert sein. Ich will Sie unter meinen Augen behalten. Dann lassen Sie solche Bagatellen, wie blaue Farbe und Essig, ganz gleichgültig am Wege liegen. Sie sollen mein Nachfolger in der Professur werden, ich will an Ihnen ein zweiter Meister sein.“

„Herr Hofrat!“ rief Schmidt überrascht.

„Ja! Das will ich!“ versicherte Beireis.

Schmidt sah ihn zweifelhaft an und sagte verlegen: „Ihrem Anerbieten gegenüber schäme ich mich meines Mißtrauens, welches ich gegen ihre frühere Protektion an den Tag gelegt habe, ich gestehen Ihnen offen ein, daß ich nur aus Not und Verzweiflung zu dem gegriffen habe, was mich jetzt ernährt, daß mein innerer Sinn nicht damit befriedigt wird, welcher von jeher auf Wissenschaft und eine gelehrte Lebensstellung gerichtet gewesen ist.“

„Sie sollen es erreichen. Studieren Sie nur fleißig fort, von dem Tage an, wo Sie die Farbefabrikation aufgeben, zahle ich Ihnen Diäten bis zu ihrer ehrenvollen Anstellung.“

Die Eile, womit Beireis diese Wohlthaten anbot, ließ in Schmidt doch kein unbedingtes Vertrauen aufkommen. Sein Dank erschien gezwungen, so sehr er auch die Verwirklichung dieser neuen Versprechungen im stillen wünschte.

„Woraus machen Sie denn Ihre billige Farbe?“ fragte Beireis plötzlich mit Laune, indem er die unbestimmten Worte Schmidts unterbrach.

„Aus denselben Stoffen, die ich Ihnen früher einmal nannte, Schwefelnatrium und . . .“

„Haha! Das dachte ich mir, ich habe diesen schlechten Mischmach früher zum Spaß im Laboratorium anfertigen lassen, um Versuche damit zu machen. Glauben Sie mir, der betrügerische Handel des Kaufmanns Brökel dauert nicht lange, man wird ihm bald das Handwerk legen. Darum ist es gut, daß Sie für den Fall an mir eine Stütze haben. Und, wie ich vermute, sind Sie mit Schlosser über das Verlöbniß mit seiner Tochter einig geworden?“

„Seit gestern. Diese rasche Wendung verdanke ich der schnellen Umgestaltung meiner äußeren Lage.“

„Und was sagten Sie von einer Essigtube, die Sie anlegen wollten?“

„Da ich durch selbständige Forschung erkannt hatte, daß Weingeist durch Zuführung großer Mengen Sauerstoff aus der Luft und Umgebung sehr schnell sich in scharfen Essig verwandelt, so dachte ich auch daraus eine Erwerbsquelle zu ziehen.“

„Den ersten Versuch machten Sie wohl vor vierzehn Tagen bei Schlosser. Das war wohl die Bräutigamsprobe, he?“

Durch die gute Laune des Hofrats wurde Schmidt so weit bestochen, daß er den früheren Hauslehrer Hanneus nannte und die Vermutung aussprach, daß jener ihm den Prozeß der Essigbildung abgelauscht und abgelistet, aber doch keinen Erfolg davon gehabt habe.

Beireis ergögte sich über diesen Vorfall scheinbar, rieb sich die Hände, kicherte und suchte unter den Versicherungen der Verschwiegenheit noch mehr davon zu erfahren. Schmidt aber verschwieg streng jede fernere Mitwisserschaft um das Mißlingen jenes Versuches, da die vertrauliche Sprache des Hofrates ihm doch ungewöhnlich erschien und mit Vorsicht erfüllte.

„Mit der Anlage einer zweiten Essigtube warten Sie nur einstweilen,“ sagte Beireis nach fernerm Ausfragen, „es bindet Schlosser ein Kontrakt an mich, woran er in der Eile nicht gedacht haben wird. Ich will Sie aber in der Kunst noch völlig unterrichten und dafür sorgen, daß Sie meine Stelle in Schlossers Essigfabrik stellvertretend und gegen gehörige Vergütung einstweilen einnehmen. Doch es schlägt zwölf, meine Patienten warten auf mich.“

Noch eins habe ich Ihnen zu raten; gehen Sie gleich von hier zu dem Kaufmann Brökel, sagen Sie ihm, daß Sie gehört hätten, man wolle gegen ihn einen Prozeß anstrengen, weil er seine Farbe für echtes Ultramarin verkaufe, er solle ihr sofort einen anderen, neuen Namen geben. Beharrt er aber darauf, so lassen Sie sich auch den Preis für Ultramarin bezahlen.“

Hiermit war Beireis geschäftseilig aufgestanden und Schmidt empfahl sich, von vielen aufgeregten Gedanken zerstreut. Als er durch das Vorzimmer auf den Hausflur ging, stand Leonhard, scheinbar an einem kunstgeschmiedeten Wandleuchter beschäftigt, eigentlich aber soeben von seinem Hordplatz aus dem Vorzimmer entwischt, nahe an der Tür und sah Schmidt mit neugierigem Grinsen an. Er bezwang seine innere, grollende Aufregung, und sagte freundlich: „Ei, Herr Schmidt, wie gehts Ihnen denn? Wollen Sie nicht ein wenig in meine Stube kommen? Meine Frau würde sich wundern, Sie so vornehm wiederzusehen.“ Schmidt war aber von zu heftigen Gedanken durchwozt, um für eine Unterredung mit dem Famulus fähig zu sein. Er erwiderte deshalb die Anrede nur durch einen flüchtigen Gruß und eilte davon, während Leonhard ihm mit voller Gistigkeit nachsah, grimmig ausspöte und murmelte: „Ha, hochmütig ist der Dursche auch schon!“ Seine Einladung war nur Neugierde gewesen, da er während des Hordchens fast vor Aerger umgekommen wäre, als er die schnelle Wendung des Gespräches belauscht hatte.

Beireis überließ sich, als er allein war, einem lächelnden, schlauen Ginnen. „Den Menschen darf ich nicht aus den Augen lassen,“ dachte er, „der darf nicht auf eigenen Beinen stehen, darin steckt ein kleiner Beireis. Wahrlich! Er hat meine echte, geheimnisvolle Kunst des Goldmachens gefunden, ohne daß er es weiß. Hier in Helmstedt darf er nicht wieder ohne mich handeln. Wenn ich ihn nur weit fort ins Ausland schicken könnte, weit fort, daß er die Not und die Farbe vergißt!“

Es waren einige Tage verflossen. Beireis merkte bereits die Folgen, welche die von den übrigen Professoren eifrig unter die Studenten verbreitete „Natürliche Magie

von Wiegleb“ für seinen Ruhm und sein angemessenes Vorrecht auf besondere Kenntnisse herbeiführte. In der Universitätsbuchhandlung waren so viele Exemplare kaum anzuschaffen, als die Studenten forderten; anstatt die müßige Zeit in der Trinkgesellschaft zu vertreiben, saßen die Studenten emsig auf ihren Stuben in größeren Gruppen und probierten die von Wiegleb beschriebenen Kunststücke, erschreckten Wirte, Mägde und Bürger durch Explosionen, Lichterscheinungen, Verwandlungen und verschwindbare Briefe. Alle experimentierten und zauberten, der Ducksteinkeller, die Timmkneipe und die Behse'sche Brauerei waren abends die Lokale, wo sie ihre magischen Künste trieben und selbst im Auditorium des Hofrates Beireis hatte man dem Lehrer mannigfache Ueberraschungen zu seinem größten Verdrusse bereitet. Beireis kannte den letzten Grund dieser neuen Studentenbeschäftigung recht gut, er wußte, daß auf diesem Wege seine Feinde den letzten Wunderschein des Uebernatürlichen, den er mit großer, selbstgefälliger Sorgfalt bewahrte und pflegte, von ihm abstreifen wollten, aber er war kurzsichtig und selbst verblendet genug, nicht einsehen zu wollen, daß die Wissenschaft auch ohne seine Enthüllungen fortgeschritten war, daß er Unrecht habe, die enthüllte Magie einen Diebstahl seines Eigentums zu nennen und dagegen zu eifern und die Studenten nur noch mehr zu ergötzen. Das einzige, was er als sein wertvollstes Geheimnis übermacht und dem er sein Vermögen vorzugsweise zu verdanken hatte, die künstliche Ultramarinbereitung, sah er jetzt ebenfalls gefährdet und bereits von fremden Händen betrieben — das ließ ihm keine Ruhe Tag und Nacht, und er sann darüber nach, einerseits Schmidt zu entfernen und seine Konkurrenz zu tilgen, andererseits aber die Aufmerksamkeit der Studenten von Wiegleb und den magischen Experimenten so schnell als möglich abzulenken. Er hatte keine Gelegenheit vorübergehen lassen, neue überraschende und unerklärliche Kunststücke der Magie zu machen, alle seine Vorräte an geheimen Stoffen und Kräften zu Knalleffekten zu benutzen, aber man fürchtete sich nicht mehr, man suchte es vielmehr nachzuahmen und tröstete sich beim Mißlingen, statt,

wie früher die übernatürliche Begabung des Beireis anzustaunen, daß der zweite, bald erscheinende Band von Wiegleb's natürlicher Magie auch das noch geheime Kunststück erklären und lehren werde.

Jetzt wollte Beireis das letzte Mittel gebrauchen, den Wiegleb, auf den er bereits im Eifer des Aergers manches böse Wort erfolglos im Auditorium hingeschleudert hatte, einstweilen vergessen zu machen; auf den heutigen Tag zur späten Nachmittagsstunde hatte er das längst verheißene Kollegium angekündigt, in welchem er ausschließlich vor Studenten seine alchimistische Kunst mittheilen wollte. Wie er ganz richtig vorhergesehen hatte, war diese Ankündigung von großer, aufregender Wirkung gewesen; schon am Mittage kamen die Studenten zusammen, um sich zu besprechen und da Beireis — sicherlich nicht ohne stille Absicht — gerade eine Stunde gewählt hatte, in der Henke für die Theologen einen wichtigen Lehrstoff und Bruns für die Philologen seine Redekunst, Bartels endlich für die Mediziner seine Arzneikunde vorzutragen pflegte, so beschloßen die Studenten, alle diese sonst interessanten Kollegia heute zu schwänzen und in das Auditorium von Beireis zu kommen.

Beireis saß nachmittags gedankenvoll in seiner Stube. Es war ihm eben in den Sinn gefahren, daß Schmidt noch nicht wieder bei ihm gewesen sei, obgleich er ihn bei Schlosser getroffen und eingeladen hatte — es beunruhigte ihn, daß heute abermals der Kaufmann Brökel, mit noch größerer Reckheit als früher, das echte Ultramarin angekündigt und sich zur Lieferung der bedeutendsten Quantitäten anheischig gemacht hatte; es war ein Beweis, daß Schmidt noch immer fleißig fortproduziere. — In der Stadt war man bereits auf den Kaufmann aufmerksam geworden, hatte dessen Reichtum in dem Kapital seiner Ultramarin-Vorräte bewundert und war bald geneigt, an eine stille alchimistische Verbindung mit Beireis zu glauben, zumal Brökel selbst aus Klugheit dieses Gerücht mit bejahendem, geheimnisvollem Lächeln zu erwidern pflegte, um jede Aufmerksamkeit von seinem eigentlichen Lieferanten eigennützig abzulenken.

Ein Mann ließ sich um diese Zeit bei Beireis anmelden. Er war ziemlich armselig angezogen, sein Dialekt war fremdartig, seine Miene jüdisch, fahl und kümmerlich.

„Habe ich die Ehre, den berühmten Adepten zu Helmsedt, den Herrn Hofrat und Professor Beireis zu sprechen?“ fragte jener mit unterwürfiger Gebärde und listigem Blicke.

„Was wollen Sie?“

„Ich habe gehört, daß Sie verkünden wollen die große Kunst, aber ich weiß, daß Sie nicht Gebrauch davon machen, anderer Leute wegen, die das Geheimnis kennen; denn wer reich ist, soll denken an diejenigen, welche noch reich werden möchten durch dasselbe Wunder.“

„Was wissen Sie denn von der Alchimie?“

„Ich bin gekommen, um ein Geschäftchen mit Ihnen zu machen, der Allmächtige hat mein Bitten erhört und mir Gewalt über den Bösen gegeben, ich habe Cagliostro in Rom gesprochen und Unterricht erhalten, wie man den Stein der Weisen und das Lebenselixier, auch die ewige Goldtrinktur findet. Daß Sie heute bekannt machen wollen Ihre Kunst der Alchimie den Studiosen, verzeihen Sie, das zeugt mir davon, daß Sie selber getäuscht sind, denn wer das Geheimnis wirklich weiß, kann es nur einem Auserwählten unter vier Augen verraten. Ich habe ein ganz neues Mittel, Gold zu bereiten, entdeckt und wills verkaufen an Sie für ein geringes.“

Beireis hatte den Mann mit einer lächelnden, aber beobachtenden Ruhe angehört und erwiderte: „Verstünden Sie Gold zu machen, so würden Sie sich besser kleiden.“

Der Jude zuckte die Achseln, wiegte den Kopf und machte einige Bewegungen der Verwunderung mit den Händen. „Nun? Sehe ich doch auch nicht, daß Sie in Gold und Seide gehen, können Sie also auch kein Gold machen, wie Sie angekündigt haben. So lassen Sie mich kommen heute abend in Ihr Kolleg, daß ich höre, was Sie können und ich Ihnen sagen kann, was Sie nicht wissen.“

„Ei was“, versetzte Beireis ungeduldig aufstehend und nach der Tür schreitend, „nur Studenten dürfen kommen, nun halten Sie mich nicht auf, ich habe keine Zeit.“

Der Jude zögerte und hub mit verschmizter Freundlichkeit an: „Ich kann Ihnen ein anderes Geheimnis verkaufen, es ist mir gelungen, eine Masse zu erfinden, womit man jeden festen Körper, selbst Gold und Diamanten, sogleich aufzulösen vermag.“

„Auch davon kann ich keinen Gebrauch machen, in welchem Gefäße sollte ich den Stoff aufbewahren?“ lachte Beireis und öffnete die Tür. Der Jude schüttelte mit dem Kopfe, blinzelte im Zimmer umher und schien noch wenig Lust zu haben, davonzugehen, als er plötzlich hörte, daß die Tritte eines anderen Menschen durch das Vorzimmer schallten. Jetzt entfernte er sich mit höflichem Bedauern, daß seine Künste zurückgewiesen wären und eilte, von Leonhard argwöhnisch durch das Vorzimmer geleitet, davon.

Dieser Besuch ließ doch einige Reflexionen in Beireis zurück. Er mußte sich sagen, daß ein Betrüger vor ihm gestanden habe und er suchte den unwillkürlich und immer wieder auftauchenden Gedanken gewaltsam zu unterdrücken, daß er bald vor den Studenten eine ähnliche Rolle spielen werde. Mit aller Sophistik überredete er sich, daß er es nur tue, um sein Geheimnis der Vereinerung zu verdecken und den Studenten ein Spielwerk zu geben, das sie von der wahren Spur seiner besonderen Künste ablenken solle.

Die angekündigte Stunde des verhängnisvollen Kollegs erschien. Beireis sah von seinem Stubensfenster aus Scharen von Studenten in sein Haus strömen; dabei kitzelte ihn zugleich die Schadenfreude, daß die Professoren Henke, Bruns und Bartels sich heute vergeblich vorbereitet haben und auf die Zuhörer vergebens warten würden, er hoffte, die Studenten von neuem blindlings an sich zu fesseln. Nachsinnend über seinen Vortrag wollte er eben das Zimmer verlassen, als ein entsetzlicher Lärm in den Räumen des Auditoriums und der Treppe entstand, einer Schlägerei ähnlich polterte und bröhlte es, schon dachte Beireis mit Bangen an die Mög-

lichkeit, daß seine feindlichen Kollegen eine Studentenpartei gewonnen und zur Störung des Kollegiums abgesandt haben könnten. Jetzt aber wälzte sich der Tumult auf die Treppe, man rief: „Knoten hinaus! Schlagt die Knoten nieder!“ und alsbald stürzten einige junge Leute in zerrissenen Röcken, teils ohne Kopfbedeckung, teils die zerzauste Mütze in der Hand, von Stockhieben verfolgt, aus dem Hause auf die Straße. Beireis wollte eben hinauseilen und durch seine Autorität die Ordnung herstellen, als Leonhard zitternd in die Studierstube kam und den Hofrat zurückhielt. „Ach! Bleiben Sie hier, bis erst alles vorüber ist,“ sagte er, „Sie haben befohlen, daß nur immatrikulierte Studenten in das heutige Kolleg kommen dürften, um das Geheimnis zu erfahren. Da hatten sich aber heimlich mehrere Schustergefallen mit hereingeschlichen, die kaum von den Studenten erkannt waren, als es hieß: „Schuster, Knoten, hinaus!“ und alle über die armen Kerle herfielen. Den einen haben sie blutig geschlagen.“

Beireis vernahm dieses Ereignis mit Wohlgefallen, denn er erkannte daraus die eifersüchtige Begeisterung, welche er in der Studentenschaft hervorgerufen hatte. Leonhard hatte aber kaum seine Mitteilung beendet, als ein neuer Lärm entstand, wieder eine Person, wie ein Wild auf der Treibhege hinausgejagt wurde und Beireis denselben Juden erkannte, der vor beinahe zwei Stunden bei ihm gewesen war und sich ebenfalls in das Auditorium geschlichen haben mußte. Er blieb einen Augenblick auf der Straße stehen, blickte grimmig nach dem Hause zurück, bewegte die Lippen, während er mit der Hand geheimnisvolle Zeichen machte, und besah dann, davonlaufend, seinen an den Kleidern genommenen Schaden.

Von nun an war alles ruhig.

Beireis wartete noch einige Minuten, befahl dem Jamulus, die Haustür zu verriegeln und ging dann die Treppe hinauf. Mit ernster, feierlicher Haltung öffnete er das Auditorium und eine tiefe Stille trat in dem überfüllten Raume ein; er hatte Mütze, an das Ratheder zu gelangen, wo ihn plötzlich, als er die Blicke befriedigt

umherzuschweifen ließ, ein lautes Vivat bewillkommnete. Dicht gedrängt saßen die Studenten auf Bänken, Tischen, und selbst auf dem Fußboden, die Mappe auf den Knien, an der Wand oder auf die Rücken anderer gelegt, das Tintenfläschchen mit der eisernen Spitze in jedes passende Holz, nötigenfalls in den Absatz des Schuhs gebohrt und den Fuß dabei über das andere Knie gelagert. Jeder hatte sich vorbereitet, das große Geheimnis wörtlich niederzuschreiben.

„Meine Herren!“ begann er, „fast ergreift mich ein Zagen, wenn ich im Begriff stehe, ein tiefes Geheimnis auszulaudern und ich an das Schicksal eines verratenen und nach Konstantinopel gebrachten Adepten denke. Als dieser seine Kunst des Goldmachens mitteilen soll, weigerte er sich nicht, denn er würde jedenfalls getötet worden sein. Aber er wollte den gewissen Tod nicht ohne weises Beispiel erdulden. Er erbot sich zur Eröffnung einer noch größeren Kunst, nämlich hiebfezt zu sein. Rasch wird die Probe gemacht und es fäbelt im nu der Sultan den Kopf des Adepten vom Rumpfe, obgleich dieser das schützende Amulett im Munde hielt, dessen mit Staunen gelesene Inschrift sagt: „Den Tod fürchte ich nicht, aber wohl die Schande, ein Geheimnis zu verraten.“

Eine Unruhe erhob sich in der Versammlung.

„Aber“, fuhr Beireis schnell fort, „ich stehe, das seze ich voraus, nur vor Studenten, vor meinen Schülern und Freunden, und sie sollen erfahren, was ihr Lehrer in den Tiefen der Natur doch nur auffand, als er für sie nach Weisheit und Früchten der Forschung suchte.“

Ein donnerndes Hurra war die Antwort der Studenten.

„Es ist viel darüber gestritten worden, ob es möglich sei, Gold zu machen. Jetzt will man es sogar für unvernünftig halten, seitdem der unzuverlässige Wiegleb darüber geschrieben hat; aber es sind nur schwache Beweise, die er gegen die Möglichkeit vorbringt und er hat nur die unbegründetsten Data widerlegt. — Herelius erzählt in seinem Vitulus aureus de anno 1667, daß am 27. Dezember des vorhergegangenen Jahres ein Mann zu ihm gekommen sei, welcher sich mit ihm über die Möglichkeit,

Gold zu machen, berebet hätte. Als er gesagt, daß er es nicht für möglich hielt, hatte der Fremde einen goldenen Teller aus dem Busen gezogen und ihm versichert, daß er diesen Teller aus selbst verfertigtem Golde habe arbeiten lassen. Darauf hat er aus einer Dose einen gelben Stein hervorgeholt und sich Blei, ein Becken mit Kohlen und einen Tiegel ausgebenen. Hevelius tauchte voller Neugierde seinen Finger in die gelbe Masse und ließ nur ein paar kleine Körner auf das Blei fallen, und in demselben Augenblicke ist die ganze Bleimasse in die Luft geflogen und alles, was wieder niederfiel, war Glas. Der Fremde sagte: die Wirkung sei zu schnell gewesen, das Blei hätte allmählich in das Pulver übergehen müssen, er würde es besser umgerührt und in Wachs eingewickelt haben.“

Ein Teil der Studenten schrieb eifrig jedes Wort nach, ein anderer hielt die Feder bereit und wartete auf den wahren Kern der Enthüllung.

„Auf vieles Bitten des Hevelius“, fuhr Beireis fort, „gab ihm der Fremde ein Stückchen des Steines; Hevelius bat um etwas mehr, der Fremde ließ sich das Stückchen zurückgeben, brach es durch und gab ihm die eine Hälfte davon zurück. Darauf ging er fort, nachdem er versprochen hatte, am anderen Tage wiederzukommen; er kam aber nie wieder. Hevelius nahm, als der Fremde fortgegangen war, in Gegenwart seiner Frau das Stückchen Stein, wickelte es in Wachs und warf es in einen Tiegel mit geschmolzenem Blei. Nach einer Viertelstunde erhielt es die schönste Purpurfarbe und nachdem es kalt geworden war, die schönste Goldfarbe. Hevelius ließ es von einem Goldschmied probieren, dieser versicherte ihm, daß es das reinste Gold sei und bot ihm 500 Gulden für die Unze. Meine Herren! Das Zeugnis eines solchen Mannes, der vorher selbst dagegen geschrieben hatte, der uns ein Faktum erzählt, das ohne Weisheit des Fremden und folglich ohne Betrügerei vorging, verdient wohl Glauben und das hätte Biegeln widerlegen sollen, wenn er es vermochte. Kunkel ferner erzählt in seinem *Laboratorio chymico*, daß 1754 ein gewisser Schwärzer dem Kurfürsten von Sachsen ein Buch übergeben hat, worin der ganze

Prozeß des Goldmachens beschrieben war. Man hat diesem Manne darauf das Goldhaus zu Dresden erbaut, und aus dem von ihm produzierten Golde die sächsischen Goldgülden geschlagen. Nach dem Tode des Kurfürsten ging er nach Prag zum Kaiser Rudolph, der ihn zum Reichsschatzmeister machte. Nun, meine Herren, wird Ihnen klar und begreiflich, woher dieser Fürst so viel Kriege führen und doch noch dreizehn Millionen geschlagenen Goldes hinterlassen konnte. Nach Schwärzers Abgange von Dresden erhielt Kunkel die Aufsicht über das Goldhaus daselbst und fand unter den darin befindlichen Schriften auch ein Manuskript von Schwärzer, welches unter anderem folgende Worte enthielt: In Ungarn wächst ein schönes grünes Kraut mit einem gelben Blatte; wenn man dies in Essig legt, so werden sich oben nach einiger Zeit Deltropfen zeigen. Ein Teil von diesen Deltropfen gibt tausend Teile Gold. Kunkel erklärt das grüne Kraut ganz richtig als ein bildlicher Ausdruck für ungarisches Vitriolöl. Er wollte sich eben eine Ladung aus Ungarn kommen lassen, als die Arbeiter in der Mauer ein Gläschen mit solchem Vitriolöl fanden. Er goß es in ein größeres Glas, vermischte es mit Essig, mußte aber alsbald auf ein Vierteljahr verreisen und konnte sich also während seiner Abwesenheit nicht darum bekümmern. Nach seiner Zurückkunft kam ihm ein äußerst angenehmer Geruch entgegen; er sah sogleich nach seinem Glase und fand auch wirklich einige rote Tropfen darauf schwimmen. Er lief sogleich zum Generalpräsidenten von Friesen, nahm ihn mit sich in seine Wohnung und zeigte ihm die Deltropfen; darauf ließ er Silber in Scheidewasser auflösen und um das etwa noch darin befindliche Gold herauszubringen, verband er es wieder mit Kupfer und legte die Hälfte davon in den Tiegel. Nun nahm er Baumwolle, ließ die Deltropfen sich einsaugen, legte dieselbe auf das Silber und deckte die andere Hälfte Silber darüber. Ein starkes Feuer schmolz hierauf das Silber und man fand mehr als die Hälfte in Gold verwandelt. Kunkel trieb es in der chemischen Kapelle ab und der Baron von Friesen nahm das Gold heraus. Er versuchte es nochmals und öfter mit ungarischem Vitriol, allein es

finden sich nie die Deltropfen. Das Zeugnis eines so ehrlichen Mannes aber, wie Kunkel war, hat den schönsten Grad der Glaubwürdigkeit und solche Tatsachen kann der naseweise Wiegleb nicht mit allen seinen Spitzfindigkeiten wegleugnen.“

Die Studenten wurden etwas unruhig und schienen noch nicht recht befriedigt zu werden, da sie mit ungeduldigem Verlangen auf das eigentliche Geheimnis begierig waren. Beireis merkte die Aeußerungen der hingehaltenen Spannung und fuhr fort: „Der Stein der Weisen läßt sich nur auf zwei mögliche Arten verfertigen. Ich muß ihn entweder so machen, daß er sich bloß mit den edleren Theilen der schlechteren Metalle verbindet und dasjenige, was nicht dazu gehört, austößt, oder ich muß veranlassen, daß er alles zu Schlacken macht, was nicht zum Golde gehört und eben das schlechte Metall als schlechtes charakterisiert.“

Alle Federn der Studenten waren jetzt eifrig in Bewegung geraten, sie kritzelten laut in der allgemeinen Stille der Versammlung; keiner wollte ein Wort der Weisheit verlieren.

Mit sarkastischem Lächeln, das aber sogleich wieder in würdigen Ernst überging, fuhr Beireis abermals nach einer Pause von wenigen Augenblicken fort: „Jedes Metall besteht nämlich 1. aus der Metallerde, dem Principio metallico, 2. aus etwas mehr oder weniger Phlogiston und 3. aus etwas mehr oder weniger Glaserde. Das Gold hat von dieser Glaserde gar nichts und von dem Phlogiston nur sehr wenig; Glaserde und Phlogiston müssen also aus dem schlechten Metall entfernt werden, wenn man Gold daraus machen will. Die Farbe ist etwas Zufälliges, und kann ihm leicht gegeben werden. Da nun die Materie des besten Metalles in einigen Metallen mehr, als in anderen vorhanden ist, so sieht man leicht ein, daß aus einem Metalle mehr Gold als aus einem anderen gemacht werden kann. Demnach gibt Silber das meiste Gold, dann Blei, welches beinahe $\frac{1}{2}$ gibt, dann Kupfer $1\frac{1}{2}$ Viertel. Das Goldmachen ist also keine *mutatio metallorum*, sondern es wird nur das abgeschieden, was nicht Gold ist, so wie man, wie Sie, meine Herren, in meinen prakti-

ſchen Vorträgen über Chemie geſehen haben, bei dem Antimonium, einer ſpröden, metalliſchen Subſtanz, durch Hinzufegung von Eiſen oder Sal alcali dasjenige, was nicht Metall iſt, herausſcheidet und in Schlacken verwandelt“

Dieſe Mitteilung erregte große Senſation bei den Studenten. Viele Blicke voll Bewunderung und Begeiſterung fielen auf den Lehrer. Dieſer ſah ſiegreich auf ſeine Zuhörer herab. „Das Blei verhält ſich zum Golde wie 11 zu 19; wenn ich alſo das Blei in einem halb ſo großen Raum bringen könnte, ſo würde es ſich zum Golde wie 22 zu 19 verhalten, folglich würde das aus Blei verfertigte Gold weit ſchwerer als das natürliche ſein. Die Teile wären alsdann in einem engeren Raum gerückt, hätten mehr Berührungspunkte und würden ſich alſo leichter verſchieben laſſen, ohne aus ihrem Zuſammenhange zu kommen, kurz -- das Blei hätte eine größere Dehnbarkeit erhalten. Das Feuer würde auch nicht mehr vermögend ſein, die mehr zuſammenhängenden Teile in die Luft zu jagen, folglich hätte das Blei auch eine größere Feuerbeſtändigkeit und Dehnbarkeit und da das in einen engeren Raum gebrachte Blei ſich zum Golde wie 22 zu 19 verhält und daher jene beiden Eigenſchaften dann in größerem Maße als Gold beſitzt, ſo wird das Produkt das feinſte Gold ſein und jeder wird es, nachdem ich ihm nur noch die gelbe Farbe gegeben habe, dafür anerkennen. Auf folgende Art, meine Herren, können Sie Gold künstlich zubereiten: 1. Man nimmt Eiſen, Queckſilber und gemeinen Vitriol, reibt es untereinander, daß es zu einem Amalgam wird, ſtößt dieſes zu Pulver und wäſcht es ab. Hierauf tut man es in einen eiſernen Kolben, worüber man einen eiſernen Helm ſetzt, und deſtilliert es. Ein Quentchen von dem Pulver, das im Kolben übrig bleibt, gibt einen Gran Gold. Oder 2. Man nehme Blei oder Mennige und Kieſelſteine und ſchmelze ſie zuſammen und man erhält alsdann ein leicht ſchmelzbares Glas. Dieſes legt man in einen etwas größeren Tiegel, tut Silber hinzu und ſchmilzt es eine Stunde in einem ſehr ſtarken Feuer. Hierauf löſt man das Silber in Scheidewaffer auf und das Gold fällt als ein ſchwarzes Pulver zu Boden.

Sie sehen, meine Herren, daß man immer nur gewisse, wenige Prozente zu gewinnen vermag und sobald ein Goldmacher sagt, daß er aus einem Pfund Blei ein Pfund Gold machen könne, so ist er ein Betrüger. Kennen Sie aber nun das Geheimnis, so gebrauchen Sie dasselbe mit Klugheit und Vorsicht. Man trage sein Gold auf Reisen immer selbst zur Münze und lasse es prägen, man schmelze es aber selbst, denn seine Feuerbeständigkeit macht, daß es ein weit größeres Feuer gebraucht, als das natürliche Gold und diese Eigenschaft sowohl wie seine Farbe sind seine Verräter; man lasse die Stücke einige *℔* schwerer prägen, damit sie nicht zu klein gegen die übrigen werden und reise immer weiter, von einem Ort zum anderen.“

Die Dämmerung war bereits hereingebrochen, die nachschreibenden Studenten waren mit ihren Augen immer näher auf ihr Papier niedergefunken; da erhob Beireis zum Schlusse noch einmal seine Stimme mit großer Feierlichkeit. „Meine Herren! Sie sind jetzt in den Besitz eines Geheimnisses gekommen, welches vielen unzählige Opfer gekostet und das mancher Fürst sich für Tausende zu erkaufen gesucht hat. Aber es gehört noch, wie in allen Dingen, welche die Natur beherrschen und ihre geheimen Kräfte entfesseln, ein fester Glaube an eine Macht dazu, welche die Elemente regiert und als unsichtbare Beherrscherin auch geistig und durch freundliche Hingebung an die Welt der Geheimnisse bezwungen werden will. Darum wird es dem Zweifler nie gelingen, die Elemente werden unter seinen Händen sich abstoßen und was gebunden werden soll, wird sich entzweien. Das ist alles, was ich Ihnen zu sagen vermag!“ Mit diesen nicht ohne Absicht gesprochenen Worten verneigte sich Beireis feierlich und schritt langsam vom Ratheder nach der Tür. Eine tiefe Ruhe begleitete ihn bis dahin, dann aber brach die ganze Zuhörerschaft in ein lautes begeistertes „*Vivat Beireisius!*“ aus, dem er sich schnell durch seine Entfernung entzog.

Diese Vorlesung hatte ihre nachhaltige Wirkung nicht verfehlt, man sah in aller Mienen die Aufregung und die Ungebuld, sobald als möglich die Versuche der Gold-

macherei zu beginnen. Nur wenige Studenten, unter ihnen der kleine Loffius, waren objektiv genug geblieben, um flüsternd das eben Gehörte zu bekritteln. Die Mehrzahl aus allen Fakultäten schwärmte für den Gedanken, sich goldreich zu machen.

„Hört, Kommilitonen!“ rief ein Senior an die Auditoriumstür tretend und dieselbe versperrend, „nur Studenten sind gegenwärtig. Denkt daran, was uns das Geheimnis noch nützen könnte, wenn es die Welt überall erfahren würde. Laßt uns, die wir hier sind, ein feierliches Ehrenwort geben, nichts von der Kunst irgend einem anderen zu verraten, unsere Feste keinem zu zeigen und mit niemanden darüber zu sprechen. Laßt uns auf Ehrenwort schwören, daß derjenige, der zum Verräter wird, pro patria gefordert werden soll nach Burschenbrauch!“

Dieser Aufruf fand eine allgemeine Anerkennung, man schwur auf Ehrenwort, schrieb die Namen der Eingeweihten auf ein Blatt Papier und stürmte dann aufgeregt davon.

Die Studenten hatten sich kaum rechts und links auf die Edelhöfe verteilt, als eine größere Gruppe an der nächsten Straßenecke plötzlich von einer großen Anzahl Gesellen angehalten und mit Schimpfworten und drohenden Gebärden beleidigt wurde. „Schlagt darauf!“ ertönten mehrere rohe Stimmen, „ha, da sind die dummen Jungen, welche mich aus dem Hörsaal geschmissen haben!“ rief derselbe Geselle, der vor einer Stunde von den Studenten blutrünstig mißhandelt worden war. „Welche sind es, Hildesheimer?“ fragte ein anderer Geselle, aber sogleich fuhr auch ein Knüppel auf einen Studenten nieder und das Signal zu einer heftigen Schlägerei war gegeben. Stöcke, Rapiere, Steine und was die nächste Häuserumgebung darbot, wurden zu Waffen des Angriffs und der Notwehr.

Der vorhin aus dem Auditorium blutig vertriebene Schustergefelle war nämlich mit seinen Leidensgefährten nach der Herberge gelaufen und hatte den dort befindlichen Kameraden seine Wunden und zerrissenen Kleider gezeigt. Man hatte in aller Eile alle anderen Schuster-

gesellen in der Stadt zusammengeholt und sich eine gewaltige Rache vorgenommen. In dieser Absicht waren die Studenten auf der Straße erwartet worden. Die Schlägerei wurde immer heftiger und gefährlicher, die Studenten ließen den Ruf: „Burschen heraus!“ ertönen und von allen Seiten strömten Studenten auf den Kampfplatz, aber auch die Schustergesellen erhielten Unterstützung. „Nehmt ihnen die Mappen weg, sie haben das Geheimnis hineingeschrieben!“ riefen mehrere Gesellen, und nun entstand ein Ringen um die Mappen, welche die Studenten um keinen Preis erbeuten lassen wollten. Aus allen Fenstern blickten ängstliche Gesichter auf den blutigen Kampf herab, die Bürger schlossen ihre Türen, die Vorübergehenden flohen davon, hier und da schleppten sich Gesellen und Studenten mit ihren blutenden Wunden oder Quetschungen nach den nächsten Brunnen und Zufluchtsörtern; die Straße, wo der Kampf begonnen und sich bereits weiter in eine Gasse gewälzt hatte, war mit Blut, abgerissenen Rockschößen, zersplitterten Stöcken, zerrissenen Kollegmappen und Hesten bedeckt, Vom Markte her erschienen Universitätspedelle und Ratsoldaten, um Ruhe zu stiften. Die Kämpfenden hatten sich erschöpft, die Gesellen zogen sich nach der Gegend der Schusterherberge zurück, um sich zu sammeln und zu neuem Kampfe zu stärken, die Studenten verfolgten den Gesellenhaufen einstweilen nicht zu gleichem Zweck. Keiner dachte in diesem Augenblick noch an die Goldkunst und das Geheimnis, viele Mappen waren in Fetzen gerissen oder erbeutet. Der Ruf: „Burschen heraus!“ hatte jetzt die gesamte Studentenschaft auf die Beine gebracht, Kaspar Witte und Strombeck organisierten die Kommilitonen und alle riefen: „Simson sei unser Führer, wir wollen von neuem auf die Knoten losgehen! Nieder mit den Pechhengsten!“

In diesem Moment erschien plötzlich der Prorektor Henke, an der Spitze der „Budel“, wie die Universitätspedelle bei den Studenten heißen, und hörte gerade den Ausruf der zu neuem Kampf Aufgeforderten. Henke hatte bereits erfahren, daß die Schlägerei ihren Ursprung vom Beireis'schen Kollegium datiere und, war es ihm ohnehin

schon ein Aerger gewesen, daß die Studenten in großer Zahl dem mystischen Rufe des Beireis und seinen Lockungen des Goldmachens gefolgt waren, so hatte sein Aerger noch eine neue Nahrung darin gefunden, daß er um dieselbe Zeit vergeblich auf seine Zuhörer gewartet, sein Auditorium leer gefunden und daraus geschlossen hatte, daß auch seine Schüler dem Aberglauben gefolgt sein mußten. In dieser Verstimmung langte er jetzt auf dem Kampfplatze an und sah zufällig, wie ein paar Theologen, die in sein Kolleg hätten kommen müssen, aus Leibeskräften schrien: „Nieder mit den Pechhengsten!“ In der Uebereilung seines lebhaften Charakters ließ er diese Studenten sogleich im Namen des Prorektorates durch die Bedelle in den Karzer abführen, verlas das Tumultgesetz und befahl, mit einer strengen Untersuchung drohend, daß sämtliche Studenten sich ruhig nach Hause begeben sollten.

Die Einsperrung der Studenten brachte eine große Aufregung hervor, man forderte Genugthuung. Henke wies auf die gerichtliche Untersuchung hin, man drohte mit gewaltfamer Opposition, aber Henke ließ in der ärgerlichen Leidenschaft noch zwei Studenten in den Karzer abführen, mit denen er sich selbst entfernte.

„Kommt!“ rief Simson glühend, „kommt nach dem Ducksteinkeller, wir sind beschimpft, wir verlangen Ehrenerklärung! Wir verlangen Ehrenerklärung! Wir wollen einen Burschenrat berufen!“

„Ja, einen Burschenrat! Vereat Henke! Nieder mit den Pechhengsten!“ riefen alle und drängten sich unter dem drohendsten Lärmen nach dem Markt zu. Es war dunkel geworden. Der Ruf: „Licht an die Fenster!“ welcher aus dem immer mehr wachsenden Studentengewühl vor dem Ducksteinkeller erscholl, erschreckte, in Erinnerung älterer Tumulte, die nahewohnenden Hausbewohner so sehr, daß alsbald an den Parterrefenstern Lichter erschienen und die Haustüren still verriegelt wurden. Einige Jackeln, welche vom Korneliusberge her noch beim Ducksteinhofes lagen, wurden angezündet, die Korpsfahnen geholt und die gesamte Burschenschaft mit Rappieren bewaffnet. So bertet ein lärmender, fast den

Markt füllender Haufen von Studenten in großer Bewegung, was zu tun sei, während die Fahnen, Klingen und Häuserwände vom glühenden Scheine der Fackeln erleuchtet waren, deren schwarzer Rauch in die dunkle Luft hinaufwirbelte. Plötzlich erscholl der laute Ruf: „Rache! Satisfaktion!“ und es ergoß sich der dunkle Strom der Studenten über den Markt nach der Stadtgegend hin, wo die Schusterherberge lag. Hier hatten sich die Gesellen nicht minder zum Empfange der Angreifer vorbereitet; Knüttel, Stuhlbeine, Aerte und Steine waren ihre Waffen. Mit furchtbarer Gewalt und mit dem Vorteile gewandter Fechtkunst hatten aber die Studenten nicht nur eine Schutzwache von Ratsoldaten und „Schnurren“ in die Flucht geschlagen, sondern auch alsbald Haustür und Fensterläden der Herberge erobert und nach kurzer Gegenwehr die Schustergefellen gezwungen, sich über Mauern, Dächer und Höfe der Nachbar- und Hinterhäuser zu retten.

„Reißt das Schild herunter!“ erscholl es von den Studenten und im Nu war das Herbergsschild mit seinem Reichsadler herabgerissen, als eine Siegestrophäe auf die Schultern geladen und mit Spott verhöhnt. Nun setzte sich der ganze, wilde Zug in Bewegung und führte unter dem schrecklichen Gebrülle: „Horrida! Horrida!“ das Schild durch viele Straßen der Stadt. Vor dem Hause des Prorektors Henke blieb man halten und forderte die Herausgabe der im Karzer eingesperrten Kommilitonen; Henke aber war nicht zu Hause, er sei, ließ die zitternde Frau sagen, im Senatslokal. „Dahin!“ riefen unzählige Stimmen und der Zug bewegte sich mit dem Geschrei: „Horrida!“ nach dem Collegienplatze. Die Bürger der Stadt kannten diesen wilden Ruf und wagten sich kaum an die Fenster; niemand setzte den Studenten ein Hindernis entgegen.

Prorektor Henke hatte in aller Eile den akademischen Senat zusammenberufen lassen und beriet mit ihm, was zu tun sei. Beireis, ein Mitglied des Senates, war nicht erschienen. Einige Professoren erklärten sich mit den strengen Maßregeln Henkes nicht einverstanden und als sich die drohende Studentenmasse immer näher und end-

lich auf den Collegienplatz wälzte, da forderten einige Professoren den Weg vermittelnder Güte, von dem aber die Mehrzahl nichts wissen wollte, um die moralische Autorität nicht zu verschzeren.

„Es ist nur der Skandal einiger weniger und nicht eine allgemeine Sache der Studentenschaft“, versicherte Henke.

Jetzt erschien eine Deputation der Studenten und forderte Freilassung der gefangenen Kommilitonen und Satisfaktion vor den Philistern. Simson selbst redete hier das Wort. Der Senat wies auf die folgende Untersuchung und erklärte, mit der Studentenschaft nicht eher unterhandeln zu wollen, bis sie sich zur Ruhe begeben und die Waffen niedergelegt habe. Diese Antwort wurde von der unten harrenden Menge mit furchtbarem Gebrüll erwidert. „Befreit die Gefangenen mit Gewalt, sprengt die Karzer!“ riefen viele, die größere Zahl aber hatte nicht Lust, ehrbare und langweilige Unterhandlungen abzuwarten und zog mit lautem Gesange und das Herbergschild fortschleppend, auf den Markt zurück, wo man das Schild zerstückte und unter wildem Jubel verbrannte.

Währenddessen aber war es bekannt geworden, daß der Magistrat an die Universitätsjustiz eine Aufforderung hatte ergehen lassen, schnell dem Tumulte Schranken zu setzen oder städtische Hilfe anzufordern. Dieses erbitterte die Studentenschaft noch mehr, man hielt Ehre und Rechte gekränkt und der Ausruf eines Einzelnen: „Wir müssen die Julia Carolina und die Stadt Helmstedt in „Versch—ß“ erklären, wir wollen ausziehen!“ wurde im Augenblicke der Ruf aller. Man bildete einen Kreis auf dem Markte, sprach den Berruf über die Stadt aus, erklärte jeden Studenten, der, ohne Stipendienverpflichtungen zu haben, in der Stadt bleibe, für ehrlos und brach einen Stab durch, den ein Senior rücklings über den Kopf warf. Die Ahterklärung war ausgesprochen, man wollte am andern Morgen feierlich aus der Stadt ziehen und gab sich die Nacht hindurch einer wilden Fece hin.

Am andern Morgen bewegte sich ein großer Studentenzug mit Fahnen und Waffen, Chargierten zu Pferde

und einer langen Reihe Studiosen mit dem Tornister auf dem Rücken, Peise nebst Rappieren in den Händen und mit den farbigen Bändern der Landsmannschaften geschmückt vom Markte aus nach dem Magdeburger Tore. Es folgten ihnen einige freiwillige Marketenderinnen, Knechte und die Eigentümer der von den Chargierten gerittenen Pferde, um diese wieder zurückzuführen. Manches nasse Mädchenauge am Fenster erhielt einen zärtlichen oder imponierenden Abschiedsgruß, während die Bürger und Wirte mit besorglichen Mienen den Abziehenden nachblickten und sich mit der Hoffnung baldiger Rückkehr zu trösten suchten.

Die Studentenschaft zog nach Morsleben, dem ersten preußischen Grenzorte in der Nähe, um von hier aus die weiteren Unterhandlungen mit dem Senate der Universität und der Stadt abzuwarten.

Es vergingen mehrere Tage darüber; in Morsleben herrschte reges Leben, es nahmen die fröhlichen Einwohner bald teil am Zechgelage, an Gesang und Liebe, während Helmstedt ganz verödet erschien. Alle Kollegs waren geschlossen, die Wirte hatten keine Gäste, die Hausbesitzer nahmen keine Miete ein, Freude und Verkehr waren von den Plätzen und Straßen gewichen, man hörte nicht mehr das Lied, den Sporenklang und den Vivatruf des Bruder Studio, das hübsche Mädchen lauschte nicht mehr auf das Vorüberreiten des fidelen Burschen und der sonntägliche Tanz auf dem Wirtsgarten vor dem Tore fiel aus. Schon am andern Tage nach dem Auszuge der Studenten waren die Bürger zusammengetreten und hatten eine Deputation an den Bürgermeister und den Prorektor gesandt, um die Rückkehr der Studenten zu fordern. Weizel war in dieser Zeit nicht untätig geblieben. Wohlweislich hatte er sich am Tumultabend nicht an den Beratungen des Senates beteiligt, da er eine passende Gelegenheit zu finden gedachte, im Interesse der Studenten zu wirken und dadurch dieselben wieder näher an sich zu fesseln und den feindlichen Kollegen zu entfremden. Wo er als Arzt am Tage darauf in die Bürgerhäuser gekommen war, da hatte er die Maßregeln des Senats und die Mißgriffe Henkes scharf getadelt und die üblen Folgen für den

Verkehr der Stadt lebhaft geschildert. Die Bürger beriefen sich bei ihren Schritten zur Rückberufung der Studenten auf Beireis und seine Teilnahme für dieselben wurde bald bekannt. Auf das gesteigerte Drängen der Einwohner, welche in ihren unteren Klassen sogar mit Demonstrationen gegen den Prorektor drohten, stellte auch der Rat von Helmstedt das Verlangen nach Zurückberufung der Studentenschaft und es waren bereits mehrere Tage darüber vergangen, als der Senat zu einem Entschlusse kommen konnte. Beireis war in der letzten Senatsitzung erschienen und hatte mit seiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit und Schärfe den Prorektor getadelt, der anstatt den Studenten beizustehen, da sie die Ueberfallenen gewesen wären, als willkürlicher Polizist die öffentlichen Rechte der Burschenschaft verletzt habe. Henke mußte sich viele bittere Worte sagen lassen, die Beireis bei dieser Gelegenheit, wo er Studenten und Volk hinter sich hatte, nicht sparte, da die Gelegenheit gekommen war, die feindlichen Kollegen unpopulär zu machen.

Man entschloß sich endlich, als Beireis das mißgünstige Zögern mit der Bemerkung erschreckt hatte, daß er noch am heutigen Tage nach Braunschweig fahren und die Sache bei dem Herzoge vorbringen werde, zu einer gezwungenen Nachgiebigkeit, indem man die gefangenen Studenten frei gab und diese nach Morsleben mit der Einladung zur Rückkehr absandte. Die Antwort der Studentenschaft aus Morsleben lautete dagegen: „daß sie nicht auf diese Weise wiederkehren und die Achtung der Stadt zurücknehmen werde, daß sie fordere, mit allen Ehren, mit Musik und Festlichkeiten eingeholt zu werden.“

Auch diese Forderung mußte auf Beireis Drängen erfüllt werden, der Tag der Rückkehr war ein Festtag, die Bürger hatten das Magdeburger Thor bekränzt, auf dem Markte und vor den beiden Eingängen des Kollegienplatzes Triumphbogen erbaut und sich dann auf den Weg begeben, um die von berittenen Chargierten angeführten Studenten einzuholen; die Frauen und Mädchen der Stadt warteten auf den Zug am Tore, um die Senioren mit Kränzen auf seidenen Rissen zu begrüßen, von den Professoren war Beireis in einem Wagen hinausge-

fahren, und er wurde beim Zusammentreffen mit der Studentenschaft mit donnerndem Hurra, Fahnenstößen und Musikschwallen willkommen geheißen und im Triumphe, mit Ehrenreitern zu beiden Seiten seines Wagens, zurückgebracht. Wie in eine eroberte Stadt, so stolz und mutig zogen die Studenten, im großen Aufzuge ihrer Landsmannschaften, durch Tor und Straßen, unter dem Vivat und Hutschwenken der Bürger nach dem Collegienplatze, wo die Professoren, der Prorektor an ihrer Spitze und im Ornate, die übermütige Jugend mit erzwungenem Pathos willkommen hießen und Vergessenheit des Vorgefallenen erklärten. Die Studentenschaft zog dann durch viele Straßen der Stadt, nachdem sie Beireis nach dessen Hause begleitet und ihm ein Musikständchen gebracht hatte, begrüßte die „Kneipen“ und hübsche „Philistertöchter“ im Vorbeiziehen und veranstaltete abends einen großen Fackelzug, der gegen Mitternacht damit endete, daß sämtliche Fackeln auf dem Markte zusammengeworfen und unter Vivatruf zu Ehren der Stadt Helmfest verbrannt wurden.

Erst nach drei Tagen kehrte die Ordnung in das akademische Leben zurück, die Vorlesungen konnten wieder fortgesetzt werden und „der Auszug nach Morsleben“ war bald ein der Universitätsgeschichte verfallenes Ereignis der Vergangenheit.



Viertes Kapitel

Als in Helmstedt alles wieder im alten Gleise fortging, war es eine erste Beschäftigung der Studenten geworden, das große Geheimnis der Goldmacherkunst, welches ihnen Beireis auf so uneigennützige Weise mitgeteilt hatte, nützlich zu machen. Die wenigen Studenten, welche in der großen Schlägerei ihre Mappen und Hefte gerettet hatten, wollten das Geheimnis nicht mitteilen und gaben vor, ebenfalls ihres Heftes beraubt zu sein, um wo möglich den Nutzen für sich auszubeuten, und die meisten machten sich an das Werk, indem sie aus dem Gedächtnisse den alchimistischen Prozeß darzustellen suchten. Wo man in eine Studentenstube kam, da traf man einen Einsamen oder einige nähere Freunde am Tiegel sitzen, mit Blei, Vitriolöl und Quecksilber beschäftigt und, wenn das Gold nicht gelingen wollte, sich gewaltsam besinnend und gegenseitig mit dem Gedächtnisse aushelfend.

Hofrat Beireis erfuhr dieses sehr bald und es konnte ihm nichts erwünschter und zu gelegenerer Zeit gekommen sein, als dieser Angriff der Schustergesellen auf die Hefte der Studenten, da nun das Mißlingen ihrer alchimistischen Experimente immer dem Fehler des Gedächtnisses zunächst zugeschrieben wurde. Dieses alchimistische Treiben der Studenten war aber den übrigen Professoren ein stiller Aerger, doch wagten sie nach den vorgefallenen Ereignissen nicht, wie früher, direkt gegen Beireis und seine angebliche Enthüllung aufzutreten, zumal jener die volle Sympathie der Studenten besaß und es eine Ehrensache derselben geworden war, seine Kollegia zu besuchen. An Wieglebs natürliche Magie dachte in dieser Zeit niemand mehr, die Professoren sahen ihren schönen Erfolg der planmäßig angelegten Aufklärung durch Wort und Schrift gefährdet und da es für den Augenblick nicht an der Zeit war, Vorträge in der „deutschen Gesell-

schaft“ zu halten oder in dem Wochenblatte zu opponieren, so sannnen sie im stillen über die geeigneten Mittel nach, um den von Beireis angeregten alchimistischen Eifer der Studenten zu schwächen und sie wieder mit Interesse für Wiegleb zu erfüllen.

Es war ein Abend, an welchem die sogenannte „Holländerschaft“, jene Studentenzahl, welche um lutherische Theologie zu studieren, aus Holland nach Helmstedt gekommen war, sich bei den sieben Vandsleuten zu versammeln pflegte, welche in dem Hinterhause des Professors Bruns wohnten und dessen spezieller Aufsicht anvertraut waren. Die Gespräche, die hier gewöhnlich gehalten wurden, drehten sich größtenteils um theologische Gegenstände, worüber besonders der kleine bucklige Lossius gern disputierte, da er, als ein sehr begeisterter Schüler Henkes in der theologischen Aufklärung niemandem nachstehen wollte, sich darin gefiel, Teufel und Dreieinigkeit zu leugnen und fast jedesmal heftige Opponenten fand, die entweder im schelmischen Mutwillen oder auch aus Ueberzeugungsglauben seine Aufklärung widerstritten und dann nicht selten hartnäckig aneinander gerieten. Im allgemeinen glaubten die Theologen noch an den Teufel, weil ihn die heilige Schrift aufführt, und selbst die Juristen waren noch nicht gewiß, ob sie ihrem Justizrate Delze, der die Hexenprozesse als Aberglauben angriff, besonders seit ein Fall von Verbrennung einer Hexe in der Schweiz noch kürzlich vorgekommen war, folgen sollten oder nicht.

An diesem Abende hatten sich in der Studentenwohnung des Bruns'schen Hinterhauses außer den holländischen Theologen auch mehrere befreundete Juristen eingefunden; man war zusammengekommen, um das alchimistische Experiment zu machen, da es jedem Einzelnen nicht gelungen war. Die Holländer im Bruns'schen Hause hatten es nicht versuchen dürfen, da der Professor diese Torheit verboten und seine Pensionäre mit wachen Augen kontrolliert hatte, Lossius belachte und bespöttelte ohnehin das ganze Geheimnis und war bei den Unterredungen darüber immer ein eifriger Opponent gewesen. Heute abend wollte man aber die Versuche mit

allem Ernste treiben und sich mit dem Gedächtnisse gegenseitig aushelfen, denn Professor Bruns war mit seiner feinen und geistreichen Frau in eine große Gesellschaft eingeladen und man wußte, daß er erst spät nach Hause kommen werde.

Als die Studenten sich vor der Ueberraschung durch den Professor gesichert wußten, zogen sie ihren versteckten Tiegel nebst dem Blei- und Quecksilbervorrat aus dem Koffer hervor, machten im Ofen ein Kohlenfeuer an und hofften bei lustigem Trinken englischen Bieres aus Behses Brauerei auf den Erfolg ihrer Experimente, während Loffius mit seiner gellenden Stimme dagegen mit vielen gelehrten Gründen eiferte und ihr Vorhaben als ein abergläubisches Kinderspiel verspottete. Man ließ ihn anfangs unbeachtet reden, mischte und schmolz, aber es wollte kein Gold in den Tiegel kommen; man rekapitulierte den Beireis'schen Vortrag von neuem, suchte in nachgeschriebenen Kollegienpapieren nach, wiederholte die chemische Prozedur, aber es wollte wieder kein Gold entstehen. Je weniger die Alchimie gelang, um so mehr englisches Bier trank man im Eifer und kam allmählich aus der Verdrießlichkeit über das Mißlingen in eine heitere Ausgelassenheit.

„Es gelingt uns nicht“, sagte ein Theologe, der mit einem stillen Ernste zusehen hatte, „denkt daran, was Beireis am Schlusse seines Kollegs mit großer Feierlichkeit seinem Geheimnisse hinzugefügt hat, es gehöre, hat er gesagt, vornehmlich ein fester Glaube an eine Macht dazu, welche die Elemente beherrscht und bezwungen werden muß; was kann er damit anderes gemeint haben, als den Teufel selbst.“

Loffius lachte gellend auf, einige andere wurden bedenklich, die anwesenden Juristen waren mutwillig genug, um den Theologen zu täuschen und um Loffius zum Streiten anzustacheln, ebenfalls den Beireis'schen Worten eine solche Deutung zu geben. „Ja!“ sprach Strombeck, welcher mit zugegen war, „ohne teuflische Mitwirkung kann das Goldmachen nicht gelingen, erst muß der Satan zitiert werden. Denkt an den Korneliusberg, an die

schöne Eva Müllerin, wo ist ihre Spur zu finden? Der Teufel hat sie geholt.“

„Und ich sage euch, es gibt keinen Teufel!“ rief Loffius, „ich glaube nicht eher daran, bis er mir selbst sein Dasein bewiesen hat.“

„Aber Freitischglocke, so denke doch nur an die heilige Schrift, die enthält keine Unwahrheit. Darin wird es deutlich gesagt.“

„Oh! Darin steht noch mehr, sogar, daß Verstorbene wieder erscheinen können.“

„Das ist auch der Fall, davon haben wir neulich noch Beispiele gehabt, wenn ich auch nicht an den Teufel glauben wollte, an Geistererscheinungen glaube ich“, sagte ein Student.

„Wenn du das eine glaubst, mußt du das andere auch annehmen“, bemerkte ein dritter. „Die umgehenden Gespenster sind des Teufels Angehörige.“

„Beweise, Beweise!“ rief Loffius.

„Wahrhaftig, Loffius, du bist so nüchtern, wie der Freitisch selbst.“

„Ich fordere Beweise!“

„Nun, was sagt ihr denn von der Erscheinung des Magister Dörrien im Collegium Carolinum zu Braunschweig? Das hat mein ältester Bruder selbst mit erlebt“, nahm ein Student das Wort.

„Der wird aber nichts gesehen haben“, erwiderte Loffius.

„Erzähle, die Geschichte müssen wir erst kennen!“, riefen die meisten.

„Es lehnen sich Verstand und Philosophie gegen die Möglichkeit einer Geistererscheinung auf, es ist Selbsttäuschung oder Betrug.“

„Stille, wir wollen die Geschichte zuvor hören!“

„Mein Bruder hat hoch und heilig versichert, daß alles so gewesen ist, wie er erzählt hat. Viele Personen können es bezeugen. Als im Jahre 1745 das Collegium Carolinum gestiftet wurde, wo die Schüler im Collegiumgebäude ihre Wohnung, Aufwartung und Speisung erhalten, da kam auch mein ältester Bruder hin. Der Hofmeister Dörrien war der erste Hofmeister, starb aber schon

im Juli 1746 und wie ein Kollegianer im Winter darauf nachts zwischen 11 und 12 Uhr vor der Stube vorbeigeht, wo der Hofmeister bei Lebzeiten gewohnt hat, sieht er ihn dort im grünen Schlafrock sitzen. Der Kollegianer läuft zum Magister Höfer, dieser weckt den Professor Oeder und beide sehen ebenfalls das Gespenst und Höfer gibt zu Protokoll, daß er die Erscheinung schon früher einmal erblickt habe, als er für den neuen Hofmeister Westphal um Mitternacht die Schüler hatte kontrollieren wollen, da habe er hinter der Stube des jungen Lampedius am Eingange der gemiesenen Wohnung des verstorbenen Hofmeisters Dörrien jemand im Schlafrocke sitzen sehen, mit gebogenem Rücken, einer weißen Mütze und das Haupt zur Erde gesenkt. Vor Schrecken sei er in die Stube Westphals gelaufen, wo er noch den Professor Oeder angetroffen habe, dem die Gestalt darauf in der folgenden Nacht erschien. Es wurde nun dem Hauswarter Ernst aufgetragen, die nächste Nacht zwischen 11 und 12 Uhr mit dem Nachtwächter im Kolleg, besonders auf der Gallerie im linken Flügel, umherzugehen und, wenn er etwas Unrichtiges merke, sogleich Meldung davon zu machen. Da haben sie um dieselbe Zeit wieder den Dörrien sitzen sehen, den Kopf auf die rechte Hand gestützt und das Gesicht ganz deutlich zu erkennen; so auch den langen, schwarzen Bart, den der Hofmeister kurz vor seinem Tode getragen hatte. Wie die Geschichte dem Kammerrat Zinke bekannt wird und die Kollegianer nicht mehr des Nachts allein haben schlafen wollen, hat er den Magister Höfer und den Professor Oeder gebeten, die Sache zu leugnen, damit die Anstalt nicht in Mißkredit komme und gefährdet werde, und er selbst hat in seinen Vorlesungen die Rede auf Gespensterfurcht gebracht und diese zu unterdrücken gesucht. Auch befahl er dem Hofmeister Heise, auf einen Kollegianer genau zu achten, der wegen nächtlicher Streiche verdächtig geworden war. Als nun trotzdem die Sache vor den Herzog gekommen ist, hat er den Kuratoren befohlen, den Schülern jegliche falsche Einbildung zu nehmen und da die Erscheinung ein Betrug sei, fernere Untersuchung anzustellen. Nun aber versicherte Professor Oeder bald darauf, des nachts den

Geist zu wiederholten Malen auf seiner Stube gesehen zu haben und ließ sich ein paar Tage später beim Hofrat Erath melden und zu Protokoll nehmen, daß in vergangener Nacht der Geist des verstorbenen Hofmeister Dörrien wieder bei ihm gewesen sei; er sei ihm in weißer, glänzender Gestalt, in seinem gewöhnlichen Negligee, eine Pfeife in der Hand, vor dem Bette erschienen. Er habe sich anfänglich erschreckt, dann aber auf den Geist gescholten und geschlagen, jener aber habe sich nicht zurückgezogen. Auf die Frage, was er denn wolle, ob er vielleicht noch etwas schuldig sei, habe der Geist mit der Hand über den unrafierten Bart gestrichen und Oeder daher geglaubt, der Verstorbene sei dem Barbier noch schuldig geblieben; diese Frage aber habe er durch Kopfschütteln verneint. Da habe Oeder aus der Pfeife geschlossen, daß es eine Tabakschuld sein könne, aber auf diese Frage sei der Geist verschwunden. Danach hat Hofrat Erath befohlen, die Sache geheim zu halten, jedoch sich auch nach den Schulden des Verstorbenen zu erkundigen, die aber bis etwa 1½ Taler bezahlt gewesen sind.“

Diese Erzählung hatte, selbst Lössius nicht ausgenommen, ein unheimliches Grausen bei den Zuhörern hervorgerufen, ihre Ohren hörten unwillkürlich mit großer Gespanntheit nach jedem Geräusch, ihre Blicke fuhren bang nach den dunklen Fenstern. Lössius suchte sich zuerst von dieser Befangenheit frei zu machen, indem er sich überredete, daß doch alles Betrug gewesen sein müsse und er sprach diese Ansicht schon mit erzwungener Unerblichkeit aus, als er noch eine innere, fröstelnde Empfindung verspürte. Er wurde so gesprächig, daß man vermuten mußte, er wolle sich durch diese wortreiche Widerlegung selbst erst von der Furcht befreien.

„Wahrhaftig!“ riefen mehrere, „da hätte ich nicht mehr allein geschlafen!“

„Das hat auch kein Kollegianer mehr tun wollen, so viel auch die Kuratoren bemüht gewesen sind, die Sache zu unterdrücken, um die Anstalt nicht in schlechten Ruf zu bringen, da doch schon der Vorfall in Hannover und Berlin bekannt geworden war, wo es Professor Euler hat drucken lassen wollen.“

„Hat man denn die Ursache, den Betrüger, nicht erwischt?“ fragte Loffius.

„Es ist die Erscheinung immer ein Rätsel geblieben. Der Herzog hat eine strenge Nachforschung anstellen lassen und nur einigemal ist der Geist noch erschienen, dann nicht wieder. Zuletzt sogar oben bei der Treppe im Erufeschen Hause, wo der Kollegianer von Dieden wohnte und der Bedell Ermisch die Erscheinung gesehen hat.“

Loffius schüttelte mit dem Kopfe. Ein anderer rieb sich fröstelnd die Hände, ein dritter tat einen ermutigenden Zug aus dem gefüllten Bierglase.

„Daß es Geistererscheinungen gibt, das hat sich ja noch vor einigen Jahren in Dibbesdorf, eine Stunde von Braunschweig, bestätigt,“ sagte ein Student, welcher aus dieser Stadt gebürtig war. „Waret ihr schon in dem Semester hier in Helmstedt, als uns Beireis diese Geschichte im Kolleg erzählte?“

„Ich kenne sie, aber die anderen waren noch nicht hier, darum erzähle sie nur immerhin, ich höre sie gern noch einmal“ sagte Strombeck.

„Ich habe die Geschichte genau behalten und weiß noch, wie Beireis sie so lebhaft an einem Winterabend erzählte, daß wir uns beim Nachhausegehen fürchteten. Denkt euch, bei dem Rotfassen Kettelhut hörte man auf einmal im Dezember 1767 ein Klopfen, wie mit einem Hammer, nur konnte man nicht unterscheiden, ob es oben oder unten war. Man erschrak. Die Spinnerinnen rückten erschrocken zusammen, es wurde das ganze Haus durchsucht, aber nichts entdeckt. Nach einer Stunde wurde das Klopfen wieder gehört und zwar so heftig, daß die Mädchen der Spinnngesellschaft sich in eine Ecke verkrochen und der Wirt nicht anders glauben mußte, daß es von einem Knechte herrühre, der die Spinnerinnen erschrecken wolle. Er paßte draußen auf, konnte aber nichts finden und glaubte, daß vielleicht eine große Ratte unter dem Lehmbooden der Stube sitze. Er ließ am anderen Tage alle Wände, Decken und Böden durchsuchen, aber nicht das geringste Loch wurde entdeckt und man erschrak des abends um so heftiger, als das Klopfen sich wieder ein-

stellte. Nach kurzer Zeit hörte eben in diesem Hause der Klopsgeist auf und fing in einem hundert Schritt entfernten Hause, das Kettelhuts Bruder gehörte, zu rumoren an, namentlich in einer Stubenecke und zwar alle Abende so stark, daß der Bauer zum Amtsgeschworenen zu Dibbesdorf, Hennig Fricke, lief und dieser eine Anzeige beim Gerichte im Amte Campen davon machte. Die Gerichtspersonen wollten anfänglich nichts davon wissen, da aber wiederholt Meldung von dem seltsamen Klopfen gemacht wurde, so begab sich das Gericht im Januar 1768 nach dem Hause des Kotsassen Kettelhut, aber trotz aller Geschicklichkeit des Justizamtmanns konnte man des Klopsgeistes nicht habhaft werden oder ihn bannen und die ganze Kettelhutsche Familie und ihr Gefinde mußten auf der Gerichtsstube zu Campen einen Eid ablegen, daß sie um die Sache nichts wüßten. Endlich fiel es einem Bauer aus Waggum ein, den Klopsgeist anzureden, worauf dieser mit Klopfen sogleich antwortete und auf die Frage: „Wie heiße ich? — so oder so?“ schlug der Klopsgeist in demselben Augenblick zu, als der rechte Name genannt wurde. Auch beantwortete er durch Klopfen geforderte Zahlen ganz genau, wie Alters- und Zeitfragen. Er gab an, wieviel Geld einer bei sich trug, wie alt er war, wieviel Meilen er hergekommen sei — und alsbald strömten aus Braunschweig, Wolfenbüttel und aller Umgebung die Leute hin, um den Klopsgeist zu hören und ihm Fragen auch für die Zukunft vorzulegen. Der Herzog Carl von Braunschweig und sein Bruder, Herzog Ferdinand, begaben sich gleichfalls nach Dibbesdorf und auch sie wurden auf ihre Fragen von dem Geiste durch die richtigsten Antworten befriedigt. Der Herzog befahl aber, daß eine Kommission von Juristen und Physikern die merkwürdige Sache weiter untersuchen sollte. Diese Kommission glaubte, daß jenes Klopfen von unterirdischen Quellen herrühre und es wurde in Gegenwart vieler Sachverständiger, wozu auch Beireis eingeladen war, ein Bohrer in die Erde getrieben, und als man kaum acht Fuß tief gebohrt hatte, quoll Wasser in die niedrige Stube, das beim Herausziehen des Bohrers in solcher Flut hervorströmte, daß

der ganze untere Hausraum unter Wasser gesetzt wurde. Der Klopfsgeist trieb aber dessen ungeachtet sein unheimliches Wesen fort. Da gab man den Befehl, vor Dunkelwerden alles Gefinde unter Augen zu behalten, weil man glaubte, daß der Spuk von einem böswilligen Knechte ausginge und als auch jetzt noch das Klopfen fortbauerte, fiel der Verdacht auf die Kettelhutschen Eheleute, die als vermeintliche Urheber oder Mitwisser verhaftet und ins Zuchthaus gebracht wurden, mit der Weisung so lange hier zu sitzen, bis sie Aufklärung gegeben hätten.“

„Das war ganz schändlich!“ rief einer von den juristischen Studenten, „das ist wieder ein Fall von der Willkür verdummter Gerichte.“

„Ja, und was mehr sagen will, man ließ nach drei Monaten die Eheleute wieder los, weil das Klopfen fortbauerte, gab ihnen für den Schaden, den ihre gefängliche Haft auf ihr Gewerbe gehabt hatte, sowie für die unter Wasser gesetzten Hausräume, nicht den mindesten Ersatz und berichtete an den Herzog, daß die Untersuchung nichts ergeben habe und die Aufklärung der Zukunft vorbehalten sei.“

„Aber wo blieb der Klopfsgeist endlich?“

„Beireis erklärte im März 68, daß er den Geist durch seine Macht über die Elementargeister bannen wolle; er reiste hin, gebrauchte geheime Künste und der Geist verließ plötzlich Dribbesdorf und zog in ein Haus zu Eschhof ein. Beireis beschwor ihn aber auch hier und bannte ihn für immer.“

„Ihr möget glauben, was Ihr wollt“, rief Loffius, „der Klopfsgeist ist ein Betrüger gewesen und Beireis hat ihn mit List oder Gold gebannt.“

„Aber, warum soll es keine unseligen Geister geben, die keine Ruhe finden können und vom Bösen gezwungen werden, noch eine Zeit lang auf der Erde umzugehen? Oder kann es nicht eine Angst der Unseligen sein, die sie in der Hölle erdulden, so daß sie noch zu den Lebenden zurückstreben, um sie aufmerksam zu machen, damit sie zur Ruhe gebannt werden?“

„Bosheit, Aberglaube und Torheit!“ rief Lössius, „wo es keinen Teufel gibt, da kann es auch keine Hölle und unsauberen Geister geben. Und ich sage euch, die Annahme eines Teufels ist ein unsinniger Widerspruch mit Vernunft und Religionsphilosophie, wie unser Henke das haarscharf bewiesen hat.“

Ein Jurist flüsterte seinen nächsten Kommilitonen ins Ohr: „Wir wollen ihm opponieren, ich glaube nicht, daß er ganz davon überzeugt ist, lahet ihr wohl wie er horchte und sich fröstelnd die Hände rieb, als die Geschichte vom Magister Dörrien erzählt wurde?“

Diese Anregung zur Opposition fand bald Aufnahme bei den Studenten und man verteidigte die Existenz des Teufels mit allen Gründen der Orthodogie und Sophistik und es schlossen sich allen Ernstes diejenigen an, welche wirklich noch an den Teufel glaubten. Lössius geriet über dieses Kapitel wie gewöhnlich sehr schnell in Hitze; mit spöttischer Miene hörte er eines anderen Zitate aus der Bibel an, der sich auf die Versuchung Jesu durch den Teufel berief.

„Ja“, rief Lössius, „wenn ihr doch nur alle eure Dummheiten und Sünden dem Teufel zuschreiben könnt! So machens alle Orthodoxen, immer nur dem Teufel aufbürden, was einem selbst zu unbequem wird. Der gestallene Engel, sagt Henke, ist in jedes Menschen eigener Brust zu Falle gekommen. Durch einfache Vernunftschlüsse kann man den Unsinn von einem wirklichen, persönlichen Teufel widerlegen.“

„Aber ist es nicht denkbar, daß ebenso gut, wie es einen besten Menschen geben kann, auch einer der böseste zu sein vermag?“

„So bliebe er doch immer Mensch und wäre als solcher den Naturgesetzen und der Ordnung des gesellschaftlichen Lebens unterworfen“, antwortete Lössius. „Es kann kein Wesen existieren, welches über die Natur mit Willkür herrscht, sich sichtbar und unsichtbar machen oder beliebige Gestalten annehmen könnte.“

„Aber die Religion lehrt doch, daß in der Natur die Sünde herrsche und der gute Mensch zuvor durch die Er-

lösung aus den dämonischen Fesseln der Erde selig werde.“

„Eine alte Tradition, weiter nichts!“ eiferte Vossius. „Die ganze Natur ist göttlich, sie ist die vernünftige Erscheinung des Ewigen; die Annahme des Teufels streitet gegen das echte, protestantische Christentum.“

„Hat doch Luther selbst an den Teufel geglaubt.“

„Und wenn er heute lebte, würde er darüber lachen und sein Tintenfaß benutzen, um gegen die Existenz des Satans zu schreiben“, versetzte Vossius; „denkt doch nur etwas nach, Freunde, wenn ihr an den Teufel glaubt, so müßt ihr Gott leugnen.“

„Oho! —“

„Ja, geradezu die Allmacht Gottes bezweifeln; als ein allmächtiger Gott kann er alles, was er will, und es ist kein Wesen außer ihm, der ihn in seiner Wirksamkeit stören und beschränken könnte; gäbe es einen Teufel, der gegen Gottes Willen handeln und den Gott nicht völlig beherrschen könnte, so wäre er kein allmächtiges Wesen, ja man müßte fragen, wer von beiden Wesen der rechte Gott wäre und wessen Wille eigentlich der für uns gültige sei.“

In solcher Weise redete Vossius in großem Eifer und stets durch neue, meistens mutwillige Einwürfe der Freunde angestachelt, noch lange fort. Das englische Bier aus der Behseschen Brauerei unterstützte die Lebhaftigkeit dieser Unterhaltung und Vossius geriet in solchen Eifer der Aufklärung, daß er erklärte, dem Teufel offen den Fehdehandschuh ins Gesicht werfen zu wollen, wenn jener die Kraft habe, ihm zu erscheinen. Man hatte die mißglückten Versuche des Goldmachens und die Beseitigung der dazu gebrauchten Apparate ganz darüber vergessen und sich einer heiteren Ausgelassenheit bei dem düstern Thema der Disputation hingegeben.

Es war bereits elf Uhr geworden, als Strombeck einige seiner juristischen Freunde auf die Seite zog, während Vossius gerade heftig gegen den Teufel deklamierte. „Laßt uns einen Spaß machen“, flüsterte er ihnen zu, „ihr wißt, die Freitischglocke macht immer viel Lärm und am Ende ist doch nichts weiter als ein bißchen aufgeklärte

„Pöffen, Aberglaube und Torheit!“ rief Loffius, „wo es keinen Teufel gibt, da kann es auch keine Hölle und unsauberen Geister geben. Und ich sage euch, die Annahme eines Teufels ist ein unsinniger Widerspruch mit Vernunft und Religionsphilosophie, wie unser Henke das haarfarrscharf bewiesen hat.“

Ein Jurist flüsterle seinen nächsten Kommilitonen ins Ohr: „Wir wollen ihm opponieren, ich glaube nicht, daß er ganz davon überzeugt ist, sahst ihr wohl wie er horchte und sich fröstelnd die Hände rieb, als die Geschichte vom Magister Dörrien erzählt wurde?“

Diese Anregung zur Opposition fand bald Aufnahme bei den Studenten und man verteidigte die Existenz des Teufels mit allen Gründen der Orthodogie und Sophistik und es schlossen sich allen Ernstes diejenigen an, welche wirklich noch an den Teufel glaubten. Loffius geriet über dieses Kapitel wie gewöhnlich sehr schnell in Hitze; mit spöttischer Miene hörte er eines anderen Zitate aus der Bibel an, der sich auf die Versuchung Jesu durch den Teufel berief.

„Ja“, rief Loffius, „wenn ihr doch nur alle eure Dummheiten und Sünden dem Teufel zuschreiben könnt! So machens alle Orthodoxen, immer nur dem Teufel aufbürden, was einem selbst zu unbequem wird. Der gefallene Engel, sagt Henke, ist in jedes Menschen eigener Brust zu Falle gekommen. Durch einfache Vernunftschlüsse kann man den Unsinn von einem wirklichen, persönlichen Teufel widerlegen.“

„Aber ist es nicht denkbar, daß ebenso gut, wie es einen besten Menschen geben kann, auch einer der böseste zu sein vermag?“

„So bliebe er doch immer Mensch und wäre als solcher den Naturgesetzen und der Ordnung des gesellschaftlichen Lebens unterworfen“, antwortete Loffius. „Es kann kein Wesen existieren, welches über die Natur mit Willkür herrscht, sich sichtbar und unsichtbar machen oder beliebige Gestalten annehmen könnte.“

„Aber die Religion lehrt doch, daß in der Natur die Sünde herrsche und der gute Mensch zuvor durch die Er-

lösung aus den dämonischen Fesseln der Erde selig werde.“

„Eine alte Tradition, weiter nichts!“ eiferte Vossius. „Die ganze Natur ist göttlich, sie ist die vernünftigste Erscheinung des Ewigen; die Annahme des Teufels streitet gegen das echte, protestantische Christentum.“

„Hat doch Luther selbst an den Teufel geglaubt.“

„Und wenn er heute lebte, würde er darüber lachen und sein Tintensatz benutzen, um gegen die Existenz des Satans zu schreiben“, versetzte Vossius; „denkt doch nur etwas nach, Freunde, wenn ihr an den Teufel glaubt, so müßt ihr Gott leugnen.“

„Oho! —“

„Ja, geradezu die Allmacht Gottes bezweifeln; als ein allmächtiger Gott kann er alles, was er will, und es ist kein Wesen außer ihm, der ihn in seiner Wirksamkeit stören und beschränken könnte; gäbe es einen Teufel, der gegen Gottes Willen handeln und den Gott nicht völlig beherrschen könnte, so wäre er kein allmächtiges Wesen, ja man müßte fragen, wer von beiden Wesen der rechte Gott wäre und wessen Wille eigentlich der für uns günstige sei.“

In solcher Weise redete Vossius in großem Eifer und stets durch neue, meistens mutwillige Einwürfe der Freunde angestachelt, noch lange fort. Das englische Bier aus der Behseschen Brauerei unterstützte die Lebhaftigkeit dieser Unterhaltung und Vossius geriet in solchen Eifer der Aufklärung, daß er erklärte, dem Teufel offen den Fehdehandschuh ins Gesicht werfen zu wollen, wenn jener die Kraft habe, ihm zu erscheinen. Man hatte die mißglückten Versuche des Goldmachens und die Beseitigung der dazu gebrauchten Apparate ganz darüber vergessen und sich einer heiteren Ausgelassenheit bei dem düstern Thema der Disputation hingegeben.

Es war bereits elf Uhr geworden, als Strombeck einige seiner juristischen Freunde auf die Seite zog, während Vossius gerade heftig gegen den Teufel deklamierte. „Laßt uns einen Spaß machen“, flüsterte er ihnen zu, „ihr wißt, die Freitischglocke macht immer viel Lärm und am Ende ist doch nichts weiter als ein bißchen aufgeklärte

Suppe dahinter. Laßt uns den Vossius auf die Probe stellen.“

Dieser Einfall fand schnelle, bereitwillige Theilnahme. Man zog einige der im Hause wohnenden Holländer mit in das Komplot und es gingen zwei derselben unmerklich aus dem Zimmer, um einen still verabredeten Schalkstreich ins Werk zu setzen. Man war nämlich übereingekommen, dem kleinen Vossius einen Schrecken einzujagen. Er schlief im Brunschen Hinterhause im dritten Stock auf einem Kämmerchen allein und hierauf gründeten die Muthwilligen ihren Schalkstreich. Die beiden Holländer, welche hinausgegangen waren, hatten ihr Schlafgemach dem Fenster der Kammer von Vossius gerade gegenüber im Hinterflügel des Hofgebäudes und sie wurden dadurch gerade angeregt, ihren Schabernack in folgender Art auszuführen. Sie banden an das Fußende des Oberbettes, worunter Vossius zu schlafen angewiesen war, einen starken Bindfaden, leiteten diesen durch eine zerbrochene Fensterscheibe über die Höhe des Hofraumes in das Fenster ihrer eigenen Kammer und kehrten dann unbefangen zu den Freunden zurück. Hier diskutierte und trank man fort nach Herzenslust, denn der Professor war noch nicht nach Hause gekommen und man benutzte diese freie Gelegenheit, welche nicht oft kam.

Es war nahe vor Zwölf, als man an den Schlaf und die Trennung erinnert wurde. Die zum Vossienstreich verbündeten Studenten hatten absichtlich das Gespräch über den Teufel im Schwunge zu erhalten gewußt, um die Phantasie des kleinen Vossius anzuregen, und als die fremden Studenten fortgegangen waren und Strombeck mit dem lachenden Wunsche Abschied genommen hatte, daß der Teufel diese Nacht die Freitischglocke holen möge, verfügten sich auch die Holländer in ihre Schlafräume und die beiden Schelme schritten ebenfalls auf ihre Kammer. Hier lauschten sie am Fenster, wo der Bindfaden sich befand; sie sahen Vossius in sein oberes Schlafkämmerchen kommen, sich entkleiden, das Licht ausblasen, dann zogen sie sich selbst aus und legten sich eine zeitlang in ihre Betten. Es hatte zwölf geschlagen; jetzt glaubte man, daß Vossius bereits im Einschlummern liegen müsse; sie stan-

den auf, faßten den Bindfaden, taten einen kräftigen Zug, so daß ein heftiges Anschlagen des Oberbettes an das Fenster gegenüber hörbar, zugleich aber ein entsetzliches Aufschreien der gellenden Stimme des Loffius laut wurde, welcher aus Leibeskräften schrie: „Hilfe! Hilfe! Der Teufel! Der Teufel!“ In demselben Augenblick sahen sie unten im Vorderhause Licht und den Schatten des Professors Bruns, welcher kurz vorher mit seiner Frau zu Hause gekommen sein mußte. Die Täter merkten, daß der Bindfaden vom Bette des Loffius abgerissen war, freuten sich dessen um so mehr, da jetzt keine Spur ihres Schelmenstreiches zurückblieb, sie zogen den Faden rasch ein, steckten ihn an einen sicheren Ort und schlüpfen kichernd ins Bett, wo sie sich stellten, als lägen sie im tiefsten Schlafe, während das Geschrei und die Bewegung im Hause rasch zugenommen hatten. Wie Loffius nämlich im ersten Einschlummern plötzlich sein Oberbett abreißen fühlt und im Aufschrecken aus einem, vielleicht aus den Erinnerungen des Abends gebildeten Traume emporfahrend, seine Bettdecke nach dem Fenster fliegen sieht, springt er im Hemde laut schreiend auf, stürzt aus der Kammer in die eine Treppe tiefer liegenden Schlafräume der anderen Holländer und weckt sie mit dem Schrei: „Der Teufel! Der Teufel!“ erzählt ihnen in höchster Erregung und mit Zittern, daß der Teufel ihn aus dem Bette geholt habe und läßt in der großen Bewegung seiner Phantasie noch mehr des Wunderbaren hinzu, daß er den Teufel als blauen Dunst habe durch die Fensterscheibe entweichen sehen.

Die Studenten waren aufgestanden, als plötzlich Professor Bruns, völlig angekleidet, mit einem Richte in der Hand hereintrat und nach der Ursache des mitternächtlichen Lärms fragte. Auch die beiden Täter waren herbeigekommen und stellten sich ganz unbefangen. Loffius beteuerte abermals den Vorfall und Professor Bruns, von allen seinen halbnackten Pensionären begleitet, stieg in die Kammer des dritten Stockes hinauf. Hier fand man die Bettdecke allerdings am Fenster liegen, aber keine Spur von der Ursache des plötzlichen Wegfliegens der Bettdecke. Loffius war nicht zu bewegen,

diese Nacht auf seiner Kammer zuzubringen, er kleidete sich notdürftig an und folgte den anderen, die von der Ansteckungskraft der Furcht ergriffen, sich ebenfalls nicht ganz heimisch fühlten, während die beiden Täter sich ängstlich stellten. Professor Bruns, der aber nicht begreifen konnte, daß der aufgeklärte Vossius an die Erscheinung des Teufels glauben mochte, nahm die Sache ernsthafter, als die Anstifter vermutet hatten. Er untersuchte das ganze Hinterhaus, kam auch in die allgemeine Wohnstube der Studenten und sah hier nicht nur die leeren Bierflaschen, sondern auch die alchimistischen Apparate, welche die Goldmacher in Unvorsichtigkeit und Zerstreuung vergessen hatten, den besuchenden Freunden wieder mitzugeben. „Was finde ich hier?“ rief Bruns erzürnt, „Tiegel, Blei, Quecksilber? Ha! auch Sie sonst vernünftigen Menschen haben sich verführen lassen, dem albernem, nur den Toren aufgebundenen Märchen des Veireis zu glauben und dies Narrenspiel zu treiben? Schämen Sie sich Ihrer Unvernunft. Wer hat diesen Aberglauben angezettelt?“

Keiner gab Antwort.

„Ich will schon hinter den Teufelsspek kommen, machen Sie sich auf eine strenge Untersuchung gefaßt, ich merke, es wirken böse Einflüsse auch auf Sie. Jetzt gehen Sie zu Bett, morgen früh sprechen wir uns wieder.“

Mit diesen Worten ging Professor Bruns fort und die Studenten, welche verdugt zurückblieben, sahen sich schläfrig an und ließen dann ihren Verdruß an dem kleinen Vossius aus, den sie beschuldigten, einen dummen Traum gehabt zu haben, der ihn als einen renommierten Feigling bloßstelle und den sie der ganzen Studentenschaft wiedererzählen wollten.

Veireis hatte durch sein alchimistisches Kolleg und sein Benehmen bei den Studenten völlig erreicht, was er gewünscht hatte, nämlich Ablenkung derselben von Wiegelebens natürlicher Chemie, Glauben an seine besonderen Kenntnisse, Anhang bei der großen Menge und Störung aller bisher gesponnenen Pläne seiner beseindeten Kollegen gegen seine seit vielen Jahren behauptete Auto-

rität. Eins aber hatte er noch nicht erreicht, und dieses verursachte ihm eine zwar stille, aber große Sorge. Schmidt, welcher sich um die Angelegenheiten der Studenten seither garnicht mehr bekümmert hatte, sondern tätig gewesen war, das kontraktlich eingegangene Quantum Ultramarin an Brökel zu liefern, mußte die Aufmerksamkeit des Beireis besonders beschäftigen, denn er war gerade derjenige geworden, welcher dem eigentlichen Geheimnisse am nächsten stand und mit ihm konkurrierte. Es war Beireis möglich gewesen, durch frühere Verpflichtungen, welche Schloffer mit ihm eingegangen war und die noch Gültigkeit hatten, diesen von der Einwilligung zur Anlage der Schmidtschen Essigtube zurückzuhalten und ihn auf andere Glücksaussichten Schmidts zu vertrösten. Ueberhaupt war dieser junge Mann plötzlich ein Gegenstand freundlicher Aufmerksamkeit von Schloffer und Beireis geworden. Ersterer hatte den raschen Wohlstand desselben beobachtet, in ihm einen vielversprechenden Gehilfen des Gewinnes erkannt und die Hoffnung gefaßt, durch ihn einst die teure Gemeinschaft mit Beireis zu ersetzen; dieser aber schenkte dem jungen Manne seine Aufmerksamkeit, um ihn nicht aus den Augen zu lassen und die Gelegenheit abwarten zu können, um den unwillkommenen Konkurrenten zu beseitigen. So kam es, daß Schmidt nicht nur im Schloffer'schen Hause mit Höflichkeit aufgenommen, sondern daß er sogar von Beireis freundlichst besucht wurde und das frühere Verhältnis zwischen vornehmem Lehrer und armem Studenten gänzlich vergessen zu sein schien. Gretchen erlebte aber inzwischen glückliche Tage der Liebe und jemehr sie ihren Heinrich geachtet sah, um so stolzer wurde ihr liebendes Herz.

Schmidt aber fühlte sich im stillen doch nicht ganz befriedigt. Als er noch arm und mittellos war, dachte er sich das Glück und die Freiheit des Lebens nur im Besitz des Geldes möglich, er glaubte damit sein Dasein nach eigenem Willen gestalten zu können, jetzt aber, wo er in so kurzer Zeit aus der Not befreit war und große Geldsummen verdienen konnte, empfand er doch eine Leere in seinem hochstrebenden Geiste, die fast tägliche Ultra-

rinbereitung erschien ihm eintönig, gedankenlos, ja, wenn er daran dachte, daß seine Arbeit nur auf die Einnahme von Geld abgesehen sei, für einen geistig regsamen Mann unwürdig. Er sehnte sich nach weiterer Erkenntnis, nach Gelegenheit zur wissenschaftlichen Tat.

Beireis besuchte ihn, ignorierte die Farbebereitung, horchte gar bald die innere Nichtbefriedigung aus seinen Antworten und Wünschen heraus und baute darauf stille Pläne.

Aber noch ein anderer Umstand wirkte auf Heinrichs Sehnsucht nach geistiger Arbeit. Es konnte in einer Stadt wie Helmstedt nicht ausbleiben, daß das schnelle Emporkommen eines armen Studenten und seine stille Verlobung mit der Tochter des reichen Schlosser bald von Mund zu Mund getragen, neugierig nachgefragt und vielfältig beurteilt wurde. Der Aberglaube erfand bald eine Geschichte, die auch zu Heinrichs und Gretchens Ohren kam und das besorgte Mädchen einst in zärtlicher, vertrauensreicher Stunde zu dem Ausrufe hingerissen hatte: „Ach, Heinrich! Ich wollte, du hättest einen anderen Erwerb! Ein redlich Brot, das alle Leute wissen können, macht doch noch froher!“

Diese Worte hallten ebenfalls in Heinrichs Seele nach, wenn er viele Stunden lang einsam am Feuer saß und Ultramarin verfertigte und immer erschrecken mußte, wenn jemand an seine verriegelte Tür klopfte.

Der Zufall förderte in dieser Hinsicht die Pläne und Hoffnungen des Hofrates Beireis schnell.

Es war ein Septembertag, als zwei große Schreiben mit fürstlichen Siegeln bei ihm einliefen, welche die Braunschweigische Hofpost durch einen Expressen aus Respekt vor den großen Wappen nach Helmstedt befördert hatte. Leonhard hielt sie für so wichtig, daß er beide Briefe dem Hofrate nahe vor dem Schlusse des Kollegs in das Auditorium trug. Dieser besah mit wichtigem Blicke die Siegel, erbrach sie, um den Inhalt zu überfliegen und rief dann aus: „Ich muß rasch schließen, meine Herren, diese allerhöchsten Schreiben erfordern rasche Antwort, die Kaiserin von Rußland und ein deutscher Fürst kom-

sultieren mich.“ Damit eilte er fort, während die Studenten ihm mit respektvoller Miene nachschauten.

Das Schreiben der Kaiserin Katharina von Rußland beschäftigte Beireis in seiner Studierstube lange; er las es zwei-, dreimal und kam von neuem in ein unruhiges Nachsinnen. Es enthielt nämlich die Mitteilung, daß sich in St. Petersburg ein Mann bei Hofe eingefunden und sich anheischig gemacht habe, gegen einen Vorschuß von einigen Tausend Rubel für die Regierung Gold zu bereiten. Da die Kaiserin aber endlich über diese Kunst den gehörigen Aufschluß zu haben wünsche, so lade sie den weltberühmten Hofrat Beireis ein, selbst nach St. Petersburg zu kommen und die Kunst des Goldmachens zu bestätigen oder zu widerlegen. Die Wahrheit solle reich belohnt werden.

„Das ist eine Aussicht für Schmidt!“ dachte Beireis und schritt, schon bei diesem Gedanken triumphierend, lebhaft durch seine Stube und indem er sich ausmalte, wie auf diesem Wege der Nebenbuhler seines Geheimnisses anständig und zu seinem eigenen Glücke beseitigt werden könne, vergaß er beinahe ganz, den zweiten fürstlichen Brief zu lesen.

Dieser war vom Fürst Leopold Friedrich Franz von Anhalt-Dessau, und lautete folgendermaßen:

„Mein lieber Hofrat! Ich erinnere mich noch mit Freuden an Meinen Besuch in Eurem Hause, wo Ihr des Wunderbaren so viel gebracht habt, daß Ich den ganzen Sommer daran bei Tafel zu erzählen gehabt habe. Um nun Mein gegebenes Wort wegen Eures Besuches in Dessau zu lösen, so lade Ich Euch ein, da in einigen Tagen Eure gelehrten Schulferien angehen werden, nach Dessau, Unserer Residenz, als Gast zu kommen und eine große Jagd mitzumachen, auch Meinen botanischen Garten in Wörlitz und Meine Kupferstecher-Anstalt kennen zu lernen. Auch versehen Wir uns der Hoffnung, daß Ihr zur Ergötzlichkeit der Gesellschaft durch Eure Künste gern beitragen möget. Ich verbleibe in Gnaden

L. F. Fr. v. Anhalt-Dessau.“

Auch dieser Brief übte auf Beireis eine Befriedigung aus. Es erinnerte ihn der Ehrgeiz angenehm daran, wie

sein Besuch am Dessauer Hofe den ohnmächtigen Reiz seiner Kollegen anregen, aber auch beschämend überzeugen müsse, daß sein Ruf und Einfluß durch ihre Umtriebe nicht beeinträchtigt werden könne und er verfehle nicht, unter die Leute zu verbreiten, daß er von der Kaiserin Katharina sowohl wie vom Fürsten von Anhalt-Dessau zu Gaste eingeladen sei, was auch bald bereitwillige Verbreitung durch die Stadt fand.

Der Plan, den Konkurrenten Schmidt aus Helmstedt zu entfernen, war nunmehr in seinem Kopfe fertig und seine nächste Sorge die, den jungen Mann zur Abreise nach Petersburg zu bewegen. Das Gelingen dieser Ueberredung wurde ihm um so unzweifelhafter, als er bei einem Besuche bei Schlosser die Gelegenheit genommen hatte, Gretchen über eine mögliche Entfernung und neue Berufsart ihres Geliebten auszufragen und hierbei überzeugt worden war, daß auch ihr die geheime Arbeit Heinrichs nicht zusage.

An einem der nächsten Tage hatte Beireis den Heinrich Schmidt zu sich einladen lassen.

„Ich habe mein Versprechen nicht vergessen!“ rief er ihm leutselig entgegen. „Ihr Glück ist gemacht, Sie sollen, auch ohne auf eine geheime Kunst warten zu müssen, eine Karriere machen.“

Schmidt hatte bereits aus Gretchens Mittheilungen erfahren, daß Beireis von einer Entfernung aus Helmstedt geredet habe und es war dadurch zwischen den Liebenden eine nähere Aussprache angeregt worden; er hatte Gretchen entdeckt, daß er gern von Helmstedt weggiehe, da er hier doch immer eine mystische Person bleiben und der arme Student nicht vergessen werde; sie hatte ihm dagegen mit liebendem Vertrauen beteuert, daß sie ihm überall hin folgen wolle, und wäre es bis an das Ende der Welt, wo immer er nur auf gutem, offenem Wege sein Brod verdiene. Durch solches Gespräch vorbereitet, kam ihm daher die jetzige Anrede des Hofrates nicht ganz unvermutet.

„Sie sollen durch das Goldmachen Ihr Glück finden. Ich will Sie völlig einweihen“, setzte Beireis seiner An-

rede hinzu, indem er Schmidt mit stehenden Blicken maß und die Wirkung seines Empfanges zu belauschen schien.

Schmidt stuchte, als er vom Goldmachen hörte. „Aber“, sprach er zögernd, „würde ich nicht dieselbe geheimnisvolle Person bleiben, die ich doch, wie Sie wissen, gegen eine offene, den Wissenschaften dienende Anstellung gern austauschen möchte? Und seitdem Sie die Kunst der Alchimie in einem Kolleg enthüllt haben, sind ja alle Studenten eifrige Goldmacher geworden.“

Beireis verschärfte seine physiognomische Beobachtung des jungen Mannes, um zu erkennen, ob seine letzte Aeußerung eine ironische Bedeutung habe oder den guten Glauben an die Sache ausdrücken solle. „Haben Sie auch die Versuche nachgemacht?“ fragte er mit einem klugen und listigen Lächeln.

„Nein“, antwortete Schmidt entschieden. „Obgleich ich zufällig ein nach der Schlägerei auf der Straße gefundenes Heft in die Hände bekam, welches von einem Ihrer Zuhörer nachgeschrieben sein mußte, so habe ich doch die Versuche nicht nachgemacht, weil ich mir nicht vorstellen kann, daß Sie ein so bedeutendes Geheimnis, durch das Sie reich geworden sind, ohne weiteres preisgeben wollten.“

„Glauben Sie an die Kunst?“

„Sie haben mir einst, als ich nach Entdeckung derselben rang und nicht einmal imstande war, das Gold in seine Elemente zu zerlegen, was doch nötig ist, wenn es künstlich hergestellt werden soll, auf meine Frage mit Entschiedenheit geantwortet, daß Sie Gold machten, das muß ich Ihnen glauben.“

Beireis lächelte fast mitleidig, legte die Hände auf den Rücken und schwieg eine Weile. Plötzlich nahm er einen strengen Ton, indem er sagte: „Ich habe für Ihr Glück gesorgt, Sie sollen nach Petersburg, an den Hof der Kaiserin Katharina. Nun? Sie gehen doch gern hin?“

Schmidt sah ihn mit Aufregung und glühender Wange an.

„Diesen Brief habe ich von der Kaiserin bekommen,“ fuhr Beireis fort, indem er das Schreiben vom Tische holte und es vorlas. „Bemerken Sie wohl, ich soll dort

entweder bestätigen oder widerlegen. Die Wahrheit soll reich belohnt werden. Ich habe nicht Zeit, die weite Reise anzutreten und will einen anderen an meiner Stelle hinsenden und der Kaiserin empfehlen. Es ist eine Gelegenheit, sich hervorzutun. Ich will Sie mit dieser Mission beauftragen.“

Nach einer kurzen Ueberlegung sagte Schmidt lebhaft: „Ja, Herr Hofrat, ich will die Reise unternehmen und diene sie nur dazu, meine Kenntniss der Welt zu bereichern.“

„Sie wird auch Ihr irdisch Eigenthum bereichern, sie wird Ihnen Gold einbringen,“ fügte Beireis mit der Raschheit einer plötzlich eingetretenen heiteren Laune hinzu: „gut denn, so machen Sie sich reisefertig, wann können Sie abreisen?“

„In wenigen Tagen denke ich gewisse Verbindlichkeiten, welche mich noch fesseln, durch anhaltende Arbeit erfüllen zu können.“

„So? Etwa das bestellte Quantum blaue Farbe an den Krämer zu liefern?“ fragte Beireis mit einer gewissen Verächtlichkeit. Als Schmidt hierauf schwieg, nahm Beireis schnell einen wohlmeinenden, vertraulichen Ernst an und sprach: „Dann will ich Sie mit den erforderlichen Instruktionen ausrüsten, aber, geben Sie mir die Hand, schwören Sie mir, treu und verschwiegen gegen jedermann in Helmstedt zu sein.“

Schmidt gelobte es.

„Sie sollen vor der Kaiserin einen Adepten entweder in der Wahrheit seiner Kunst bestätigen, oder ihn entlarven. Dazu bedürfen Sie der genauesten Einsicht in das Geheimnis der Alchimie. Ich versprach Ihnen einst, dieses Geheimnis als Lohn Ihres guten Eifers zu entdecken — ich will es tun.“

Als er bemerkte, wie Schmidt in größter Spannung aufhorchte und das Gefühl dankbarer Begeisterung aus seinen Nieren leuchtete, zog er ihn an der Hand, während das halb abgewandte Gesicht eine überlegende Schärfe ausdrückte, mit sich an den Schreibtisch, wo er ihn an den Stuhl führte und ihm gegenüber auf dem Sessel Platz nahm.

„Merken Sie auf, mein junger Freund,“ fuhr er dann mit einer vorsichtigen Ruhe fort, „Ihre Ansicht von der Goldmacherkunst ist mir bekannt. Sie zweifeln an der Möglichkeit, glauben aber meiner Autorität, daß ich es vermag. So hören Sie denn. Man wird Sie vor der Kaiserin mit einem Manne zusammenführen, welcher Gold bereiten will. Man wird Sie fragen, ob es möglich sei. Sie müssen darauf antworten. Von dieser Antwort wird Ihr Glück oder auch Ihr Unglück abhängen. Wohlan, wenn Sie gefragt werden, so antworten Sie: Nein, Majestät, es ist unmöglich, Gold zu machen.“

Schmidt erstaunte und sah den Hofrat starr an. Dieser lächelte, erwiderte den Blick der Ueberraschung eine kurze Zeit mit prüfender Beobachtung und fuhr dann fort: „Ja, das ist das große Geheimnis, welches ich Ihnen anvertraue, es ist eine Unmöglichkeit Gold zu machen.“

„Aber Herr Hofrat, Sie haben doch das Gold selbst im Kolleg gezeigt, Sie waren . . .“

Ohne auf diese Aeußerungen des überraschten Schmidt zu hören, fuhr Beireis mit einem dozierenden Ernste fort: „Wenn der Adept in Petersburg seine Tiegel auf das Feuer setzt, dann fordern Sie eine Untersuchung derselben. Das Gold, welches er zeigt, ist irgendwo versteckt gewesen. Wissen Sie es mit Klugheit zu entdecken, so haben Sie den einzig wahren Stein der Weisen gefunden. Handeln Sie mit Umsicht und machen Sie meinem Namen, den Sie dort vertreten, und meiner Empfehlung Ehre.“

Diese Enthüllung war dem durch das Reiseunternehmen bereits erregten Schmidt so unerwartet gekommen, daß er Mühe hatte, sich in die eben gehörte Beteuerung des Beireis zu finden, zu welchem er jetzt in ein ganz neues vertrauliches Verhältnis getreten war. Es beschlich ihn sogar ein heimliches Mißtrauen, eine Furcht, bei dem unwillkürlichen Gedanken, daß Beireis ihn wohl gar täuschen wolle und in russische Hände oder der Rache eines dortigen Adepten zu überliefern gedenke, indessen schämte er sich dieser Furcht wieder, welche mit seinem unerschrockenen, gesetzten Charakter nicht übereinstimmte und er konnte auch Beireis keiner solchen Handlung fähig denken.

„Ich mache es Ihnen zur Pflicht, auch gegen Gretchen Schloffer die wahren Zwecke Ihrer Reise zu verschweigen,“ sprach dieser, nachdem er Schmidts innere Bewegung eine Weile beobachtet hatte, „sagen Sie ihr und jedem anderen, welcher danach fragt, daß ich Sie statt meiner an die Kaiserin gesandt hätte, um über einen wichtigen Gegenstand, etwa die Lieberkühnschen Präparate, zu unterhandeln. In drei Tagen müssen Sie abreisen, zunächst nach Berlin, wo Sie, wie eine Stelle im Briefe angibt, vom russischen Gesandten das Reisegeld ausbezahlt erhalten werden.“

Und wäre es auch nur, um mit vornehmen Leuten und fernen Ländern bekannt zu werden, Schmidt empfand den Reiz dieser Reise immer mächtiger in sich und damit steigerte sich das Vertrauen zum geheimen Zwecke seiner Mission ebenfalls. Der Gedanke, im Besitze des wahren Geheimnisses über den Beltruf des Hofrats zu sein, die Gewißheit der Täuschung, welche er aus seinen eigenen früheren Bestrebungen, Goldmachen zu lernen, endlich aber auch die innere geistige Genugtuung, die Ableugnung des Wunders und Uebernatürlichen nunmehr gerechtfertigt zu sehen — alles wogte gewaltig in Schmidts Seele durcheinander und machte ihn still und nachdenklich. Er verließ Beireis mit der Zusicherung der Verschwiegenheit und der Abreise in drei Tagen; während der Zeit wollte ihm Beireis noch nähere Instruktionen geben und die Empfehlungsbriefe und Legitimationen für Schmidt an den russischen Gesandten und die Kaiserin Katharina ausfertigen.

Die Zeit war gekommen; Schmidt hatte den zeitweiligen Abschied von Gretchen überwunden und, von Schloffer noch nebenbei mit Aufträgen und Handelsbriefen an dessen auswärtige Geschäftsfreunde versehen, seine Fahrt nach Berlin angetreten. Beireis rieb sich insgeheim mit vergnüglicher Miene die Hände, denn er triumphtierte über zwei listig errungene Siege — er hatte den gefährlichen Konkurrenten seiner wahren Goldquelle auf eine fremde Bahn in weite Ferne geführt, aber auch zugleich in unmittelbarer Nähe selbst die Feinde zum Schweigen gebracht. Wiegleb war bei den Studenten vergessen, die

Professoren sahen alle jungen Früchte ihrer feindseligen Aufklärung vergehen, denn die gesamte Burschenschaft schwärmte für Beireis, trieb eifrig Alchimie, redete wieder von dämonischen Kräften und die Bürger, welche nur gerüchtheiße von den Enthüllungen im Kolleg gehört und sie durch die Phantasie vergrößert hatte, glaubte an eine höhere Wunderkraft des Hofrats, zumal die Studenten sich vor den Bürgern stellten, als verständen sie wirklich Gold zu machen und sich selbst untereinander aus Neckerei oder Beschämung nicht eingestehen wollten, daß ihnen der Versuch nach Beireis'scher Vorschrift mißlungen sei. Auf diese Art war es denn gekommen, daß man überall glaubte und aussprengte, das Goldmachen sei geheimes Eigenthum der Studenten geworden. Beireis hatte dadurch aber am meisten gewonnen, so wie er gewollt und einzuleiten gewußt. Er fühlte sich ganz wieder auf der Höhe seines alten Ruhmes, man redete von ihm an allen Orten, man bewunderte an ihm namentlich dasjenige, was man nicht kannte oder begriff, man hielt ihn für den klügsten und in den Naturgeheimnissen mächtigsten Gelehrten der Welt. Seine Feinde verhielten sich still, die Professoren wagten nicht, wie früher, öffentlich gegen seinen Nimbus des Wunderbaren aufzutreten, da es eine Fenstermusik hätte zur Folge haben können, zumal noch die Ereignisse des letzten Studentenauszuges neu und im frischesten Andenken waren.

Beireis trat auch in der ganzen früheren Entschiedenheit auf; die Professoren waren vor der spitzen Waffe seiner rücksichtslosen Kritik nicht mehr gesichert und die Auditoren jubelten darüber. Seine Einladung zum Herzog von Anhalt-Deßau wurde von Haus zu Haus mit wachsendem Respekte besprochen und selbst der Mission Schmidt's eine für Beireis' Einfluß auf die russische Kaiserin bedeutungsvolle Erklärung unterlegt.

So waren die Herbstferien der Akademie gekommen, die Studenten eilten auf mehrere Wochen in ihre Heimat, Beireis aber trat in angenehmer Laune seine Reise nach Deßau an.

Der Fürst Leopold Friedrich Franz war ein lebhafter, für Welt, Wissenschaft und Kunst sich interessirender

Mann, der schon früh unter günstigen Verhältnissen zur Regierung eines sich in gutgeordnetem und wohlhabendem Zustande befindlichen Landes gekommen war. Er hatte vorher England, Frankreich und Italien bereist und einen besonderen Geschmack darin gefunden, die südliche Kunst auf nordischen Boden zu verpflanzen. Er stand mit berühmten Künstlern und Schriftstellern des Auslandes im vertraulichen Verkehr und obgleich er an den großen, antiken Kunstwerken plastischer Schönheit eine erhabene Freude hatte, so gefiel sich doch sein Geschmack auch, wie es einem feurigen, lebhaften Charakter angemessen ist, in originellen Ausschweifungen der Kunst, wenn sie nur burlesk oder pikant waren.

Als Beireis über die schöne Elbbrücke in Dessau einfuhr, sollte er gleich zum Empfang eine Befriedigung seiner Eitelkeit genießen. Ein Mann schritt gleichzeitig neben dem langsam fahrenden Wagen über die Brücke und sah starr den darin Sitzenden an, trat endlich mit steigender Aufmerksamkeit an den Schlag und rief: „Entschuldigen Sie, mein Herr, Sie können kein anderer sein, als der berühmte Beireis!“

Diese Anrede verfehlte nicht, den Ehrgeiz mächtig anzuregen. „Woran erkennen Sie mich?“ fragte er unter einem feinen Lächeln.

„Aus der Beschreibung von Seiner Durchlaucht. Ich bin schon seit gestern hier, und zwar vom Hofe eingeladen, um Sie kennen zu lernen, da Sie erwartet werden. Ich bin der Kanzler von Hoffmann aus Halle, früher Begleiter des jungen Fürsten in Italien.“

Die neue Bekanntschaft war schnell gemacht. Beireis nahm den Kanzler mit in den Wagen und ließ sich von ihm den Gasthof anweisen, den er ihm empfohlen hatte. Durch den Kanzler wurde die Ankunft des Beireis schon am Abend bei Hofe bekannt, ehe er selbst sich gemeldet hatte und der Fürst hatte ausgerufen: „Ha! Der Adept von Helmstedt. Das ist schön, der soll uns Vergnügen machen, der steckt aller Teufelskünste voll.“

Als Beireis am anderen Morgen seine Aufwartung beim Fürsten gemacht und von diesem sehr gnädig empfangen, ihm auch befohlen war, daß er den Gasthof in der

Stadt verlassen und sein Quartier im fürstlichen Logierhause nehmen sollte, wurde er zur Mittagstafel eingeladen und ihm der frühere Oberhofmeister Guerike zum Führer in Stadt und Umgegend beigegeben.

Die Fürstin Louise Henriette Wilhelmine, Tochter des Markgrafen zu Brandenburg-Schwedt, lebte mit ihrem Gemahl in einem formellen, entfernten Verhältnisse. Sie war zur Zeit in der Schweiz, was Weireis aber erst gewahr wurde, als er sich bei ihr anmelden lassen wollte. Uebrigens schien den Fürsten das Erscheinen des „Helmstedter Adepten“, wie er ihn in guter Laune nannte, noch durch den Umstand besonders zu erfreuen, daß derselbe die Dessauer Einladung der russischen vorgezogen hatte, denn von letzterer hatte der Fürst gehört, zumal die Kaiserin, als Schwester des Fürsten von Jerbst, eine Verwandte des Dessauers und diesem, weil die Kaiserin nicht nach Anhaltischem Familienvertrage successionsfähig ist, die Stadt und Umgegend Jerbst vor kurzem erbmäßig zugefallen war.

„Nun will ich Euch eine Tagesordnung machen,“ sprach der Fürst. „Ihr kommt in den nächsten Wochen nicht nach Helmstedt zurück. Die Mittage diniert Ihr regelmäßig auf dem Schlosse oder wo es ist, an meiner Tafel und Ihr werdet zur Belustigung durch Magie beitragen; bei gutem Wetter wird mehreremal eine große Jagd veranstaltet, damit wir Eure Schießkunst bewundern können, von der Ihr mir in Helmstedt erzählt habt. Dafür müßt Ihr meine Gemäldesammlung und meine chalcographische Gesellschaft bewundern, welche schöne Kupferstiche liefert, meinen Garten von Börlitz, den ich aus einer Sandsteppe geschaffen habe, werdet Ihr als Kenner beurteilen und mir mit gutem Rat zur Hand sein, meine Bauten sollen Euch beweisen, daß ich darauf ausgehe, Dessau zu verschönern und es zu einem deutschen Athen zu machen. Darum seht Euch mal in der Stadt um, ob Euch etwas gutes und schönes einfällt, was wir noch bauen oder für den besseren Geschmack verändern lassen könnten.“

Die Aufmerksamkeit, welche der Fürst dem Professor Weireis erwies, war für das gesamte Hofpersonal

und die vornehme Welt Dessaus eine Aufforderung, ihm eine besondere, ehrenvolle Zuorkommenheit zu zeigen und die Neugierde, welche durch die früheren Mittheilungen des Fürsten und das Gerücht von Beireis frisch angeregt wurde, versammelte die Leute um das bewunderte Universalgenie. Selbst die bürgerliche Einwohnerschaft Dessaus hatte von der Anwesenheit des berühmten Beireis erfahren, man rief sich ältere Wundergeschichten in das Gedächtnis zurück, und wenn man anfangs seine Spur in Dessau mit Neugier suchte, so wurde er bald als ein Zauberer und Hegenmeister vom Volke angestaunt und mit scheuer Neugierde auf der Straße betrachtet und begleitet.

Die erste Mittagstafel auf dem Schlosse hatte ihren Anfang genommen. Beireis war mit einem Plaz, dem regierenden Fürsten gegenüber, beehrt worden, neben ihm saßen hohe Beamte, Gelehrte und Künstler. Man unterhielt sich heiter und ungezwungen, wie es an dieser Tafel Sitte war, denn des Fürsten Hof war nicht schwelgerisch, aber geschmackvoll und genussreich. Der Fürst sah täglich eine zahlreiche Tafelrunde um sich und, obgleich er ein Feind aller Bacchanale war, so suchte er doch jederzeit die Männer auf, welche ihm eine geistreiche und angenehme Unterhaltung darzubieten vermochten. Es konnte den Fürsten sogar wehe thun, wenn er erfuhr, daß irgend ein Gelehrter oder ausgezeichneter Kopf durch Dessau gekommen war, ohne bei ihm, wie er sich ausdrückte, vorzusprechen. Bei seiner Tafel hatte er alles Zeremoniell ein für allemal verbannt und um die Ordnung der Sitze wurde gelost, so daß alle Ränge und Stände bunt gemischt erschienen, was zur gesellschaftlich freien, ungebundenen Unterhaltung nicht wenig beitrug. Dabei war der Fürst ein Meister in der Kunst, mit Geschmack sparsam zu sein, und bei eigener Mäßigkeit in den Genüssen veräumte er doch nie, was der Anstand erforderte und mußte den geringen Gehalt seiner Staatsdiener durch die Liebe, womit er ihn gab, wertvoll und angenehm zu machen.

So war auch heute die Tafelrunde des Fürsten eine heitere und ungezwungen sich unterhaltende. Der Fürst

schien ordentlich auf die Gegenwart des Hofrates Beireis stolz zu sein. Er hatte viele Männer, namentlich auch aus dem Gelehrtenstande eingeladen und aller Augen waren auf Beireis gerichtet, um den Mann zu schauen, von dem so viele wunderbare Behauptungen durch ganz Europa getragen wurden. Mit jeder kommenden Minute, bei jeder Bewegung des Beireis hoffte man ein überraschendes Experiment, ein magisches Stück seiner geheimen Künste und Kenntnisse erwarten zu dürfen.

Das allgemeine Gespräch bei der Tafel war, was hier oft der Fall wurde, auf den Großvater des Fürsten, den „Alten Dessauer“ oder „Schnurrbart“, wie ihn das Volk nannte, gekommen. „Ja, Sie haben Recht!“ lachte der Fürst, „Er war durch seine Originalitäten ausgezeichnet, deshalb hatte ihn auch König Friedrich Wilhelm der Erste sehr lieb und zum getreuesten Freunde auserkoren.“

„Ei“, bemerkte Beireis, „das beweist schon das Tabakkollegium auf der Pfaueninsel bei Potsdam.“

„Wissen Sie denn wohl, meine Herren, daß eben die Pfeife meines Großvaters dem Könige so viel wert war, wie sein eigener Sohn, unser jetziger großer Friedrich II.“ fragte der Fürst.

Da einige sich bejahend verneigten, andere den Fürsten fragend ansahen, so fuhr dieser fort: „Der alte Friedrich Wilhelm der Erste hielt meinen Großvater für die erste Stütze seines Thrones und dieser kannte auch seinen Einfluß auf den eigenwilligen König ganz gut. Seine Pfeife Tabak hat dem damaligen Kronprinzen, jetzigen Regenten von Preußen, das Leben gerettet, denn als diesem das Todesurteil judiktiert werden sollte und meines Großvaters Einwendung bei den Reichsständen, daß der Kronprinz nicht dem Könige, sondern dem Lande gehöre, nicht wirkte, da sagte er im Tabakklub zum Könige: „Höre, Bruder Wilhelm, wenn Du den Fritz wegen der Rattaschen Geschichte noch lange hart willst behandeln lassen, so rauche ich nie wieder eine Pfeife Tabak mit Dir.“ Das wirkte, der Kronprinz wurde begnadigt, aber er hat es später auch dem alten Dessauer gedankt.“

Beireis, welcher keine Etikette kannte und sie namentlich in Berücksichtigung von Ausdrücken und Verhältnissen auf seinem Ratheder völlig vergessen hatte, fragte ziemlich plump: „War die Gemahlin des alten Dessauers nicht eine Apothekerstochter?“

Meherer Anwesende schienen bei dieser Frage verlegen zu werden, sie sahen mit ernstem Blicke den Mann aus Helmstedt und dann lächelnd den Fürsten an. Dieser aber antwortete heiter: „Ganz recht, mein lieber Beireis, eine Anna Louise Föhse, eine vortreffliche Bürgerstochter, aber eine noch vortrefflichere Fürstin.“ Jetzt erhob ein Regierungspräsident sein Weinglas und sprach: „Ehren wir das Andenken des alten Dessauers. Es lebe der Feldherr von Kesselsdorf!“

Beireis welcher als Altertumskenner und Historiker gern glänzen wollte, sagte jetzt: „Das Geschlecht der Dessauer stammt aus einem alten Hause, dessen Ursprung sich in die Vorzeit verliert. Ich habe früher schon darüber nachgeforscht, als ich erfahren wollte, woher der Titel der Grafen von Askanien kommt, den alle Fürsten von Anhalt führen.“

Der Kanzler von Hoffmann, welcher in der Nähe saß, entgegnete hierauf: „Die Trümmer der alten Stammburg der Fürsten von Anhalt können Sie jetzt noch unfern von Aschersleben im Halberstädtischen liegen sehen.“

„Ganz recht“, versetzte Beireis, „die Anhalter führen ihren Stammbaum hinauf bis zu Berengar, der als Graf von Askanien oder Ballenstedt um das Jahr 786 lebte. Um 1218 wurden die Grafen in den Reichsfürstenstand erhoben.“

„Also ein Historiker seid Ihr auch?“ rief der Fürst von Anhalt-Dessau mit wohlgefälliger Vermunderung; „man kann Euch kommen, womit man will, Ihr seid ein Universalkopf, da könnt Ihr mir auch wohl sagen, was Ihr von der Basedom'schen Erziehungsmethode haltet?“

Diese Frage war in ihrer Art etwas kitzlicher Natur, da Basedom durch die Gunst des Fürsten nach Dessau gekommen war und hier sein Philanthropin gegründet hatte, welches viele Anhänger, aber auch manche

Gegner aufrufen mußte. Ohne aber lange auf eine Antwort warten zu lassen, versetzte er kurz und entschieden: „Diese Methode, Durchlaucht, bringt Natur und Kunst in einen gefährlichen Streit.“ Er war in dieser Antwort wenigstens bei dem Fürsten glücklich gewesen, denn dieser schien sich darüber zu freuen und warf einen bedeutsamen Blick auf einen an der Tafel sitzenden, sehr ernstern und seither schweigsamen Herrn, welcher bei der Antwort des Beireis einen überraschten und scharfen Blick auf diesen gerichtet und dann verächtlich gelächelt hatte; der Fürst aber nahm sogleich nach Beireis das Wort. „Ihr seid ganz meiner Meinung, lieber Hofrat, ich habe mich durch diese Basedow'sche Methode, die mir vielfach empfohlen wurde, täuschen lassen, denn kürzlich bin ich von dem, was Ihr soeben beurteilt habt, durch Beispiele belehrt worden, die mich selbst näher angehen, so daß ich auf dieses System in meinem Lande verzichten will. Dagegen habe ich die Absicht, in Herbst für das weibliche Geschlecht eine Schulanstalt anzulegen und zwar ganz nach meiner eigenen Idee.“

Obgleich diese Erwähnung des Schul- und Erziehungswesens nur ganz vorübergehend gewesen war und gleich wieder anderen Unterhaltungsstoffen weichen mußte, so hatte sie doch eine Person gegen Beireis eingenommen, welche ihm ferner noch den Aufenthalt in Dessau etwas trüben konnte. Jener strenge, schweigsame Mann an der fürstlichen Tafel war ein Seminardirektor, ein gelehrter Mann, welcher viel für die Verwirklichung des Philanthropin und für Basedow's Lehr- und Erziehungsmethode getan hatte und immer noch dafür eingenommen geblieben war. Er würde sogleich gegen die Äußerung des Helmstedter Gastes mit Gründen aufgetreten sein, wenn nicht der Fürst augenblicklich im Sinne des Beireis fortgeredet hätte. Er wartete deshalb still eine andere Gelegenheit ab, um den Gegner seiner Ansichten zu treffen.

„Was meint Ihr, Erdmannsdorf“, rief der Fürst, „machen wir heute noch eine Fahrt nach dem Böttcher Parke? Ich brenne vor Ungeduld, dem Beireis meine Schöpfung zu zeigen.“

Der angeredete Vertraute des Fürsten erinnerte daran, daß dieser befohlen habe, das Schauspiel heute Abend zu besuchen.

„Ja, das ist wahr, aber wir sind um diese Zeit längst von Wörlitz zurück, Beireis ist Kenner von Gartenanlagen, er wird mein Spielzeug, als Miniaturmuster für größere Parks in größeren Ländern, richtig taxieren. Se, Beireis, seid Ihr auch Kenner vom Theater?“

„O ja“, erwiderte dieser keck.

„Dann könnt Ihr mir Euren Rat geben; das Schauspiel, welches ich hier in Dessau gegründet habe, soll ein Muster werden für fremde Bühnen, eine Schule dramatischer Kunst, besonders in der leichteren Bewegung der Operette. Die Künstler und Künstlerinnen, die ich mit großen Opfern hierher ziehe und für meine Idee betätigen lasse, suche ich nicht nur meinem Lande, sondern der Kunst im allgemeinen zu erhalten. Mit Weimar zu rivalisiren und aus Dessau ein deutsches Athen zu gründen, das ist mein Lieblingsgedanke. Doch das können wir heute abend im Theater besser und weiter besprechen. Wenn ich nur das Glück haben könnte, Euch als Adepten an meinen Hof zu ziehen oder mindestens Euer Goldmachen zu lernen.“

Diese Worte waren für Spaß viel zu ernst und für Ernst doch wieder zu heiter gesprochen; sie waren aber bei der ganzen Tischgesellschaft die Anregung geworden, nunmehr mit größeren Anforderungen an den Wunderruf des Helmstedter Gelehrten und Schwarzkünstlers eine Unterhaltung von seiner Seite zu erwarten.

„Habt Ihr wieder viel Gold gemacht, seitdem ich in Eurem Hause war?“ fragte der Fürst.

„Täglich, Durchlaucht!“

„Aber sagt mir um Gotteswillen, was macht Ihr mit dem vielen Golde? Ihr müßt ja ein Königreich kaufen können!“

„Ich lasse holländische Dukaten daraus prägen und für diese kaufe ich die unermesslichen Schätze, die Ew. Durchlaucht in meinen Sammlungen gesehen.“

Der Fürst sah ihn mit freundlichem Nachdenken an. „Ja, in eine Märchenwelt tritt man, wenn man über die

Schwelle Eures Hauses kommt. Sm, hm, den Diamant möchte ich haben.“

Beireis lächelte und der Fürst geriet durch die Erinnerung und seine natürliche Lebhaftigkeit unwillkürlich in eine begeisterte Schilderung der Hauptstücke in den Beireis'schen Sammlungen. Während dieser Zeit bewegte, als alle Anwesenden den Fürsten gespannt anhörten, Beireis seine Hände sowohl in den Taschen wie unter dem Tische. Plötzlich fuhr der Nachbar mit dem Stuhle auf, denn als er sein Backwerk, welches eben der Hoflakoi zum Dessert auf einem Kristallteller präsentiert hatte, zum Munde führen wollte, berührte er mit den Lippen einen eiskalten Frosch, welchen er in der Westürzung weit von sich schleuderte und der nun matt am Fußboden forthüpfte. Als die Ursache dieses Aufschreckens erkannt und eines jeden Blick auf den Frosch gerichtet gewesen war, geriet man plötzlich in ein fröhliches Gelächter, wobei der Fürst in die Hände klatschte und ausrief: „Das ist ein Streich von unserem Helmstedter Gaste. Bravo! Aber“, hier wendete er sich nach einem Lakaien, „nun schaffe mir die Bestie fort!“

Beireis war gleichzeitig aufgesprungen, ergriff vor aller Augen den matten Frosch mit der Hand und schloß ihn in dieselbe ein, indem er an die Tafel zurückkehrte.

„Ew. Durchlaucht sollten wünschen, daß in Dero Bande viele Millionen solcher Frösche wären“, sprach er, indem er die Hand, worin er den Frosch verborgen hielt, gegen den Fürsten ausstreckte.

„Wie meint Ihr das?“ fragte dieser neugierig. Beireis öffnete die Hand und statt des Frosches lag ein blauer preussischer Taler darin.

Ein abermaliges, fröhliches Erstaunen bemächtigte sich der Gesellschaft.

„Mein lieber Beireis!“ rief der Fürst hochvergnußt, „ich bitte Euch, alle Frösche im Dessauer Lande zu verwandeln. Was ist der Herzog von Braunschweig doch übel beraten, daß er Euch nicht längst zum Finanzminister gemacht hat!“

„Damit Ew. Durchlaucht auch sehen, daß ich das Schmelzen der edlen Metalle verstehe, so will ich diesen

Taler sogleich in meiner Hand ohne Feuer zum Fließen bringen“, sagte Beireis, indem er die Hand wieder schloß, sie mehrmals fest zusammendrückte, dann schnell öffnete und ein neues Erstaunen bewirkte; der Taler war eine weiche, unförmlich geschmolzene Masse geworden, welche Beireis flüchtig zeigte und dann in seine Tasche gleiten ließ.

„Sagt mir auf Ehre, lieber Beireis“, rief der Fürst, „gebraucht Ihr übernatürliche Kräfte oder gar den Bösen dazu?“

Beireis machte eine geheimnisvolle Miene und antwortete: „In der Natur liegen Kräfte, die man sich nicht auf gewöhnliche Art dienstbar machen kann; es gehört eine geheime Verständigung dazu; wer diese durch unfägliche Opfer erreicht hat, dem ist nichts mehr unmöglich.“

„So erklärt mir doch, wie Ihr eben die Verwandlung möglich gemacht habt!“ rief der Fürst in frohem Bewundern.

Beireis zuckte die Achseln und sah noch geheimnisvoller aus. Seine nächsten Nachbarn suchten nach irgend einem Vorwande, um mit dem Stuhle etwas von ihm abzurücken. Der entfernter sitzende Seminardirektor hatte diesem Treiben bisher mit ruhiger Aufmerksamkeit zugeesehen und eben mit seinen Nachbarn zu flüstern begonnen, als er bei dem Wunsche des Fürsten, eine Erklärung von Beireis zu erhalten, plötzlich aufhörte und dann laut, nicht ohne bedeutsame Seitenblicke auf Beireis, den Fürsten anredete. „Wenn Ew. Durchlaucht sich für dergleichen unterhaltende Possen interessieren, so kann ich ein Buch empfehlen, das völlige Aufklärung über dergleichen gibt und das ich deshalb schon in meinem Seminar eingeführt habe.“

„Ein Buch? Von wem?“ fragte der Fürst mit großem Interesse und sah Beireis dabei an, als erwarte er, daß dieser ein solches Buch geschrieben haben könne. Beireis schien sich unbehaglich zu fühlen, erwiderte den Blick des Fürsten nur flüchtig und richtete dann seine unruhige Miene verächtlich auf den Seminardirektor. Dieser fuhr, zum Fürsten gewandt, fort:

„Das ist von Wiegand in Göttingen und „Natürliche Magie“ betitelt; es ist bei dem Buchhändler Nicolai in Berlin erschienen.“

„Wiegand? Hm, den kenne ich nicht, ist wohl ein Göttinger Professor? Aber der Name Nicolai ist gut, das ist ja der Mann, welcher sich um die Aufklärung verdient macht und auf den der König von Preußen was hält“, sagte der Fürst.

„Schade, daß das ganze Buch nichts weiter ist, als eine naseweise Schwägerei“, sprach Beireis ärgerlich; „die Leute haben die Glocken läuten hören, wissen aber nicht, wo sie hängen, da schreiben sie was in die Welt und es ist doch nur eine mißverständene Ausnutzung dessen, was die Studenten in meinem Kolleg gesehen, zur Hälfte behalten und in Göttingen für einen bestechlichen Lohn an den Mann gebracht haben.“

„Das konnte ich mir denken“, versetzte der Fürst, „daß dieses Buch auf irgend eine Art von Euch geschöpft haben muß, denn Ihr seid ja der eigentliche Mann der Magie.“

In der That war die gute Laune des Beireis schnell und direkt getrübt worden, denn daß er selbst an der fürstlichen Tafel den verhaßten Namen Wiegand aussprechen hören mußte, während er gerade die Tribute der Bewunderung empfing, daß er ferner von der weiteren Verbreitung und Bekanntheit des Buches sich überzeugen mußte, dies ärgerte und beunruhigte ihn zugleich. Eine nachhaltigere Verstimmung wurde aber durch die fernere Antwort, welche der Seminardirektor dem Fürsten gab, in ihm hervorgerufen.

„Entschuldigen Em. Durchlaucht“, nahm dieser das Wort, „wenn ich, im Interesse der Wahrheit, dem berühmten Gast hier widersprechen muß, der Herr Hofrat scheint das Buch noch nicht zu kennen...?“

„Nein, nein, das mag ich garnicht“, fiel Beireis empfindlich ein.

... „Wiegand ist ein tüchtiger Mann, der mit allen Gelehrten, die der Volksbildung und vernünftigen Aufklärung huldigen, in geistiger Verbindung steht; seine „Natürliche Magie“ macht überall ein bedeutendes Auf-

sehen, selbst in Schulen findet es Eingang, da in unserer Zeit, wo die Naturwissenschaften immer noch gezögert haben, der aufklärenden Philosophie die Materialien zur Nachweisung der vernünftigen Weltgesetze zu liefern, jedes Buch willkommen geheißen werden muß, welches das Uebernatürliche als nichts anderes, als eine nur noch unentdeckt gewesene Erscheinung der unveränderlichen Naturgesetze nachzuweisen vermag.“

„Sie sind wohl ein Mitglied der Berliner Aufklärer?“ fragte Veireis mit Gereiztheit.

„Es ist interessant“, fiel der Fürst ein, „wenn zwei Gelehrte miteinander streiten, fährt fort: ich höre das gern.“

„Der Aufklärung huldige ich allerdings“, versetzte der Seminardirektor mit dem ihm eigentümlichen kühlen Ernste; „die Philosophie hat es seither unternommen, gegen die Orthodogie mit Gründen der Vernunft aufzutreten, jetzt erwartet man auch von den Naturwissenschaften, daß sie aufklären und den Dämonenglauben beseitigen helfen. Aber Sie haben ja auch in Helmstedt würdige Vertreter dieser Zeitrichtung, namentlich Henke.“

„Das sind alles nur hohle Phrasen, Systeme auf Neuerungssucht gebaut“, erwiderte Veireis mit vornehmem Lächeln; „und ich sage Ihnen, daß die Gesetze in der Natur zuvor einer Beschwörung bedürfen, ehe sie sich offenbaren; warum hat es mir noch niemand nachgetan in der Beherrschung der Naturkräfte?“

Der Seminardirektor blickte den Fürsten an, und da dieser in bester Laune eine Antwort für Veireis zu erwarten schien und der Kanzler von Hoffmann den Sprecher durch Blicke ermunterte, so fuhr er fort: „Die beschwörende Kraft, die Sie, Herr Hofrat, eben erwähnen, kann doch nichts anderes, als der erkennende, gesunde Sinn sein, und können Sie es leugnen, daß überall in allen Ländern große Entdeckungen gemacht werden, die den Aberglauben, welcher leider noch im Volke wohnt, binnen kurzem umstoßen müssen?“

„Davon ist mir nichts bekannt geworden, ich müßte sonst einmal ein Geheimnis der Natur bekannt gemacht haben oder bestohlen sein, und was wollen Sie mit Aber-

glauben sagen? Hm! Es ist ein Lebensbedürfnis der Menschen.“

„Darf ich mir eine Bemerkung gestatten?“ fragte ein die Wohlhabenheit verratender Herr, welcher ziemlich entfernt an der fürstlichen Tafel saß. „Daß große Entdeckungen gemacht werden, kann ich sogar von meinem Standpunkte des öffentlichen Verkehrs aus behaupten. Erlauben Sie mir nur ein gerade naheliegendes Beispiel. Ich bin Kaufmann in Berlin und handle auch mit den Materialien der Kunst; seit Jahren führe ich das echte Ultramarin und seit kurzem auch den echten Vermillon-Zinnober, den ich von der zuverlässigen Firma „Silberschmidt in Amsterdam“ zu hohen Preisen beziehe; nun aber werde ich gewahr, daß ein anderer Kaufmann das Ultramarin aus Magdeburg von einem Unterhändler bezieht, der es wieder aus dem Braunschweigischen erhält, wo ein Student die Entdeckung gemacht haben soll, den Lasurstein künstlich herzustellen. Das will eben so viel sagen, als ob man Gold produzieren kann. Wissen Sie nichts davon, Herr Hofrat?“

„Nein“, antwortete Beireis barsch, „da der Lasurstein nicht nachzubilden ist, so glaube ich an das Märchen nicht.“

„Es muß aber doch etwas daran sein“, meinte der Kaufmann, „denn der Preis des Magdeburger Ultramarins ist bedeutend billiger, und da die Maler erklären, daß er gut und ohne Tadel sei, so sehe ich nicht ein, warum ich noch die hohen Preise bei Silberschmidt in Amsterdam bezahlen soll, während ich es von Magdeburg ebenso gut und billiger haben kann!“

„Das kann ich Ihnen nicht verdenken“, versetzte Beireis mit spöttischem Nächeln.

„Also Ihr seid der Ueberzeugung, daß ein von der Natur gebildeter Stoff, wie der Lasur, nicht durch Chemie aus Elementen künstlich dargestellt werden kann?“ fragte der Fürst.

„Ich halte es für unmöglich!“ gab Beireis mit einer gewissen Zerstreutheit zur Antwort, da er eben lebhaft an Heinrich Schmidt und dessen gegenwärtiges Auftreten in Petersburg gedacht hatte.

„Das scheint mir unbegreiflich, da Ihr doch das weit festere und in sich dichtere Gold zu bilden versteht“, meinte der Fürst.

„Gegen die Goldbildung auf künstlichem Wege“, bemerkte der Seminardirektor, „ist Wiegleb ebenfalls öffentlich aufgetreten, ich brauche den Herrn Hofrat wohl nicht daran zu erinnern, daß Wiegleb auch die Alchimie zu Helmstedt besonders in Zweifel zieht.“

„Und doch machen alle Studenten dort eifrige Versuche“, lächelte Beireis, welcher deutlich zu erkennen gab, daß er keine Lust verspüre, sich in dieses Thema weiter einzulassen, denn er redete seinen Nachbar sogleich an und suchte diesen in ein Gespräch über den Park zu Wörlik zu bringen. Mochte es aber nun reines Interesse von Seiten des Fürsten, oder ein Wohlgefallen desselben an dem Dispute zwischen Beireis und dem Seminardirektor sein, er unterbrach das begonnene Privatgespräch des ersteren mit der Frage: „Erklärt mir doch, mein lieber Beireis, was Ihr dabei denkt, wenn Ihr vorhin behauptet, der Aberglaube sei ein Bedürfnis des Menschen?“

„Es gibt unzählige Menschen“, erwiderte Beireis, „welche um keinen Preis ein Vorurteil oder einen Aberglauben, mit dem sie aufgewachsen sind, gegen eine nüchterne Wahrheit austauschen möchten; Menschen, die sich in einer aufgeklärten Welt nicht heimisch finden und einem Kinde gleichen würden, das auf eigenen Füßen gehen soll, ohne es zu können. Am Aberglauben, am Wunder müssen sie sich stützen, sie vermögen ohne ihn nicht an Gott und Religion zu glauben, eine nüchterne, allein vom Verstande beherrschte Welt, ein wunderentkleideter Himmel und eine durchsichtige Natur würde Tausende von Menschen mit dem Gefühle der Oede, Hoffnungslosigkeit und Furcht der Langeweile erfüllen. Das geheimnisvolle Grauen ist ein Lebensreiz, der das Volk in Bewegung, Glauben und angenehm schauerlicher Bewunderung erhält.“

Der Fürst schien hiermit nicht ganz einverstanden zu sein und sah seinen Seminardirektor herausfordernd an, zumal er fühlte, daß er nicht ganz frei von jener Bewun-

derung des Uebernatürlichen war, die Beireis eben ziemlich mitleidig behandelt hatte.

„Soll man einem Kinde nicht das Gehen lehren, damit es der Hand eines andern nicht mehr bedarf und dessen Willkür entwächst?“ fragte der Seminaradministrator Hofrat Beireis, welcher sogleich wieder seine Privatunterhaltung über den Wörlitzer Park anzuknüpfen versucht hatte und jetzt dem Opponenten einen giftigen Blick zuwarf. Dieser merkte, daß sein Fürst noch länger Wohlgefallen an dem Gegenstande nahm und fuhr, gegen die gesamte, aufmerksame Tischgesellschaft gewendet, in seiner ruhigen, aber kalt zerschneidenden Weise fort: „Es gibt aber auch eine große Zahl von Menschen, welche aus Schwäche, verzerrter Erziehung, Selbstsucht oder innerem Zermwürfnis sich über jede Aufklärung, jede Wahrheit ärgern, welche, einem allgemeineren System oder ihrem Egoismus huldigend den Aberglauben begünstigen und deshalb die Naturwissenschaft entstellen oder verfolgen, eben weil sie aufklärt. Ich erkenne an, daß es im Menschen einen Hang zum Aberglauben, das ist zur Uebernunft, gibt, aber was beweist es mehr, als daß die Vernunft, das Denken und Erkennen, noch nicht in den meisten Menschen zum Bewußtsein gekommen ist. Das hat in einer deutschen Rede, welche Professor Bruns vor nicht gar langer Zeit in der „Deutschen Studentengesellschaft“ zu Helmstedt gehalten und welche er mir zum Abdruck in eine Weimariſche Zeitung zugesandt hat, sehr schön entwickelt.“

Eine neue Unbehaglichkeit entstand bei Beireis dadurch, daß auch Bruns hier genannt und gerühmt wurde. Er hätte gern auf seine Weise gegen die feindlichen Kollegen mit dem Schimpfreden, wie er sie vom Ratheder herab zu gebrauchen pflegte, den inneren Groll explo- dieren lassen, wenn er nur nicht als Gast an einer fürstlichen Tafel gegenwärtig gewesen wäre. Dem Seminaradministrator wünschte er aber weit weg zu allen Teufeln und er sann darüber nach, ihm noch bei Tisch einen Pöffen zu spielen.

„Es ist wahr!“ nahm der Fürst das Wort, „indessen etwas Aberglaube tut der Dichtkunst gut, er macht sie

romantisch und auf das Gemüt wirksam. Die Wirklichkeit ist zu poesiearm.“

„Darf ich eine entgegengesetzte Ansicht vor Eurer Durchlaucht begründen und verteidigen?“ fragte der Seminardirektor.

„Das versteht sich, das will ich, habe ich doch keine Macht über Glauben und Ansicht anderer Menschen“ rief der Fürst. „Eine untertänige Ansicht belehrt mich nicht und betrügt den anderen.“

„Das Alltagsleben ist durchaus nicht der künstlichen Verknüpfung mit dem Wunder bedürftig, um Stoff für die Dichtkunst zu geben,“ sprach der Seminardirektor. „Ich weiß recht wohl, daß man solche Ansicht in gegenwärtiger Zeit zu Jena und Dresden geltend zu machen sucht, und eine andere als die wahre Wirklichkeit gleichsam ertrotzt, um den Eindruck zu erreichen, als ob die Welt von den Mächten der Finsternis regiert würde und der Mensch deren willenloses Spielzeug wäre. Es ist aber in dieser auftauchenden Romantik, welche der Alchimie und Astrologie gern das Wort reden möchte, nur eine Welt des Wahnes, ein Grausen mit Absicht. Derjenige ist kein Dichter, welcher glaubt, ein an sich unbedeutender Gedanke könne dadurch poetisch gemacht werden, daß er in den übernatürlichen Schimmer früherer Zeiten und Irrtümer eingekleidet werde. Geistlos und damit auch unpoetisch ist es aber, wenn man keine geistige Freude darüber zu empfinden vermag, daß man immer klarer die Weltmechanik durchschauen und Naturverhältnisse mathematisch bestimmen lernt. Die Entfesselung des Menschen vom Naturzwange, von Naturfurcht und eingebildeter Weisheit — das ist das wahre Ziel der wahren Aufklärung für unsere Zeit.“

Man hatte auf Beireis gar nicht geachtet, da die ganze Tischgesellschaft mit großer Ruhe dem Seminardirektor in seinen Worten aufmerksam gefolgt war. Niemand hatte besonderes Arg daraus, daß Beireis, scheinbar, um die Andacht der Zuhörer abzulenken, von seinem Platze einmal aufgestanden und an einem Spiegeltische beschäftigt gewesen war, ein sehr heimlich aus der Tasche gezogenes Fläschchen auf die Marmorplatte zu stellen. Es

war auch ganz unbemerkt geblieben, daß er mit großer Behendigkeit beim Vorübergehen hinter dem Stuhle des redenden Seminardirektors eine Hand voll kleiner Glaskügelchen, ähnlich derjenigen, welche er einst vor die Thür des Auditoriums und auf seine Treppe, nach der alchimistischen Täuschung seiner Zuhörer hingestreut hatte, so auswarf, daß sie unter die Füße des Seminardirektors rollen mußten. Kaum war er wieder auf seinen Platz zurückgekommen, und es hatte der Redende gerade die Worte: „Das ist das Ziel der wahren Aufklärung für unsere Zeit!“ gesprochen, als plötzlich das Tageslicht von einem hellen Glanz verdrängt wurde, welcher mit blendender Sonnenkraft den Saal durchdrang, alle Schatten der Personen scharf auf Tafel und Wand zeichnete und eine wunderbar überirdische Beleuchtung des Saales verursachte. Aller Augen richteten sich, bei plötzlichem Unterbrechen jeglicher Unterhaltung, nach dem Orte, woher dieser durchdringende Lichtglanz kommen mußte, aber alle wurden geblendet von einem Punkt der Luft, welcher sich etwas über dem seitlichen Marmortische vor einem der großen Spiegel befand.

„Beireis! Was ist das?“ rief der Fürst, indem er den Angerufenen mit Ueberraschung anblickte und dann in freudiger Neugier aufstand, um nach dem Spiegel zu eilen, wohin die übrige Tischgesellschaft, außer Beireis, ihm zu folgen im Begriff war. In diesem Augenblick, wo Beireis mit innerlichem Hohnlachen seine stehenden Blicke auf den Seminardirektor gerichtet hatte, entstand ein furchtbares Knattern und Knallen im Saale, der Seminardirektor erschrak, da er zugleich eine gewaltige Erschütterung des Körpers empfand, die Nachbarn fuhren zurück, der Fürst und die ihm bereits nach dem Spiegel nachgeeilten wandten sich, in der Meinung, daß die Tafel zusammengebrochen, ein anderer Spiegel oder ein Gemälde von der Wand niedergestürzt sei, schleunigst um, die fürstlichen Lakaien drängten sich heran, um das vermeintliche Malheur oder ein ausgebrochenes Feuer zu sehen und Sand anzulegen. Unwillkürlich rief der Fürst von neuem aus: „Beireis! Was ist das?“

Der ganzen Tischgesellschaft hatte sich eine unheimliche Aufregung bemächtigt. Beireis erhob sich mit einer listigen Miene und sprach, indem er sich befriedigt die Hände rieb: „Durchlaucht, den Lichtglanz habe ich aus der Wunderwelt in diesen Saal geleitet, um Ew. durchlauchtige Person zu überstrahlen. Der Värm aber war bei dem Herrn Seminardirektor, dem die von ihm geleugnete Wunderwelt einige Poltergeister auf den Hals geschickt haben wird, um ihn zu züchtigen.“

Diese Frage hatte zur Folge, daß alle nach dem Seminardirektor hinblickten, welcher sich indessen von seinem Schreck des Unerwarteten schnell erholt und sich eben wieder gebückt hatte, um unter dem Tische und Stuhl die Ursache des Geknatters zu erkennen und einige Glasperlen aufzulesen. Als der Fürst bemerkte, wie derselbe sich ganz ruhig wieder erhob und irgend einen kleinen Gegenstand in der Hand betrachtete, wendete er sich mit neuem Interesse dem blendenden Lichtpunkte vor dem Spiegel zu und alle folgten ihm wieder dorthin. Auch Beireis nahte sich mit pfiffigem Lächeln.

„Das ist ein Werk von Euch!“ rief der Fürst, indem er die Hand vor die Augen hielt. „Mein Gott, welch ein Glanz, man erträgt ihn nicht. Was hält denn diesen blendenden Lichtpunkt in der Luft fest? Ich kann kaum Tisch und Spiegel vor übernatürlichem Strahlenglanz erkennen!“

Jetzt trat Beireis allen anderen voraus an den Marmortisch, man sah, durch den Schatten seines Körpers in den Stand gesetzt, freier hinzublicken, da er sich gerade vor den blendenden Lichtpunkt gestellt hatte, daß er eine Arm- und Handbewegung machte, daß gleich darauf das Licht erlosch, ein kleiner Körper zu Boden fiel und ein anderer Gegenstand, einer kleinen Flasche ähnlich, in die Rocktasche des Beireis verschwand. Sogleich wurde er umringt und der Fürst rief in Vermunderung aus: „Beireis! Wie habt Ihr das gemacht?“

Der Angeredete lächelte schlau und suchte mit den Achseln. Viele Personen waren jetzt nahe an den Spiegeltisch getreten und suchten auf der Marmorplatte und auf dem Boden nach dem Gegenstand, den sie hatten fallen

hören. Auf ein Stückchen Kreide oder, wie man wähnte, ein unbedeutendes Endchen von einem Tonpfeifenstiele, achtete niemand. „Wie habt Ihr das gemacht?“ fragte der Fürst noch einmal.

„Wollen Em. Durchlaucht den Herrn Seminardirektor darum befragen, da er der Mann der Aufklärung ist?“ versetzte Beireis boshaft.

Jetzt sah man den Genannten an und der Fürst rief wohlgelaunt: „So laßt Euer aufklärendes Licht jetzt leuchten!“

Der Seminardirektor, welcher noch immer einige auf-gelesene, ungetretene Glasperkchen in der Hand hielt, näherte sich mit seiner früheren Ruhe dem Fürsten und sprach: „Die Dichterscheinung wird ebensowohl nach natürlichen Gesetzen hervorgebracht sein, wie die Voltergeister gekommen sind, welche mir ein Dämonenbeschwörer unter die Füße zitiert hat.“

Man horchte gespannt auf. Der Fürst blickte nach den Glasperkchen, die der Seminardirektor bei seinen letzten Worten vorzeigte.

„Der Herr Hofrat hat seine Rachegeister in diese kleinen hohlen Glaskügelchen eingesperrt, damit sie beim Zertreten und Zersplittern herausplagen. Merken Sie auf, auch ich habe sie in der Gewalt, sie ohne Schaden hören zu lassen.“ Bei diesen Worten schleuderte der Seminardirektor eine dieser erbsengroßen Kügelchen zu Boden und sie zersprang und zerstäubte mit erschütterndem Knalle, so daß viele der Anwesenden zurücksprangen. Beireis wandte sich ungeduldig ab und schritt allein, in einem großen Umkreis, durch den Saal.

„Dann habt Ihr wohl den Scherz gemacht und seid der Erfinder davon?“ fragte der Fürst mit Interesse und ließ sich eine der Kügelchen geben.

„Nein, Durchlaucht, der Herr Hofrat Beireis wird sie mitgebracht und mir unter die Füße gestreut haben. Indessen sind diese Kügelchen kein Geheimnis mehr, sondern seit kurzem in Nürnberg unter dem Namen „Knallerbsen“ verkäuflich, wie ich gelesen habe. Auch hat, wenn ich nicht irre, Wiegleb ihre Anfertigungsart bekannt gemacht.“

Der Fürst warf die zwischen den Fingern gehaltene Kugel fest auf den Boden und sie explodierte laut; dann suchten seine Blicke den Hofrat Beireis. Dieser hatte seinen Gang durch den entfernteren Teil des Saales hörend unterbrochen und sich der Gruppe, welche den Seminardirektor umringte, langsam genähert, als dieser erzählte, daß die Knallerbsen in Nürnberg verkauft würden. Und als jener hinzusetzte, daß Wiegleb ihre Bereitung bekannt gemacht habe, da drängte er sich ungeduldiger in den Kreis, wo gleichzeitig der Fürst die Explosion versucht hatte und sich nun nach dem Hofrate umseh. Dieser wartete in seinem Unmute die fürstliche Anrede nicht ab, sondern sprach: „Meine chemischen Geheimnisse werden überall, wie ich erfahre, gestohlen, ich muß von Spionen in Helmstedt umgeben sein, die ich, nun ich es weiß, zu bannen wissen werde.“

Der Seminardirektor entgegnete darauf, unverwandt den Fürst im Auge behaltend: „Die Spione, welche der Herr Hofrat meint, können unmöglich anders heißen, als Vernunft, gesunde Sinne und wissenschaftlicher Fortschritt. Außerdem pflegen ja die Entdecker großer Wahrheiten und Naturgeheimnisse aus freien Stücken ihre Kunde bekannt zu machen.“

Beireis merkte, daß er am Seminardirektor einen hartnäckigen Gegner gefunden hatte und er beobachtete ihn mit bohrenden Blicken. Die Lichterscheinung im Saale war bei der anwesenden Gesellschaft aber doch der nachhaltige Gegenstand ihrer Vermunderung geblieben und man wandte sich von neuem an Beireis, um näheres darüber zu erfahren. Hier suchte er sich aber nun, im Bewußtsein eines besonderen Geheimnisses, an den früheren Einwürfen gegen seine Bundertätigkeit schadlos zu halten; mit wichtiger Miene erfand er eine Erklärung, die in ihren Behauptungen um so kühner wurde, je vermunderter die Herren seine Unbegreiflichkeiten anhörten.

Nunmehr befahl der Fürst, daß die Wagen zur Fahrt nach dem Parke zu Wörlitz vorfahren sollten. Er erinnerte Beireis daran, sich schnell dazu fertig zu machen und ging mit freundlicher Verneigung gegen seine Tischgesellschaft aus dem Saale, worin ihm Beireis rasch

folgte, um in seinem Logis, in einem Theile des Schloßflügels, die Taschen von den gebrauchten und den noch nicht zur Anwendung gekommenen Apparaten für seine physikalisch-chemischen Wunder zu entleeren. Um den Seminardirektor versammelten sich aber im Speisesaale noch viele Personen, um über die Möglichkeit übernatürlicher Macht sich unterrichten zu lassen, und mancher Zweifel, welcher gegen Beireis aufkam, versteckte sich vorsichtig hinter dem klugen Takt des Hofmannes, da man wußte, daß man den Gast des Fürsten zu bewundern eingeladen war.

Beireis gefiel sich am Hofe immer mehr; seine Ehrsucht, angestaunt zu werden, fand vielfache Befriedigung; Fahrten, Jagden und Kunstgenüsse wechselten in großer Mannigfaltigkeit miteinander ab.

Während dieser Zeit erlebte Heinrich Schmidt wichtigere und ernstere Ereignisse am Hofe der Kaiserin Katharina II. zu Petersburg.

In Berlin hatte er vom russischen Gesandten, in Folge der Empfehlung von Seiten des Hofrats Beireis, eine sehr zuvorkommende Behandlung erfahren und mit bedeutenden Mitteln ausgerüstet seine Reise nach Petersburg angetreten. Hier angekommen, war er alsbald dem Hofe gemeldet und hatte bereits am zweiten Tage nach seiner Ankunft in einer ihm gestatteten Audienz bei der Kaiserin Gelegenheit, den Ruhm und Einfluß seines vermeintlichen Gönners, des unscheinbaren Professors in Helmstedt, zu bewundern, denn als er das Schreiben von Beireis an die russische Kaiserin abgegeben hatte, bedauerte diese, den berühmten Wundermann nicht selbst kennen zu lernen, setzte aber voraus, daß er einen ihm Ehre machenden Schüler gesandt haben werde, da es sich jetzt entscheiden müsse, ob die Krone noch länger große Summen an Alchimie verwende oder nicht, indem seither noch keine sicheren Resultate erzielt worden wären. Schmidt wurde, damit er mit dem Adepten, den er enthüllen sollte, nicht in irgend eine Verbindung oder ein mögliches Einverständnis geraten könne, sogleich einem Hofmanne überwiesen, welcher unter der Form eines auf-

merkamen und höflichen Begleiters doch nur ein Gefangenenwärter des jungen Deutschen war, der aber von allen Maßregeln dieser Art nichts merkte und durch die ungewohnte Lebensweise, fremde Sitte und Umgebung in eine gewisse Betäubung geraten war. Nachdem der zweite Tag seiner Ankunft der Umschau in Petersburg gewidmet gewesen war, erhielt er am Morgen des dritten Tages einen Befehl, zu bestimmter Stunde am Hofe zu erscheinen. Mit Herzklopfen, sehnächtigen und beklommenen Gedanken an Gretchen Schloffer, mit einer gewissen Behmut bei der Erinnerung an das stille und bescheidene Helmstedt, folgte er dem Befehle in die glänzenden Räume des kaiserlichen Palastes, wo er längere Zeit in einem Gemache warten mußte und Gelegenheit fand, über seine neue ungewöhnliche Lage nachzudenken. Je mehr er sich mit den Ereignissen der letzten Tage vertraut machte, je beherzter er dadurch wurde und um so ruhiger er sich dem Gedanken an Gretchen und eine unbekannte, aber durch das Geheimnis des Glückes lockende Zukunft hinzugeben vermochte, desto größer wuchs das Dankgefühl gegen Weireis in ihm auf und mit der Zuversicht, daß es der oft verkannte Mann doch wahrhaft gut mit ihm meine, weil er ihm die Unmöglichkeit des Goldmachens anvertraut und ihm die Ehre zugewandt habe, die er selbst hätte am kaiserlichen Hofe genießen können, folgte Schmidt dem Hofmanne, welcher gekommen war, um ihn vor die Kaiserin zu führen.

Er mußte in einen Saal eintreten, wo in der Nähe eines vergoldeten Sessels mehrere hohe Vertraute der Krone ihn ernst und schweigend betrachteten. Gleich darauf trat durch eine Seitentür die Kaiserin Katharina ein, stellte sich vor den Sessel und erwiderte die respektvollen Begrüßungen der Umstehenden durch eine stolze Handbewegung, welche zugleich in einen Wink gegen Schmidt überging, der sein Herz klopfen fühlte, als ein Hofmann ihn vor die mächtige Gebieterin geleitete. Diese verriet durch ihren lebhaften Blick und ein flüchtiges Lächeln, daß die Erscheinung des jungen Mannes ihr Wohlgefallen erregt habe; mit Ernst und Entschiedenheit redete sie ihn aber an:

„Du bist hierher gekommen, um eine Wahrheit zu vertreten; heute soll es sich entscheiden, was Betrug oder Wirklichkeit ist. Du wirst entweder reich belohnt werden oder den Tod empfangen.“

Schmidt erbehte. „O Gott!“ dachte er, „wenn Beireis sich geirrt, wenn er dich gar falsch unterrichtet und verraten hätte!“ In diesem Augenblicke fiel es ihm schwer auf die Seele, daß er in der Ultramarinbereitung sein Konkurrent war. Ein neuer Schreck riß ihn aus der entsetzlichen Betrachtung, indem ein Hofmann ihm die scharfe Degenspiße auf die Brust setzte und die Kaiserin sprach: „Jetzt rede nach deinem Gewissen und denke an dein Schicksal.“

Auf ein Zeichen wurde die Tür geöffnet und ein blasser, ernster Mann hereingeführt, welcher einen Schmelztiegel und mehrere Chemikalien trug; man stellte ihn der Kaiserin gegenüber, während kaiserliche Bediente im Hintergrunde ein Kohlenbecken zubereiteten. Als er Schmidt mit der Degenspiße auf der Brust erblickte, schien er zu erschrecken; er fixierte den jungen Mann mit stehenden Augen und strengte sich an, das eigene bange Erstaunen zu verbergen. Schmidt hatte ihn gar noch nicht beachtet, da seine Gedanken bei Gretchen weilten und die entsetzliche Ungewißheit seiner Lage ihn zum Beten gedrängt hatte, um seine innere Zerrissenheit und Angst zu unterdrücken.

Die Kaiserin sprach: „Ich habe dir tausend Rubel vorgestreckt gegen dein Versprechen, den Stein der Weisen zu lösen und Gold zu bereiten, ich habe dir Ehre und Würde in meinem Dienste zugesagt, wenn dein Tun kein Betrug ist, wie das deiner Vorgänger. Nenne jetzt die Materialien, woraus du Gold herstellen kannst.“

Der Alchimist blickte zweifelhaft und besorgt auf den ihm bekannten Schmidt, und als er dessen eigenes beklommenes Wesen bemerkte, schien er mutiger und zuversichtlicher zu werden, nannte mehrere Stoffe, welche er gebrauche, um Gold darauf zu bereiten, erbehte aber plötzlich, als auf geheimen Wink der Kaiserin jemand vor ihn hintrat und eine seidene Schnur zeigte.

„Das ist dein Los, wenn jener Mann dich als Betrüger entlarvt“, nahm Katharina das Wort, und der Alchimist warf einen furchtbar wilden Blick auf Schmidt, der in seiner quälenden Unruhe über die unbewiesene Versicherung, welche Beireis ihm mit auf den Weg gegeben hatte, eher hilfessuchend, als gefährlich ausah.

Der entscheidende Augenblick war gekommen. Die Kaiserin sprach, gegen Schmidt gekehrt: „Gib Antwort, ist es möglich, aus den eben vom Alchimisten genannten Materialien Gold zu bereiten?“

Schmidt hatte in seiner Gedankenabwesenheit vorhin auf die angedeuteten Materialien gar nicht gehört, er sammelte sich schnell, um gewaltsam des vollen Vertrauens auf die Autorität des Beireis'schen Ausspruches mächtig zu werden und antwortete in einem verzweiflungsvollen Mute: „Nein, Majestät, es ist unmöglich, Gold zu bereiten, auch der berühmte Beireis würde an dieser Stelle daselbe beteuern.“

Der Hösling, welcher dem Schmidt die Degenspiße auf die Brust gesetzt hatte, sah bedeutsam die Kaiserin an, welche, ihre Augen auf den Alchimisten gerichtet, bemerkte, wie dieser erschrak, unruhig wurde und endlich sprach: „Ich bitte um die Erlaubnis, eine Probe zu machen.“

Schmidt gedachte der Instruktion, welche ihm Beireis gegeben hatte und forderte eine Untersuchung des Tiegels, welchen der Alchimist wie ein Heiligtum in den Händen bewahrte. Diese Forderung schien ihn in große Verlegenheit zu setzen, er stammelte eine Weigerung, sah den jungen Gegner an und auch Schmidt fühlte eine furchtbare Pein, daß er den Alchimisten dem sicheren Tode preisgeben sollte. Aber sein eigenes Leben stand auf dem Spiele, er zögerte zwar, als er den Befehl erhielt, den Tiegel zu prüfen, die Degenspiße ermahnte ihn aber an die eigene Lebensfrage, er sah Gretchen vor seiner Phantasie schweben. Mit festem Entschlusse schritt er auf den Alchimisten zu und nahm ihm den Tiegel aus den Händen. Das Gewicht desselben führte ihn schnell auf die richtige Vermutung, er forderte einen Hammer und schlug, als er diesen empfangen hatte, den inneren falschen und

sehr dünnen Boden des Tiegels heraus. Der Alchimist wankte zurück, Schmidt trat näher an die Kaiserin heran und zeigte zwischen dem doppelten Boden bereits das Gold liegen, welches erst durch den chemischen Prozeß gemacht werden sollte. Alles dieses tat Schmidt in einer rauschähnlichen Aufregung. Eine tiefe Ruhe des Erstau-riens herrschte im Saale, man blickte den auf die Knie fallenden und um Gnade flehenden Alchimisten und die Kaiserin an, welche nur einen Wink gab, worauf der Mann mit der seidenen Schnur herantrat, diese dem entlarvten Betrüger um den Hals warf und ihn abführen wollte. Auf ein nochmaliges Anflehen um Gnade wendete sich die Kaiserin weg und der Unglückliche wurde von Soldaten, die draußen vor der Tür Wache hielten, fortgebracht, um die ihm vorher angedrohte Strafe zu empfangen.

Schmidt war zu betäubt, um die Glückwünsche der ihn umringenden Hofleute zu verstehen, er fühlte ein wehmütiges Dankgefühl gegen Beireis und seine Gedanken weilten bei Gretchen, in der Heimat . . .

„Du hast erfüllt, was du versprochen und wozu du geschickt bist“, sprach die Kaiserin. „Da ich den berühmten Beireis nicht in meine Dienste zu ziehen vermag, so sollst du, als sein einsichtsvoller Schüler, in Rußland Ehre und Würde finden. Ist es dein eigener Wunsch, so sprich ihn aus.“

Schmidt, ohne irgend eine feste Stellung im Leben, aufgeregt von den Eindrücken ungewöhnlicher Art, welche neben der nunmehr überwundenen Furcht auch seine Hoffnungen weckten, erklärte, daß er sich glücklich fühlen würde, wenn er im Dienste der Kaiserin sich nützlich machen könne.

„So ernenne ich dich zum kaiserlichen Räte mit Gehalt“, versetzte die Kaiserin und entfernte sich mit dem Befehle, daß der neue Staatsdiener sich am andern Morgen zur Audienz melden solle. Die Hofleute umringten den betäubten Schmidt, um ihm ihre Glückwünsche und Huldigungen darzubringen; erst allmählich lernte er sich in die plötzliche Wendung seines Lebens und Geschickes finden.



Fünftes Kapitel

Der Vorfall im Hause des Professor Bruns zu Helmstedt war Veranlassung zu einer strengen Untersuchung geworden. Die beiden Schelme, welche den Pöffenstreich mit dem buckligen Loffius getrieben hatten, waren, weil durch das Abreißen des Bindfadens von der Bettdecke jegliche Spur ihrer Schalkstat vertilgt worden war, gänzlich unverdächtig geblieben und die eigentliche Ursache des nächtlichen Schreckens war nicht bekannt geworden. Loffius beteuerte nach wie vor, den Teufel in Gestalt einer leichten Wolke durch das Fenster fliehend gesehen zu haben, und erst die häufigen Neckereien der Kommilitonen im Ducksteinkeller brachten ihn dahin, weder des Ereignisses ferner zu gedenken, noch das Sein oder Nichtsein des Teufels zu bestreiten. Die bald darauf eingetretenen Herbstferien machten überhaupt diesem Unterhaltungsstoffe der Studenten plötzlich ein Ende. —

Nicht so spurlos ging das Ereignis in einer andern Richtung seiner Folgen vorüber. Professor Bruns, welcher in der Nacht die verräterischen Utensilien und Reste der alchimistischen Versuche bei seinen Holländern gefunden hatte, war durch die am andern Tage vorgenommene Untersuchung in Kenntniss gesetzt worden, daß diese alchimistischen Arbeiten zur Zeit die gesamte Studentenschaft interessierten; er konnte darin nichts anderes als das Zeichen eines steigenden Vertrauens der Studenten zu Beireis und dessen Wundern erkennen, zumal auch die scheinbare Bekehrung des Loffius den Glauben an den Teufel wieder in Anregung gebracht und die angestrebten Früchte des Aufklärens sehr zweifelhaft gemacht hatte.

Die Kollegia des Wintersemesters hatten bereits ihren Anfang genommen; viele neue Studenten waren immatrikuliert, darunter auch mehrere, welche schon einige Semester in Göttingen und Berlin studiert hatten und

von dem Rufe des Hofrats Beireis angezogen waren. Während der Ferienzeit, in welcher Beireis theils am Dessauer Hofe, theils zu Braunschweig und in Helmstedt selbst, die volle Bewunderung seiner besonderen, übernatürlichen Künste genossen hatte und mit neuer und höherer Anforderung die huldigende Anerkennung seines Rufes erwartete, waren seine aufklärenden Gegner nicht müßig gewesen, dem Wunder und dem Ehrgeize einen letzten, empfindlichen Schlag zu versetzen. Wie die Angelegenheiten um diese Zeit standen, konnte man aus einem Gespräche entnehmen, welches zwei Professoren miteinander führten, die an einem Oktobernachmittage, als schon die frühe Dämmerung eingetreten war, über den Marktplatz Helmstedts schritten und eben in die Nähe des Ducksteinkellers gekommen waren.

„Die Studenten machen ja einen gewaltigen Lärm; vielleicht streiten sie wieder über den Teufel.“

„Das glaube ich kaum, diese Geschichte wird nun bald ihr Ende erreicht haben.“

„Wieso?“

„Unser Helmstedter Adept und Wunderlehrer hat sicherlich das letzte Auflockern seines übernatürlichen Glanzes erlebt, schon in Dessau wollte es nicht recht mehr gehen mit dem Anstaunen seiner Hexenmeisterkünste, wie Bruns von einem dortigen Seminardirektor erfahren hat.“

„Warum läßt sich Beireis auch nicht genügen mit dem, was er wirklich zu leisten vermag, und was ihm gern ein jeder Sachverständige als Wissen und Verdienst zusprechen wird. Als praktischer Arzt, als kenntnisreicher Chemiker und Physiker, als Sammler und reicher Mann wird er überall Anerkennung finden, es ist begreiflich, daß er mit aller Gewalt den Geheimwiffer und Scharlatan spielen will.“

„Es ist die maßlose Eitelkeit, lieber Kollege, die Sucht nach Ruhm und Bewunderung, welche schon manchen sonst tüchtigen und verdienstvollen Gelehrten zum Narren vor sich selbst und seiner Zeit gemacht hat. Die Eitelkeit macht allein blind gegen das wirklich Gute, was der Mensch in sich hat, es düstet ihn, wie einem

kranken Rinde, nach Ungewöhnlichem oder nach dem, was der Mensch nicht besitzt und nicht seiner Naturanlage nach erreichen kann; die Eitelkeit will blenden, das glanzlose Solide befriedigt sie nicht. Beireis weiß viel, sehr viel, er hat in alle Wissenschaften hineingesehen, tausend Dinge getrieben, die vielen anderen Gelehrten fremd geblieben sind; seine Eitelkeit begnügt sich damit nicht, er will Universalgeist, Alleswiffer sein. Er hat, wer könnte das leugnen, tief in der Natur geforscht, Geseze und Stoffe entdeckt und anzumenden gelernt, die er gewissermaßen aus der Zukunft der Wissenschaft herausgeholt hat. Damit ist aber seine Eitelkeit und Sucht nach Bewunderung nicht zufrieden, er stellt sich, als besitze er supernaturalistische Kräfte, der Aberglaube schmeichelt ihm, die Dummheit der Leute macht ihn kühn und schlau, er zieht nebenbei seinen Vorteil davon und glaubt am Ende selbst an seine Wundertätigkeit, wie jene Menschen, welche ihr Lebenlang eine Lüge wiederholt haben und nun so damit verwachsen sind, daß sie nicht mehr wissen, was Lüge und Wahrheit an ihnen ist.“

„Ich halte sein Treiben und Scheinen doch mehr für die klugen Mittel zur Hab- und Bereicherungssucht und zur Uebertünchung seiner eigentlichen Erwerbsweise.“

„Ist er wirklich habfüchtig, lieber Kollege? Dient ihm die Kunst der Bereicherung nicht nur als Mittel seiner Eitelkeit? Er muß ungeheuerere Geldsummen einnehmen, denn er gibt Tausende aus ohne Geiz, aber wofür? Doch nur, um die eitle Sucht zu sättigen, daß er aus allen Gegenden der Welt die Wunder und Kostbarkeiten in seinen Besitz bringt. Er gibt an Hilfsbedürftige viel Geld, opfert seinem Ruhme manches Goldstück und fordert nichts anderes dafür, als die Bewunderung.“

„Mit dem Rufe als Polyhistor ist es aber seit kurzem nicht weit her, man hat ihm hinter die Decke geschaut. Denken Sie nur an seine Blößen in der Botanik, Mineralogie ...“

... „und Mathematik; renommiert er nicht überall, daß er ein großer Mathematiker sei? Ach! Wie hat er aber neulich seine Schwäche auf eine empfindliche Art verraten müssen!“

„Ganz recht, ich habe wohl gehört, daß er öfters in seinen Vorlesungen unverständliche, mathematische Formeln an die Tafel geschrieben haben soll, die dann von denjenigen seiner Schüler, welche gute Mathematiker waren, in seiner Abwesenheit berichtigt worden sind. Im nächsten Kolleg, wenn sie nun gedacht, ihm die Verbesserung auf irgend eine Weise bemerkbar gemacht zu haben, sind seine Formeln immer wieder falsch gewesen.“

„Das will noch nichts sagen, kennen Sie seine größere Blamage nicht? Ah, Sie waren damals noch nicht von der Ferienreise zurück, hören Sie: als der Oberbergrat Vogler um die Anstellung nachgesucht hatte, sollte er erst einen Beweis seiner Kenntnisse ablegen; die Regierung hatte Beireis und den Professor Reuskel ausersehen, ihn zu prüfen. Letzterer entzog sich dem Auftrage mit dem freimütigen Geständnis, daß er als Jurist von der Mathematik nicht viel verstehe, Beireis aber gibt Voglern eine Wurzel auszuziehen, und als dieser fragte, ob die gegebene Zahl eine reine Quadratzahl sei, antwortete er: „Das werden Sie finden“. Vogler aber versetzte: „Nein, ich will sie im Kopfe ausrechnen.“ Gesagt, getan! Beireis ist so betroffen, daß er schnell das Examen schließt.“

„So mag es noch mit vielem anderen bei ihm aussehen, aber was ist denn jetzt gegen ihn im Werke?“

„Den Erfolg seines Kollegs, worin er das Goldmachen lehrte, kennen Sie; der Studentenauszug nach Morsleben und die Alchimie führten schnell die ganze Studentenschaft gläubig und begeisterungswoll auf seine Seite, die Teufelsgeschichte im Hause unseres Kollegen Bruns half der alten Parteifrage des Aberglaubens wieder auf, welche Beireis durch seine Geheimnisse, Wunder und Lehren, sowie durch das Ereignis auf dem Corneliusberge auszubeuten verstanden hatte. Alle Studenten trieben alchimistische Versuche und zitierten den Teufel.“

„Ganz recht, sie machten schon im voraus Schulden auf das künftig zu produzierende Gold.“

„Nun hat sich aber mit dem Beginn des Wintersemesters vieles darin geändert, die Versuche des Goldmachens mißglückten, in ihrer Beschämung oder mutwilligen Absicht verschwiegen sie sich gegenseitig das Mißlin-

gen ihrer Experimente, ihre Fragen an Beireis riefen nur noch verwirrendere Antworten hervor, in ihrer Heimat werden sie ausgelacht worden sein, eine ganz neue Stimmung herrscht unter der jetzigen Studentenschaft.“

„Dazu werden die wieder angeknüpften Vorträge der Professoren in der „deutschen Gesellschaft“ das ihrige beitragen.“

„Ohne Zweifel ist das Werk von Wiegleb vom verschiedensten Einflusse geworden, der zweite und dritte Band, welche erschienen sind, erklären gerade diejenigen Geheimnisse, welche Beireis vor den Ferien vielfach als magische Kunststücke zur Bewunderung vorgeführt hat. Eine gründliche wissenschaftliche Widerlegung der Goldmacherei und eine verständliche Anleitung zum Darstellen physikalischer und chemischer, optischer und mechanischer Belustigungen hat die Studenten jetzt von den Wundermärchen des Beireis völlig abgelenkt und sie darüber aufgeklärt, und während sie vor den Ferien damit beschäftigt waren, sich an dem resultatlosen Beireis'schen Trug der Alchimie abzumühen, sitzen sie jetzt eifrig am Studium des Wiegleb, dessen Experimente sie kürzlich schon in der „deutschen Gesellschaft“ mit großer Präzision und zur Belustigung mehrerer dazu eingeladenener Professoren dargestellt haben.“

„Was sagt aber Beireis dazu?“

„Nun, er wird schimpfen auf seine Feinde, die Aufklärer, wird die Kenntnis seiner Magie für gestohlenen Eigentum ausgeben und auf neue Mittel der Bewunderung sinnen.“

„Er wird an die große Menge appellieren, die immer noch geneigt ist, dem Wunder für das angenehme Brausen bereitwillige Opfer zu bringen.“

„Die Aufklärung hat sich einmal gegen Beireis verschworen“, lächelte der andere Professor; „auf eine anregende Äußerung unserer Kollegen Kemmer und Bruns haben mehrere tüchtige Studenten mit jugendlicher Freude den Plan aufgegriffen, öffentliche Vorstellungen aus Wiegleb's natürlicher Magie vor dem Volke zu geben; man ist, wie ich gestern von Henke erfuhr, in der Studentenschaft übereingekommen, daß diejenigen, welche

am tüchtigsten im chemischen und physikalischen Laboratorium sind, die öffentlichen Experimente aus der natürlichen Chemie machen und andere, mit Redegabe ausgerüstete Studierende die erklärenden Vorträge darüber halten sollen. Auf diesem Wege, glauben Sie mir, ist dem Uebernatürlichen in der Ansicht der Leute mit einemmale der Nerv abgeschnitten; sie bewundern nicht mehr, was sie selbst zu Hause nachmachen können.“

„O weh, armer Veireis! Mit deinem Adeptenrufe bist du zu Ende, der Stein der Weisen ist Eigentum der Zeit geworden!“

Beide Universitätslehrer waren unter dem hier mitgetheilten Gespräche mehrere Gassen weiter gekommen und blieben bei dem letzten Ausrufe des einen soeben an einem Scheidewege stehen, um ihren verschiedenen Zielen zu folgen.

„Noch eins“, hub derjenige, welcher am meisten von den Angelegenheiten zu berichten gewußt hatte, an, „was haben Sie von einem bisherigen Studenten, einem gewissen Schmidt erfahren, der durch Veireis zu hohen Ehren und Würden in Rußland gekommen sein soll?“

„Bartels erzählte kürzlich davon in unserem Wochenklub; dieser Schmidt ist wieder hier, man sagt, um eine Braut zu holen.“

„Weiß Bartels nicht, wodurch er in Petersburg Glück gemacht hat?“

„Nur eine Vermutung hat man; dieser Schmidt ist Jamulus bei Veireis gewesen und dann plötzlich aus drückender Lage ein feingekleideter Herr geworden, der sich um die Universität und sein medizinisches Studium gar nicht mehr bekümmert hat und bald darauf nach Petersburg gesandt worden ist. Wahrscheinlich hat er dort die Wunder seines Herrn und Meisters verbreiten und das Goldmachen beteuern müssen.“

„Der Arme! —“

Beide Kollegen drückten sich die Hände und jeder ging seinen Weg.

An demselben Spätnachmittage hatte Veireis, nach Beendigung eines Kollegs, sich mit mürrischer Miene in

sein Zimmer begeben. Die Heiterkeit, welche er von seiner Ferienreise mit nach Helmstedt gebracht und die ihn zu einem kecken, selbstbewußten Auftreten angeregt hatte, war seit mehreren Tagen in eine verdrießliche Unzufriedenheit übergegangen; es erschien ihm alles nicht recht, er war grob und kurz gegen seine Patienten, bitter und stolz gegen die Zuhörer, ergrimmt gegen seine Kollegen und die ganze Welt. Der alte Leonhard war dadurch ebenfalls recht mürriſch geworden und ließ seine Stimmung gegen Eleonore, seine Frau, aus.

„Mein Himmel! Was steckt dir denn im Kopfe?“ fragte diese beim Anzünden ihrer Lampe.

„Ei, was fragst du noch, siehst und hörst du denn gar nicht, wie es in der Welt hergeht?“

„Du haſt einmal einen Haß auf den Menschen, das ist ſündhaft.“

„Auf welchen Menschen?“

„So lange er glücklich ist und vom Hofrate fortgeholfen wird, brummst du den ganzen Tag: wenn's der Schmidt nicht verdiente, dann würde er nicht so schnell vornehm geworden sein.“

„Wer denkt noch an Schmidt? Hm! Mögen ihn die Russen behalten; um sein Glück beneide ich ihn nicht, es ist gut, daß er vorwärts kommt.“

„Was ist er denn eigentlich dort geworden? Noch haſt du keine vernünftige Antwort gegeben, obgleich ich schon zehnmal danach gefragt habe.“

„Daß weiß ich nicht.“

„Nicht? Und ich habe dich doch mit dem Ohre an der Tür des Hofrates getroffen, als der junge Mensch wiedergekommen und lange mit dem Herrn in der Stube zusammen gewesen war.“

Leonhard warf seiner Frau einen grämlichen, verweisenden Blick zu und schritt, vor sich hinbrummend, durch die Stube. Was er damals erhorcht hatte, würde unter keiner Bedingung über seine Lippen gekommen sein, denn sein ganzer Stolz, seine Lebensfreude und Arbeitslust hatten durch die wenigen Worte, die ihm zu belauschen möglich geworden waren, plötzlich eine tiefe Entmutigung erlitten. Er hatte nämlich gehört, daß von Bei-

reis die Worte gesprochen waren: „Ich wünsche Ihnen Glück zu Ihrer Anstellung, mein lieber Freund, Sie kennen nun das wahre Geheimnis, daß es unmöglich ist, Gold zu machen, verschweigen Sie es aber hier in Helmstedt und überall und stehen Sie nur Ihrer Kaiserin darüber Rede.“ Leonhard war durch diese Worte gänzlich betäubt worden; der von ihm mit neidischer Beringachtung behandelte Student wurde vom Hofrath „Freund“ genannt, er war eingeweiht in ein Geheimnis, über welches auch Leonhard, der getreueste Diener, immer in Täuschung gehalten worden war. Er schämte sich fast vor sich selbst, und konnte den Hofrath nicht begreifen; deshalb gab er auch seiner Frau Eleonore keine Antwort, denn es war sein Stolz und Lebensreiz, auch vor der Frau als der alleinige Mitwisser der weltberühmten Geheimnisse seines Herrn zu gelten und Respekt zu fordern. Eine neue schmerzliche Erfahrung hatte er aber nebenbei zu machen Gelegenheit gehabt: es war ihm bei seinen täglichen Famulusbeschäftigungen vor und nach dem Kolleg im Auditorium nicht entgangen, daß die Studenten jedes unerklärte Experiment mit einer frivolten Stimmung betrachteten, eine geheimnisvolle Deutung von Seiten des Dozenten belächelten und mit dem Hinweis auf Wiegleb selbst die Erklärung gaben. Jeder Ausfall, den sich Beireis in seiner gereizten Stimmung gegen Wiegleb erlaubte, fand eine dreiste Opposition, und wenn Leonhard nach des Hofraths Abtreten die Utensilien und Apparate der Physik und Chemie wegzukramen beschäftigt gewesen war, hatte er mehreremale hören müssen, daß die noch verweilenden und ihre Hefte einpackenden Studenten geradezu über irgend eine vorgebliche Geheimwissenschaft ihres Lehrers sich lustig machten oder auch wohl strenge Kritiker seiner Aufgaben waren.

Ein solches Kolleg hatte Beireis kurz vorher geschlossen, als er an diesem Spätnachmittage mit mürrischer Miene in sein Studierzimmer gegangen war. Auch heute mußte er die Erfahrung machen, daß seinen Behauptungen, denen früher eine unwillkürliche Bewunderung zu folgen pflegte, eine entschiedene Opposition entgegengelegt wurde, daß man ein von ihm besonders vor-

bereitetes, auf Ueberraschung berechnetes Experiment mit Gleichgültigkeit aufgenommen und sogleich durch Wieglebs Buch zu deuten gewußt hatte. Der Nimbus des Wundertuers wurde von den Studenten nicht mehr anerkannt, seine Eigenart bedurfte desselben aber, deshalb empfand er ein Unbefriedigtsein, welches ihn in hohem Grade verdrießlich machte.

Der Tag hatte überhaupt mehrere niederdrückende Ereignisse mit sich gebracht. In der Nachmittagsstunde hatte er den Sohn seines Freundes und den still zum Nachfolger in der medizinischen Professur erzogenen Schüler, nämlich den jungen Crell, sterben sehen, ohne der zerstörenden Natur irgendwelche Schranken setzen zu können, da dessen Schwindsucht in der Ferienzeit einen schnellen Fortgang genommen hatte. Die Hilflosigkeit als Arzt ärgerte ihn zugleich, denn er mußte sich eingestehen, kein Herr über die Naturkräfte zu sein, der er doch vor der Welt scheinen wollte. Um so gewaltfamer dachte er jetzt mit Selbstüberredung an die gelungene Entfernung seines gefährlichsten Konkurrenten. Denn wenn ihm alle Welt den Besitz von geheimen Kenntnissen streitig machen wollte, so mußte ihm jetzt die Ultramarinbereitung von der größten Wichtigkeit werden, da sie seine wahre Goldquelle und geheime Kunst war. Der Abend sollte ihm aber noch eine neue Demütigung seines Egoismus zufügen. Nachdem er sich mit Selbstzwang damit abgefunden hatte, daß die Studentenschaft weder an Wunder noch Alchimie mehr glaubte, daß sie die Experimente auf natürlichem Wege nach Wieglebs Anleitung ebenso gut machen konnte, wie er selbst, daß sie sogar das Publikum öffentlich einzuladen beabsichtigten, um denselben die Magie praktisch zu erklären, daß endlich die Professoren mit planmäßigem Fortschritt durch aufklärende Vorträge den Wunderglauben zu beseitigen und jede vorgebliche übernatürliche Kenntnis als eine betrügerische Anmaßung nachzuweisen suchten, nachdem Beireis alle diese ihm zugetragenen Nachrichten in ihren aufregenden Wirkungen auf seine Stimmung überwunden zu haben glaubte, da sollte ihm der späte Abend noch einen neuen Aerger bringen.

Ein Brief von Marcus Silberschmidt aus Amsterdam lief ein. Dieser jüdische Farbwaren- und Drogenhändler schrieb in aufgeregter Weise, daß er erfahren habe, wie in Helmstedt, Magdeburg und Berlin die Lasursteinfarbe zu einem noch billigeren Preise verkauft werde, als er sie selbst in den Handel bringe, daß mehrere Geschäftshäuser kürzlich ihre Bestellungen aufgekündigt hätten, um von anderswo ihren ferneren Bedarf zu beziehen. Er müsse deshalb, da doch diese künstliche Farbe ein Geheimnis sei, das er als solches mit bezahlt habe, nicht daran zweifeln, daß Beireis gegen seinen Kontrakt gehandelt und entweder das Geheimnis einem anderen Chemiker verkauft oder nicht gehörig behütet oder endlich das Fabrikat nach einem anderen Handelshaufe geliefert habe. Er fordere deshalb Entschädigung wegen Kontraktbruchs und für die Folge, der Konkurrenz wegen, Lieferung zu einem weit niedrigerem Preise.

Beireis befand sich nach dem Lesen dieses Briefes in einer sehr unbehaglichen und verlegenen Stimmung. Seine Haupterwerbsquelle, sein eigentliches Goldmachen, sah er in Gefahr, in dem Einnahmeresultat beeinträchtigt zu werden. Leugnen konnte er die Tatsache nicht, daß auch vom Kaufmann Brökel das Ultramarin verkauft werde, er durfte aber auch nicht eingestehen, daß ihm, wie er sich ausdrückte, das Geheimnis der Bereitung gestohlen sei, da er erwarten mußte, daß der Amsterdamer Jude alsbald darauf ausgehen würde, den billigeren Fabrikanten ausfindig zu machen. Vor allen Dingen mußte ihm zuvor die Gewißheit werden, daß Schmidts Fabrikation aufgehört und er keinem anderen die Kunst verraten habe. Diese Unruhe ließ ihn nicht lange mehr verharren; noch an demselben Abend ging er fort, um Schmidt aufzusuchen.

In seiner Wohnung am Markte traf er ihn nicht. Die Magd des Wirtes benachrichtigte Beireis, daß Schmidt nebenan bei Schlossers sei, wo der Tochter Geburtstag gefeiert werde. Das hinderte Beireis nicht, im Hause Schlossers nach dem Gesuchten zu fragen. In dem oberen Zimmer mit dem ausgebauten Fenster war es hell erleuchtet. Als Beireis auf den großen Hausflur gekommen und

von einem Knechte erblickt worden war, nahm dieser die Lampe aus dem Wandhaken und leuchtete ihm die Treppe hinauf. Beireis trat mit der ihm eigenen Sicherheit durch das erste Zimmer in das zweite marktwärts gelegene ein. Hier sah er Schlosser mit Schmidt und Gretchen am Tische beim Abendbrot sitzen. Er hatte eine Gesellschaft anzutreffen geglaubt und war überrascht, hier nur die drei näher vertrauten Personen zu finden.

Auf seinen Gruß erhoben sich alle und eilten auf ihn zu. „O! Wie freue ich mich,“ rief Schmidt, „daß der Zufall meinen Wohltäter in diesem Augenblick hierher führt; soeben . . .“

„Ja, ja, willkommen!“ fiel Schlosser rasch ein. „Meine Tochter feiert ihren Geburtstag und da habe ich denn eingewilligt, daß sie mit dem jungen Manne, wollte sagen mit dem kaiserlichen Räte in die weite Ferne zieht.“

„O! Ich habe Ihnen mein Lebensglück zu danken“, sprach Gretchen gerührt. „Mit Heinrich vereint fürchte ich ein fremdes Land nicht.“

„Nun, nun,“ murmelte Schlosser, „sie hat ja auch nichts weiter als ihren Vater zurückzulassen.“

Heinrich Schmidt hatte eben nach Gretchens vertrauensvoller Aeußerung einen zärtlichen Lohn auf ihre Wangen gedrückt, und es war ihr deshalb die gemurmelte Bemerkung ihres Vaters unverständlich geblieben. Beireis sah die Zärtlichkeit der Liebenden mit gleichgültiger Miene und einem flüchtigen Nücheln des Mitleides an, während Schlosser ihn einlud, als Hausfreund an dem Abendessen teilzunehmen.“

„Das geht nicht, meine Zeit erlaubt mir nur wenige Minuten zu verweilen.“

„Ei nun, in der Eßigstube unten ist alles in guter Ordnung, die Ruhr in der Stadt ist vorbei, die Studenten singen gegenüber im Ducksteinkeller, was haben Sie noch eiliges zu tun?“ meinte Schlosser in guter Laune.

„Wann werden Sie abreisen?“ fragte Beireis, mit Ernst auf Heinrich Schmidt blickend.

Gretchen verriet einen jähen Schreck. Vielleicht glaubte sie, daß ihr Geliebter nun erst noch einmal ausgesandt werden sollte, vielleicht war es die Bestürzung

über das schnelle Vergegenwärtigen einer weiten Trennung vom Vaterlande.

„Meine Abreise wird davon abhängen, wann Gretchens Vater den Tag der Hochzeit bestimmt,“ versetzte Schmidt, indem er dabei Schlosser herausfordernd anblickte.

„Das muß bald geschehen, das erleidet keinen Aufschub,“ sprach Beireis mit Dringlichkeit, so daß Schlosser ihn verwundert ansah, die Perücke zurechtzupfte und in der gutmütig schlauen Weise seiner heutigen guten Laune erwiderte: „Sie wollen wohl auch Geschäfte nach Petersburg machen?“

„Und Sie?“ fragte Beireis kurz.

„Ei, ich leugne es nicht, wenn man einmal sein Mädchen weggibt, so will man auch in Erinnerung bleiben, und das geschieht durch nichts besser, als durch gemeinschaftliche Geschäfte. Da soll mir der Schmidt eine Kornspekulation in Rußland anlegen, es läßt sich für beide daran verdienen. Und ich denke, wenn er erst ein schönes Stück Geld dort auf Ihre geheime Goldmacher-Weise für sich eingeschmolzen hat, dann kommt er mit Gretchen wieder nach dem guten Helmstedt und tritt in mein Geschäft, damit es durch ihn sich vergrößere.“

Schlosser hatte mit lächelnder Miene und guter Laune seine eigentliche Absicht ausgesprochen, die keine andere war, als durch Schmidt einst selbst Nutzen zu ziehen. Deshalb betrachtete er seine Tochter als eine Kapital-Mitgift, die sich verzinsen müsse und er hatte gegen Schmidt erklärt, daß er kein bares Geld mitgeben könne.

Beireis hatte die Worte des alten Schlosser nur in zerstreuter Unruhe angehört, denn er wendete sich, noch ehe jener zum Schlusse gekommen war, ernst an Schmidt. „Ich habe Sie um eine Angelegenheit unter vier Augen zu sprechen, das ist der Grund, welcher mich noch heute abend hergeführt hat. Begleiten Sie mich nach unten.“

Die weitere Einladung Schlossers, noch in seiner Gesellschaft zu bleiben, lehnte Beireis mit Entschiedenheit, indem er an die Tür zurückschritt, ab; er empfahl sich kurz und Schmidt folgte ihm mit einem Richte in der

Hand und von besorglichen Blicken Gretchens nachgesehen.

Ohne ein Wort zu sprechen ging Beireis durch das andere Zimmer, die halbe Treppe hinunter und faßte an die Tür, die hier in das tägliche Wohnzimmer Schlossers führte. Sie war verschlossen und Schmidt eilte wieder hinauf, um sich den Schlüssel zu fordern, den Schlosser aus der Tasche zog.

Als Schmidt geöffnet und die Tür wieder mit der Klinke in das Schloß gezogen hatte, schritt Beireis einmal durch die ganze Breite des Zimmerraumes, als untersuche er, ob auch niemand horche, schob in scheinbarer Zerstreuung die grünseidene Gardine vollends vor das Türfensterchen und stellte sich dann nahe vor Schmidt, der unterdessen das Licht auf den Tisch gesetzt hatte.

„Ich habe mit Ihnen einen sehr wichtigen Punkt zu besprechen“, begann er; „wie stehen Sie mit Ihrem Kontrakte zu Brökel?“

Schmidt, welcher von Dankbarkeit für seinen Wohltäter durchglüht war, antwortete: „Das Quantum Ultramarin, welches ich zu liefern mich verpflichtet hatte, ist seit mehreren Tagen fertig geworden, nun habe ich erklärt, nichts mehr anzufertigen zu können.“

„Und Brökel?“

„Er erbat und forderte später aufgebracht einen Kontrakt auf neue Lieferungen, er nannte meine Weigerung unklug, war bereit, mir bedeutend höhere Preise für das Fabrikat zu zahlen und...“

...„und Sie gedachten Ihres Versprechens gegen mich; natürlich!“ fiel Beireis unruhig ein.

...— „und als ich ihm endlich erklärte, daß der Stoff, woraus ich die Farbe zu bereiten verstände, verbraucht und nicht wieder zu erlangen sei, da lachte er mich aus, sagte im Eifer, daß er nun die Farbe durch einen Chemiker untersuchen lassen und dann selbst die Fabrikation versuchen wolle.“

„Wann war das?“

„Vor drei Tagen.“

„Und haben Sie nichts weiter davon erfahren?“

„Nein.“

„Bedenken Sie Ihrer Ehre, Ihrer Verpflichtung gegen mich, es darf niemals eine solche Farbe durch Ihre Hände wieder gehen.“

„Das schreibe ich Ihnen.“

Beireis schien befriedigt; er erkundigte sich jezt nach dem Sachverhältnisse im Schlosserschen Hause, den näheren Umständen der bevorstehenden Hochzeit und Abreise und deutete mit besonderer Betonung darauf hin, daß er sich freuen werde, wenn einst Schmidt mit zeitlichen Gütern aus Rußland zurückkehren möchte, und dann das Geheimnis der Essigstube von ihm übernehmen könne. Er erfuhr von Schmidt, daß Schlosser die Hochzeit sowohl wie die Abreise in aller Stille geschehen lassen wolle und den Schwiegersohn bereits mit großen Spekulationen beauftragt habe, durch deren Verwirklichung er das ansehnliche Vermögen des nimmerfattten Mannes vergrößern helfen solle.

Beireis entfernte sich, um direkt wieder nach Hause zu eilen. Alles, was ihn beunruhigte, ließ bei ihm keinen Aufschub zu, er mußte es so schnell als möglich von sich schieben oder erledigen. Noch am späten Abend saß er am Schreibtische, um an Markus Silberschmidt in Amsterdam zu schreiben: „daß er mit großem Bedauern erfahren habe, wie eine Quantität Ultramarin aus seinem Laboratorium entwendet worden und in den Handel geraten sei, daß aber das Feilbieten desselben schnell ein Ende gefunden habe und die Firma zu Amsterdam nach wie vor die alleinige Verkäuferin dieses köstlichen Farbstoffes geblieben wäre.“

Der nächste Morgen sollte noch einmal seinem mit Geheimnis und Ehre geizenden Charakter eine wohlthätige Genugthuung bringen. Der Kaufmann Brökel ließ sich bei ihm melden.

Mit schlauer Höflichkeit und Unbefangtheit entschuldigte sich derselbe, daß ihn die Witzbegierde hergeführt habe. Ein auswärtiger Geschäftsfreund, sagte er, sei der Lieferant einer blauen Farbe, welche er Ultramarin nenne und durch ihn in den Handel bringe.

Beireis sah den Kaufmann ärgerlich an, bezwang sich aber klug und forderte ihn durch seinen fragenden Blick zu weiterer Mitteilung auf.

„Nun sind“, fuhr Brökel fort, „hier und dort Stimmen laut geworden, welche behaupten, daß diese Farbe nicht echt sei, sondern nachgemacht sein müßte. Darüber wünschte ich nun, mich aufklären zu lassen, denn ich halte sehr empfindlich auf den ehrlichen Namen meiner Firma und auf Reellität aller Waren, die ich führe.“

„Von wem bekommen Sie die blaue Farbe?“ fragte Beireis spitzfindig.

„Hm, hm“, stotterte Brökel, indem er listig lächelnd niedersah, als suche er etwas am Boden, „der Kaufmann hat überall das Prinzip, so wenig über seine Bezugsquellen, als über seine Einnahme zu sprechen. Lassen Sie sich sagen, daß ich nur mit anerkannten Fabrikanten zu tun habe. Da es mir aber darum zu tun ist, die Echtheit dieses Ultramarins zu beweisen und ich Sie um ein öffentliches Zeugnis für den Fall bitten möchte, so erlaube ich mir im voraus ein großes Honorar für Ihre Bemühung zu bestimmen und um gefällige chemische Prüfung der Bestandteile dieser Farbe zu ersuchen.“

Dabei nahm er eine kleine Papierkapsel aus der Westentasche und Beireis öffnete das Dargereichte mit einer schmunzelnden Geringschätzung. „Das nennen Sie Ultramarin?“ fragte er verächtlich beim Besehen und Zerreiben der Masse zwischen den Fingern.

Der Kaufmann horchte verduzt auf. „Betrachten Sie nur den Stoff, er hält Farbe und bleibt sich im Feuer unverändert gleich.“

„Das ist kein Zeichen der Echtheit, es scheint diese Farbe eine ganz gemeine Mischung zu sein.“

Die Miene des Kaufmanns heiterte sich pffiffig auf. „Ei, und woraus besteht die Mischung? Kennen Sie etwa die Bestandteile schon auf den ersten Blick?“

Beireis merkte längst die Schlaueit des Mannes, welcher darauf ausging, das geheime Produkt Schmidts, das ihm dieser nicht mehr liefern wollte, nunmehr unter einem Vorwande analysieren zu lassen und aus den Bestandteilen selbst die Fabrikation nachzuforschen.

„Warum kommen Sie gerade zu mir?“ fragte Beireis aushorchend. „Da sind zum Beispiel die Professoren Crell, Remer, Bartels, welche weit weniger zu tun haben als ich.“

„Ich will Ihnen nur eingestehen, daß ich bei diesen Herren schon gewesen bin; aber sie haben die Farbe für echt, aus reinem pulverisiertem Lasurestein bestehend, erklärt.“

„Nun, daran lassen Sie sich genügen.“

„Da Sie aber, Herr Hofrat, diese Farbe für ein ganz gemeines Gemisch halten, so versichere ich, daß mir, als reellem Manne die Gewißheit der unechten Eigenschaft dieser Farbe wichtiger und lieber ist, als die Täuschung, die ich unwissend damit begehen würde. Darum bitte ich Sie inständigst, diese falschen Bestandteile einer chemischen Untersuchung zu unterwerfen und mir zu nennen.“

Beireis sah den Kaufmann mit einer so pfiffigen Miene an, als ob er dächte: „Du, Spitzhube, möchtest gern die Bestandteile erfahren, um die unechte Farbe auf eigene Hand anfertigen zu können, aber warte, ich will dich anführen.“ Als er den aufmerksam auf ihn achtenden Kaufmann einige Sekunden lang angeblickt hatte, trat er an einen entfernten Tisch zurück und stellte sich, als ob er eine chemische Prüfung vornähme. „Ei, ei!“ rief er mit einem Male; „wie habe ich mich arg auf den ersten Blick täuschen können!“

Der Kaufmann trat schnell näher und horchte in großer Spannung auf; ein breites in die Hand genommenes Pergamentblättchen, zum Notieren der Bestandteile, verschwand schnell in die Tasche.

„Ich erkenne diese Farbe für Ultramarin, das ist genug, denn unechtes Ultramarin gibt es nicht; der gepulverte Lasurestein läßt sich nicht nachahmen, ebensowenig wie Sie keine Zitronen haben können, die nicht auf Bäumen gewachsen wären.“

„Also diese Farbe wäre echt?“ fragte Brökel kleinlaut und sichtbar unbefriedigt.

„Durchaus echt, es kann ja nur eine Art von Ultramarin geben.“

Der Kaufmann zögerte, schien immer noch zu zweifeln und versuchte Einwendungen gegen die Echtheit seines eigenen Handelsartikels vorzubringen, Beireis fertigte ihn aber jetzt kurz ab, wünschte ihm Glück zu seinem Reichtume, da er ja in seinen Ankündigungen von dem Besitze großer Quantitäten gesprochen habe, und mit erzwungener Freundlichkeit und formellem Danke entfernte sich der Kaufmann.

Jetzt war Beireis zu der sicheren Bürgschaft gekommen, daß mit Schmidts plötzlicher Beendigung der Farberei, also durch dessen glücklich gelungene Entfernung auch die Konkurrenz und die Gefahr der Enthüllung des einträglichen Geheimnisses abgewendet sei, er sah mit Befriedigung seine wahrhafte Goldproduktion als sein ausschließliches Eigentum gerettet. Das gab ihm Trost und Ersatz in dieser Zeit mannigfacher anderer Kränkungen und Demütigungen, welche sein Ehrgeiz und die zum Bedürfnis gewordene Sucht nach Bewunderung erdulden mußten.

An einem der letzten schönen Herbsttage gab der Prälat Steinhausen zu Sankt Ludgeri vor Helmstedt ein Scheibenschießen, wie er es jährlich mehreremal zu tun pflegte und wozu viele Professoren der Universität regelmäßig eingeladen wurden. Beireis, welcher sich von jeher auf seine Schießkunst nicht weniger als auf sein Reiten und Fechten zugute getan hatte, war seit Jahren als nächster Freund des Prälaten Steinhausen und des beliebten Paters Marianus, sowie als Arzt des Ludgeriklosters ein Gast bei diesem Scheibenschießen gewesen und hatte dabei immer den Sieg davongetragen, da alle seine Schüsse in das Centrum oder doch in dessen Umgebung gefallen waren. Eben dadurch war er in seiner Meinung von der großen Schießfertigkeit bestärkt worden. Die Sache hatte aber ihren geheimen Grund, der nachgerade in weiteren Kreisen entdeckt oder verraten und gerade dadurch eine Veranlassung mehr wurde, daß man über die Schießkunst, deren sich Beireis selber rühmte, insgeheim lächelte und sie in gleiche Rubrik mit seinen anderer vorgebliebenen Fertigkeiten stellte.

Eine Stunde vor der frühen Nachmittagszeit, zu welcher die Gäste eingeladen waren und das Scheibenschießen seinen Anfang nehmen sollte, ging der Prälat Steinhäuser mit dem Pater Marianus durch den Klostergarten auf den Wiesenplan, wo die Scheibe bereits im Hintergrund aufgepflanzt war. Der Prälat gab dem zum Scheibenwarter bestimmten Klosterdiener, welcher eben von dem Schießstande herkam, noch einige Instruktionen. Dieser sah die beiden geistlichen Herren lächelnd an und fragte mit schalkhaftem Tone: „Soll ich es denn wieder so machen wie früher und immer auf das Zentrum zeigen, wenn der Hofrat Weireis den Schuß getan hat?“

Der Prälat warf dem Pater Marianus einen überredenden Blick zu und antwortete dann schnell dem Scheibenwarter: „Ja, der Hofrat muß auch heute wieder der beste Mann sein, sobald du das bekannte Zeichen siehst, so halte auf schwarz.“ Der Klosterdiener ging fort und die beiden Geistlichen promenierten weiter über die kahle Wiese.

„Sie sind damit nicht einverstanden, lieber Marianus, ich weiß das“, sprach der Prälat, „aber warum sollen wir dem guten Freunde nicht die kleine Befriedigung gewähren? Würde er nicht glauben, vortrefflich geschossen zu haben, so könnte er auch nicht vergnügt sein.“

„Und doch bedarf er der Aufklärung über sich selbst mehr als tausend andere, die nicht den hundertsten Teil seiner Erkenntnis haben.“

„Er bedarf aber der Aufheiterung gerade jetzt, er ist merkwürdig ernst, empfindlich und kritisch geworden, er schilt mehr auf die ganze Welt, als jemals, seitdem die Leute nicht mehr an seine Wunder glauben, seit seine Magie von den Studenten öffentlich preisgegeben wird und alle über ihn als einen Scharlatan herfallen, ist er wirklich in einer niedergedrückten Stimmung, die er vor den Freunden durch einen gewaltsamen Humor voll Bitterkeit, vor den Feinden aber durch eine schneidende Rücksichtslosigkeit im Urteile zu verstecken sucht.“

„Soll man ihn aber in Vorurteilen und falschen Meinungen von sich selbst bestärken? Wird man auch heute nicht über seine Schießfertigkeit spötteln und ihn zum

besten haben? Das tut mir im Herzen leid, da er ein Mann von solidem Wissen und einem guten menschenfreundlichen Herzen ist, dessen edle Anlagen und wirkliche Tugenden verdunkelt werden durch die unglückselige Eitelkeit und Geheimnissucht.“

„Nennen Sie es einen schlaunen auf Bereicherung ausgehenden Egoismus, der aber amüsant wird, wenn er durch Sättigung eine gute Laune erhält. Man ist einmal seit Jahren so daran gewöhnt, ihn in seinen Einbildungen und Anmaßungen zu bestärken und sich darum zu ergözen, daß ich nicht wußte, wie man ihn anders zu befriedigen vermöchte.“

„Fragen Sie“, erwiderte Marianus, „vier Menschen von Bildung über Beireis, so werden alle vier ganz verschiedene Urteile über ihn fällen. Der eine nennt ihn einen Wundermann, der andere einen Scharlatan, der dritte einen gediegenen, gründlichen Forscher und Gelehrten, der Vierte einen Polyhistor. Aber niemals hatte ein Mann weniger Ursache, Scharlatan zu sein und nie gab es einen Scharlatan bei so viel reellem Fond. Deshalb war er bis auf diese Stunde seinen nächsten Nachbarn in Helmstedt ebenso rätselhaft und unerklärlich geblieben, wie den durchreisenden Fremden, die seinen Wunderruf in alle Länder verbreitet haben. Er ist durch seinen Fleiß als Lehrer ein Muster, in allem Uebrigen aber ein Original; Bequemlichkeiten des Lebens kennt sein abgehärteter Körper nicht, geizig ist er nur in seinem reichen Wissen und rücksichtslos in der Selbstsucht. Es tat mir jedesmal wehe, wenn ich ihn verkannt und gehaßt sah, und daß ein solcher Mann durch den Namen eines Scharlatans hindurch gehen muß, um erst einmal in der Läuterung durch die spätere Zeit in seinen wahren Verdiensten anerkannt zu werden. Es ist mein fester Voratz, bei nächster Gelegenheit mich offen gegen ihn auszusprechen.“

„Wie steht er denn gegenwärtig zu seinen Kollegen und der Studentenschaft? Die katholische Bevölkerung unserer Gegend findet immer noch Wohlgefallen an seinen Wundertaten und bleibt bei dem Glauben an seine Teufelsbündnerei.“

„Wir können uns, als aufgeklärte Geistliche, die wir uns nicht weigern, hussitische Prediger heimlich in unserem Kloster zu beherbergen und mit einem Viatikum weiterziehen zu lassen, unter vier Augen eingestehen, daß dieses Wohlgefallen des Wundergläubigen gerade keine Empfehlung für einen öffentlichen Lehrer der Naturwissenschaften abgibt, für einen Mann, der jedenfalls durch sein Forschen innere chemische und physikalische Kräfte der Natur und deren gesetzliche Anwendung auf das Leben kennen gelernt hat und eben dadurch imstande wäre wie kein anderer, das Wunder aufzuklären, aber es vorzieht, seine Kenntnisse als Wunder auszugeben. Doch, wir brauchen nicht weiter über diesen Punkt zu sprechen.“

Als ob der Prälat gar nichts von den eben geredeten Worten des Pater Marianus gehört hätte, wiederholte er mit einer ernstlichen Gile seine frühere Frage: „Wie steht Beireis denn zu Kollegen und Studenten?“

„Nicht nach seinem Wunsche“, antwortete Marianus mit der ihm eigenen sanften Ruhe, „das Werk von Wiegleb hat seinen Nimbus des Wunderbaren, seinen Ruf als Schwarzkünstler, plötzlich zerstört; die aufklärende Partei, an deren Spitze der protestantische Theologe Abt Henke steht, hat nicht verfehlt, durch Lehrvortrag und Verbreitung der Wiegleb'schen Schrift nicht allein die Studenten, sondern auch die Bürger aufzuklären, die Studenten geben sogar unter sich und nun auch öffentlich vor dem Volke Vorstellungen aus Wiegleb's natürlicher Magie, jedermann sucht sie nachzuahmen; macht Beireis in seinem Auditorium chemische oder physikalische Experimente, dann fordern die Zuhörer sofort die Erklärung, und wenn er zögert, geben sie ihm diese sogleich selbst oder zittern den Wiegleb; dieser Name ist ihm so verhaßt geworden, daß er augenblicklich Gift und Galle wird, wenn er ihn nur aussprechen hört. Die kürzliche angebliche Aufklärung des Goldmachens hat die Studenten, nachdem sie in der ersten Täuschung daran geglaubt und lange erfolglos Geld und Zeit darauf verwendet hatten, vollends aufgebracht, zumal Wiegleb, der jedenfalls von Helmsstedt aus Winke bekommen haben wird, in der

neuesten Fortsetzung seines Werkes das Goldmachen für eine absolute Unmöglichkeit, für Betrug und lächerliche Unwissenheit erklärt hat. Die Kollegien unseres Beireis sind seit Wochen nur spärlich besucht, das ist er nicht gewohnt und seine üble Stimmung wächst dabei.“

„Hm, man sollte jedem Menschen seine glückliche Täuschung lassen“, meinte der Prälat, und indem er sich umsah, setzte er schnell hinzu: „doch da sind ja schon Gäste angekommen, es ist auch Zeit zum Beginnen, da es früh dunkel wird. Wenn Beireis kommt, so soll er heute durch die Täuschung einmal seines Lebens wieder froh werden.“

Die beiden Geistlichen kehrten über die Wiese wieder zurück nach dem Klostergarten, wo ihnen der Bürgermeister Fein und der Konrektor Georgy entgegenkamen und weiter zurück der Tribunalrichter Werneburg aus Heiligenstadt, als fremder Besucher, mit mehreren Professoren nachfolgte.

Als die Herren ein erwärmendes Getränk im Saale des Klosters eingenommen hatten und eben im Begriffe waren, ihren Weg nach dem Schießstande anzutreten, wobei sie sich mit ihren Gewehren beschäftigten, gewahrte Marianus, dessen Blicke öfters nach dem Eingange des Klosterhofes gespäht hatten, den Hofrat Beireis, welcher sich anzustrengen schien, aus der Ferne die Personen im Garten zu erkennen. Der Vater eilte sogleich auf ihn zu, freute sich, daß er gekommen sei und mußte ihm die Professoren nennen, welche bereits zugegen waren. Erst als Beireis erfuhr, daß er keine Kollegen treffen würde, mit denen er im offenen Streite lebte, trat er in den Garten ein und wurde auf heitere Weise willkommen geheissen. „Da ist der Matador, welcher uns um die Ehre des Schusses bringt!“ rief der Bürgermeister. „Er schießt mit Freikugeln!“ lachte ein anderer. Beireis erschien abfichtlich wohlgelaunt und antwortete, indem er die Neckenden scharf ansah: „Ein gutes Auge, meine Herren, eine sichere Haltung, ein bekanntes Gewehr, günstiger Wind und eine nicht zu ferne Scheibe, was wollen sie mehr?“

Es hätte seine Eitelkeit nicht zugegeben, selbst wenn er sich gedrückt gefühlt haben würde, vor fremden Per-

sonen anders zu erscheinen, als völlig zufrieden. Gerade in dieser Zeit, wo man ihn von allen Seiten seines Ruhmes und Wunderscheinens zu entkleiden bemüht war, stellte er sich, als erreiche ihn dies alles nicht und als blicke er auf ein Gewürm herab, das nur seine Sohle berührt habe. Sein äußeres Ansehen war aber doch sichtlich leidend, seine Haltung gebückter, seine Gesichtszüge erschienen blasser und von einer nervösen Reizbarkeit durchzogen. Marianus merkte es dem vertrauten Freunde an, daß dessen Heiterkeit nur eine angenommene war.

Das Scheibenschießen hatte seinen Anfang genommen; noch war kein Schuß in die mittleren Ringe der Scheibe gefallen; jetzt kam die Reihe an Veireis; er zielte mit einer stolzen Gewißheit, das Gewehr knallte, der Scheibenwärtter zeigte auf das Zentrum, ein fröhliches Beifallklatschen und eine wilde Ehrenbezeugung begleitete Veireis vom Schießstande nach dem Tische zurück, wo er sein Gewehr niederlegte. Er wurde mit vielen Fragen bestürmt „Wie machen Sie das?“ „Wie hoch nehmen Sie das Korn?“ „Wie schneiden Sie den Wind?“ „Wie machen Sie die Ladung?“ Man lobte mit zunehmender neckischer Dreistigkeit seine Talente als Schütze und als durch die gezollte Bewunderung die schwache und empfindliche Seite des Veireis, seine Eitelkeit, angeregt worden war, ließ er sich hinreißen, von den großen Jagden in Dessau zu erzählen, wo er auf einem Treibjagen vorteilhaft angestellt und so eifrig geschossen habe, daß zwei Jäger, welche zu seiner Bedienung zur Hand gewesen waren, genug zu tun gehabt hatten, seine beiden Doppelgewehre stets schußfertig zu halten. „Und das kann ich ihnen versichern“, rief er in ruhmrednerischer Leidenschaftlichkeit aus, „was ich sah, das fehlte ich auch nicht und ich verließ das Feld mit Ehren und vom Fürsten ruhmgekrönt.“

„So wird es auch heute wieder vor dieser Scheibe gehen“, lachte der Prälat und die übrigen Gäste plinkerten sich verstoßen mit den Augen zu.

„Nun, das beweise ich in der Tat, ich parierte, daß jeder Schuß ins Schwarze treffen soll.“

Da die anderen überzeugt wurden, daß Veireis die mit ihm getriebene Neckerei nicht merkte, indem er schon wieder eine bereits mehrfach erzählte Geschichte von seiner merkwürdigen Büchse begonnen hatte, die ihm niemand glaubte, wenn er behauptete, daß jenes Gewehr ein Trabant Gustav Adolphs geführt habe und auf fünfhundert Schritte immer sicher auf den Zielfleck, bei näherer Distanz aber jederzeit darüber wegschieße, so entstand bald ein völliges zum Bestenhaben des eingebildeten Schützen, dessen Stolz auf die eigene Geschicklichkeit mit jedem Schusse wuchs, da alle in das Zentrum trafen.

Der Prälat ergözte sich mit seinen Gästen daran, Marianus aber betrachtete den Freund mit innigem Bedauern und fühlte ebensowohl Mitleid wie Unwillen über diese Selbsterniedrigung eines sonst achtungswerten und verdienstvollen Mannes. Er konnte diese Neckerei und Ironie des Schmeichelns und Anstaunens nicht lange anhören, sondern ging durch den Klostergarten einsam spazieren und sann darüber nach, wie er den Freund so bald als möglich zu einer vertraulichen Zwiesprache und einem ernstern, rücksichtslosen Geständnisse, von der Gesellschaft zu entfernen vermöge. So oft er das Beifallklatschen und neckische Bravorufen nach einem Veireis'schen Schusse durch den Garten schallen hörte, blieb er verdrießlich stehen und überlegte, ob er ihn gleich abrufen oder eine spätere Gelegenheit abwarten solle.

Es war schon die Dämmerung wie ein durchsichtiger Rauch in der Ferne sichtbar, als das Schießen aufhörte, da man die Scheibe nicht mehr scharf genug erkennen konnte. Der Prälat lud seine Gäste zu einem Abendbrote ein, wobei der Wein die Hauptrolle spielte, und Marianus eilte auf die langsam den Schießstand verlassenden Männer zu. Da Veireis es nie liebte, an einer zechenden Gesellschaft teilzunehmen, vielmehr immer, wo es nur irgend thunlich war, unter irgend einem Vorwande sich zu entfernen pflegte, so machte er auch jetzt, als man von der fröhlichen Aussicht des bekannten, wohlbesetzten Prälatentisches sprach, Wiene, davonzugehen.

„Ei was, Sie müssen bleiben“, riefen mehrere, welche den Gegenstand ihrer bisherigen Heiterkeit so schnell nicht

müssen wollten, der Prälat selbst ermunterte ihn zum Bleiben, doch konnten alle ferneren Einladungen nicht gegen die entschiedene Aeußerung des Hofrates geltend gemacht werden, daß er in die Stadt zurückkehren und Kranke besuchen müsse. Man verabschiedete sich von ihm in scherzender Weise, überhäufte ihn nochmals mit Lobeserhebungen wegen seiner Schießfertigkeit, welche er mit Selbstgefälligkeit hinnahm und Marianus erbot sich, ihn ein Strecke zu begleiten.

„Es sind ein paar Grübler,“ meinte der Prälat, „wahrscheinlich hat der Vater Marianus wieder eine neue Maschine erdacht und will den Universalkopf um Rat fragen.“

Die Gesellschaft ging in das Klostergebäude und lachte sich unverhohlen über den Spaß aus, welchen sie wieder mit Beireis getrieben hatten, während dieser sehr bald in eine ernstere Unterhaltung gebracht worden war.

Marianus hatte viel auf dem Herzen. Ein dämmender, ruhiger Herbstabend, ein stiller Weg paßten vollkommen zu seinen Gefühlen und Absichten.

„Laßt uns, lieber Freund, noch einen kleinen Umgang durch das Feld nehmen“, begann er ernst und doch in milder Weise, „Ihr seid heute wieder recht vergnügt gewesen, ohne an die Verdrießlichkeiten zu denken, die Eure Widersacher Euch bereiten.“

„Ei ja, man wird einmal angenehm zerstreut, wenn man sieht, daß man doch noch mit manchen Dingen fertig wird.“

„Das habt Ihr dem Prälaten zu danken, er hat Euch erheitern wollen. Er hat dazu ein erlaubtes Mittel gebraucht.“

Beireis blieb stehen und strengte sich an, in der Abenddämmerung die Gesichtsmiene seines Freundes genau zu erkennen.

„Und doch gestehe ich ein, lieber Freund, daß mir Eure Freude unerträglich geworden ist, und mich zu einem einsamen Spaziergange fortgetrieben hat.“

„Marianus, was wollt Ihr damit sagen?“

„Ich kann mich jedesmal beunruhigt fühlen, wenn ein Mann von Eurem Geiste noch Täuschung und Wirklich-

keit miteinander vermischt und nicht wieder zu trennen weiß.“

„Nun? Habt Ihr mit Eurem mechanischen Kopfe schon wieder eine zu schnelle Bewegung in dem Uhrwerke meines raschen Lebens entdeckt und möchtet die Zeiger wieder zurückstellen?“

Der Vater sah ihn mit einer bemitleidenden Würde an und faßte seine Hand. „Beireis, Ihr habt wieder geschienen, was Ihr nicht wart, Ihr seid wieder Gegenstand eines falschen Ruhmes geworden. Wenn es die anderen Gäste erfahren würden, daß Ihr Euch über eine Täuschung gefreut, für eine Unwahrheit eitlen Ruhm empfangen hättet . . .“

„Aber zum Henker, was wollt Ihr denn?“ unterbrach Beireis, indem er die Hand ergriff und mit dem Fuße stampfte.

„Ihr seid kein geübter Schütze —“

„Haha! Soll ich Euch an die Scheibe führen?“

„Gebt mir Euer Wort der Verschwiegenheit über das, was ich verraten muß, um Euch vor dem Lächerlichen zu bewahren.“

„Ich begreife Euch nicht. In Gottes Namen, da habt Ihr meine Hand.“

„Weil Eure Freunde recht gut wissen, daß Ihr auf besondere Vorzüge und Fertigkeiten Ansprüche macht, deren Anerkennung Euch heiter stimmt, so hat auch der Prälat ein Mittel gebraucht, um Eure Fröhlichkeit zu wecken. Der Scheibenwarter ist angewiesen gewesen, diesmal und auch bei früheren Gelegenheiten, jeden Eurer Schüsse als einen der besten anzuzeigen.“

„Das ist nicht wahr, ich verstehe zu schießen. Diese Aufmerksamkeit hätte der Prälat nicht nötig gehabt.“

„Nieber Beireis. Da wir einmal unbelauscht sind, so laßt mich meine Gedanken und Empfindungen, die ich schon lange in mir trage, vor Euch ausschütten. Ich hatte es für eine Pflicht des treuen Freundes, nicht länger mit der Sorge zurückzuhalten, womit mich Eure Lage erfüllt. Ihr könnt nicht leugnen, daß Ihr eine große, nachhaltige Niederlage erlitten habt, daß die Zeit Euch überholt und gerichtet hat.“

„Marianus, wie könnten die Umtriebe einiger neidischer Kollegen auf mich Einfluß ausüben? Darüber lache ich. Der Name Beireis steht so fest, wie der Name des Sternes Arkturus dort vor uns am Himmel.“

„Und doch wollt Ihr nicht das ruhige, ewige Licht des Sternes sein, sondern nur ein Meteor, der zwar den Stern zeitweise überstrahlt, aber bald verlöscht und verschwindet.“

„Glaubt Ihr etwa auch an die Freigeister? Haha! Studiert wohl gar den naseweisen Herrn Wiegleb?“

Marianus fühlte sich von der schneidenden Kälte dieser Frage ergriffen. Indem er die Hand auf des Begleiters Schultern legte und seinen Fortgang aufhielt, sah er ihn bittend an und wies auf die in der Abenddämmerung vor ihnen liegende Stadt. „O! Könntet Ihr hören, wie oft der Name Beireis auf jenem engen Raume im guten und im bösen ausgesprochen wird. Es ist nur ein kleiner Raum und doch ist das hier ertönende Urteil über Euch der Grundton, welcher durch die spätere Nachwelt einst wiederhallen und Euer geschichtliches Gerächt bestimmen wird.“

„Nun? Und wozu dies alles?“

„Es tut mir leid, daß Ihr verkannt werdet in Eurem wahren Werte und daß Ihr Anerkennung sucht in dem, was Ihr nicht seid. Beireis, laßt alles Scheinwerk von Euch fallen, werft die Masken des Uebernatürlichen von Euch ab, ehe Ihr die größere Demütigung ertragen müßt, daß die Zeitwellen, welche bereits gegen Euch aufwogen, alles Falsche gewaltsam von Euch abspülen.“

„In des Henkers Namen!“ rief Beireis in Aufwallung, „es läßt sich gut Moral predigen, wenn man selber ganz ohne Leidenschaft ist. Ich bin aber ein lebhafterer Charakter und finde am Gewöhnlichen keinen Reiz.“

„Nein, Beireis, meine Absicht ist nicht, Euch zu hofmeistern, ich will Euch warnen und zur Besonnenheit ermahnen, eben weil ich Euer aufrichtiger Freund bin.“

„Und weil der Kerl, der Wiegleb, ein „inutile pondus terrae,“ ein albernes, vorlautes Buch herausgegeben hat, darum seid Ihr in Sorgen um mich? Hahaha! Den Beireis sollen sie wohl stehen lassen!“

„Hand aufs Herz. Verstellt Euch nicht gegen den nächsten Freund. Gesteht ein, daß dieses Buch eine große Wirkung auf Studentenschaft und Volk gemacht, daß es Euch bloßstellt und Euer Gemüt bedeutend beunruhigt hat.“

„Beunruhigt? Nun ja, in derselben Weise, wie es einen Menschen ärgert, wenn er sich bestohlen sieht.“

„Da ich Euch für zu gut halte, um gegen mich zu heucheln, so muß ich annehmen, daß Ihr immer noch blind gegen Euch selbst und die Zeit seid.“

„Immer besser. Sahaha! Wer seiner Zeit fünfzig Jahre voraus ist, soll im Dunkeln so weit fortgetappt sein!“

„Und doch hat Euch die Zeit wieder eingeholt, weil Ihr gegen ihren eigenen Fortschritt blind waret. Hört mich ruhig an. O, möchte dieser Abendspaziergang nicht ohne Nachwirkung auf Euer Gemüt und Eure Besonnenheit sein!“

„Aber was wollt Ihr denn eigentlich?“

„Euren Namen für die Nachwelt reinigen und retten, Eure Zufriedenheit auf ein wahrhaftes Selbstbewußtsein gründen und Euer Gewissen beruhigen helfen!“ Diese Worte sprach Marianus mit solcher feierlichen Betonung und edlen Würde, daß Beireis ihn stutzig ansah und seinen Arm ergriff, um ihn denselben Weg, den sie gekommen waren, wieder zurückzuführen.

„Ihr glaubt also auch an die Siege meiner Feinde?“ fragte er hastig.

„Nur soweit sie mit der Zeit gegangen sind, haben sie Euch überholt.“

„Hm, das klingt in dem Munde eines katholischen Mönches fast wie Ironie.“

„Aber der Freund und natürliche Mensch redet jetzt mit Euch,“ erwiderte Marianus eifrig, „Ihr habt gegen die Zeit und Wahrheit gesündigt, das rächt sich an Euch. Ich weiß, daß Ihr das Gefühl der Demütigung empfindet und Euch nur schämt, es einzugestehen.“

Beireis schwieg.

„Ihr habt angestaunt sein wollen, der eitle Ruf des Wundermannes war Euch ein angenehmer Reiz zum Leben

und zur Arbeit, alles, was Ihr geleistet habt, geschah nur im Interesse Eurer selbst — und das ist eine Sünde.“

„Das eigene Interesse ist in der ganzen Menschheit von jeher der Hebel aller großen und kleinen Handlungen gewesen, wie in der Natur der Selbsterhaltungstrieb jegliche Erscheinung beherrscht.“

„In der geistigen Welt soll der einzelne stets dem allgemeinen dienen, jeder soll sein Sandhorn zum Aufbau der Entwicklung unseres Geschlechts beitragen, wer nur für sich selbst sorgt, der wird früher oder später vom Lebensstrom der Geschichte gewalttham niedergerissen oder vorüberrollend an das dürre Ufer geworfen.“

„Das findet auf mich doch keine Anwendung, auf meinem Ratheder stehe ich mitten in der Werkstatt der menschlichen Bildung,“ sprach Beireis mit einer Ruhe, die auf stilles Nachdenken schließen ließ.

„Freund, Ihr habt der Selbstsucht gedient, laßt mich ausreden, ereifert Euch nicht, ich weiß, daß Ihr doch im stillen leidet und eine Unbehaglichkeit empfindet, wenn Ihr die Tatsachen nicht weglegen könnt. Um den Adepten zu spielen, habt Ihr den Aberglauben begünstigt, den zu bekämpfen die protestantischen Lehrer als eine Zeitaufgabe betrachten. Ihr habt das Wunder gelehrt, während die Wissenschaft durch Auffindung unveränderlicher Weltgesetze alles Uebernatürliche aufklärt. Ihr habt Geheimnisse zu bewahren gesucht, welche . . .“

„Ja, welche mir gestohlen sind!“ fiel Beireis ärgerlich ein.

„Rein,“ erwiderte Marianus entschieden, „die fortschreitende Wissenschaft hat sie enthüllt. Das ist gerade die Blindheit, die ich Euch vorhin vorwarf. Ihr habt durch Forschen und glücklichen Verstand Naturgesetze und Prozesse kennengelernt, welche die Wissenschaft nicht kannte, aber anstatt das Entdeckte zum Gemeingut der Wissenschaft zu machen und diese dadurch zu fördern, habt Ihr ein Geheimnis daraus gemacht, es ein Wunder genannt und dem eigenen Vortheile untergeordnet. Da Ihr der Ueberzeugung lebtet, mehr zu wissen als die Zeitgenossen, so habt Ihr von jeher die Wissenschaft anderer verachtet, Euch nicht die Mühe gegeben, dieselbe kennen-

zulernen, deshalb von ihren Fortschritten nichts erfahren und, was bei jedem isolierten Wissen der Fall ist, Ihr seid selbst nicht weiter gekommen. Während Ihr noch in dem Wahne lebtet, Eurer Zeit um ein halbes Jahrhundert voraus zu sein, da ist unterdessen die Wissenschaft ohne Aufsehen neben Euch weiter und allmählich Euch vorausgeschritten und plötzlich müßt Ihr erfahren, daß Eure vermeintlichen Geheimnisse in allen Büchern und Händen sind — und das nennt Ihr nun gestohlen.“

„Machen die Leute etwa auch schon Gold?“ fragte Beireis spitzfindig.

„Sie wissen wenigstens, daß es unmöglich ist, Gold zu machen und diese Eure stille Erwerbsquelle aus einem anderen, natürlichen Boden entspringen muß. Eure Opposition gegen die Enthüllungen der Wissenschaft aber macht Euch jetzt nur lachende Feinde. Eure Ruhmrederei des besonderen Wissens und die oft gehörte Aeußerung, daß Ihr auf jegliche Fragen aus allen Gebieten der Erkenntnis Antwort und Aufschluß zu geben vermögt, hat Mißtrauen gegen Eure wahren Schätze des Wissens erweckt und man erkennt auch vielfach das Vortreffliche in Euch. Das betrübt mich, wahrhaftig Beireis, ich liebe und achte Euch, aber nicht alle wissen das Echte vom Unechten zu unterscheiden oder sind nicht liebreich und willig genug, den soliden Kern vom Scheine zu trennen und das Falsche zu übersehen.“

Beireis schwieg eine Weile. Es herrschte eine feierliche Dämmerung über dem Felde, wo die beiden Freunde wandelten. Plötzlich sprach er kleinlaut und in der Absicht einer Verteidigung: „Mundus vult decipi — ergo ...“ Hier stockte er wieder und fuhr mit erhobener Stimme fort: „Ich habe Euch ausreden lassen, Marianus, Ihr stellt die Begriffsfähigkeit und das Wissen der Leute viel zu hoch. Ihr seht die Welt aus Eurer Klosterzelle an, wo Ihr, gleich mir, an der Natur und ihren Kräften arbeitet, aber das Volk ist so weit zurück, daß ich die Bewunderung fordern kann; huldigt mir nicht seit vielen Jahren das Staunen der Menge und der Jubrang der vornehmen Welt?“

„Alles hat seine Zeit, macht Euch nur mit dem Wissenszustande anderer Physiker, Chemiker und Aerzte bekannt. Die Zeit hat Euch überholt. Wiegleb hat Eure Magie den Leuten preisgegeben, seht Euch vor, daß Ihr in der Medizin Euren Ruf bewahrt.“

Der Widerspruch des Hofrates wurde immer milder. Er hörte nur noch zerstreut zu, da er an die Ereignisse der letzten Zeit dachte. Als Marianus ihn in der Nähe des Stadtttores verlassen und seinen Rückweg nach St. Ludgeri angetreten hatte, schritt Beireis still und nachdenklich in die Stadt. Die Straßen waren menschenleer und düster, nur vom Markte her erscholl lauter Gesang und die Luft schien erleuchtet. Beireis mußte über den Markt und schlich, als er in der Mitte desselben die Studenten bei Laternen erblickte, ganz gegen seine Gewohnheit, dicht an den Häusern vorüber.

Da der Abend nicht herbstkalt war, so hatten die Studenten, um den Geburtstag ihres Seniors, Kaspar Witte, genannt Simson, zu feiern und weil der Raum des Ducksteinkellers zu eng war, die Tische, Bänke und Schemel mitten auf den Markt gebracht, wo ein großes Faß lag, aus welchem der Duckstein gezapft wurde. Man hatte Laternen bei zunehmender Dämmerung angezündet und trank lustig, wobei der Zuruf: „Aufs Wohl, Herr Bruder!“ wechselnd mit Gesang ertönte und Degen oder dreieckige Hüte geschwenkt wurden. „Simson! Du sollst leben!“ erscholl es ausgelassen, als Beireis eben die Ecke des Marktplazes erreichte, und sogleich riefen mehrere Stimmen: „Das Lied! Das Simsonlied! Bruder von Bernstorff, fange du es an, du hast es ja aus Mecklenburg mit nach Elm-Athen gebracht!“ und es erscholl weit durch die dunkle Stadt das Lied:

Simson, der dreihundert Füchsen ihre Schwänze abgebrannt,
Und mit einem Efelknochen tausend Feinde überwand,
Ward durch ein Philistermädchen, durch die Delila, gekürzt,
Als sie ihm in ihrem Schoße Haar und Locken abgekürzt.
Ist's dem Helden so ergangen, o, was wird nicht hier geschehn?
Da ja oft um einen Burschen zehn Philistertöchter stehn!

Raum war das Lied bis so weit gesungen, als ein Student auf den Tisch sprang, den kleinen Dreimaßler

abnahm, den Degen zog und seine Perücke auf dessen Spitze hing, indem er deklamierte:

Weil einst von Simsons Haupte ein Weib die Haare raubte,
Ging seine Kraft zu Ende. Damit nun Weiberhände
Uns jetzt nicht mehr berücken, so tragen wir Perücken.

Dieser Ausdruck jugendlichen Mutwillens machte auf Beireis einen zerschneidenden Eindruck; seine Stimme war zu reizbar, seine Gedanken beschäftigten sich mit dem grell in der Seele widerhallenden Worte des Marianus: „Die Zeit hat Euch überholt!“ Er schlich hastiger an der Häuserreihe vorüber.

Da rief ein Student: „Wir wollen das neue Lied von Gellert singen. Stimmt an, Brüder!“ und alsbald erscholl in fröhlicher Sangesweise:

Man sieht und staunt, kein Kluger kann es wehren.
Ein Ding mag noch so närrisch sein,
Es sei nur neu, dann nimmt's die Leute ein,
D'rauf kommt die Zeit und denkt an ihre Pflicht,
Denn sie versteht, die Narren zu bekehren,
Sie mögen wollen oder nicht.

Beireis horchte, blieb unwillkürlich stehen und eilte um so rascher weiter, als er die Worte verstand: „Es kommt die Zeit und denkt an ihre Pflicht!“ Es klang seinem gereizten Ohr wie ein Hohnlachen der Jugend, er glaubte sich mit seinen heimlichsten und quälendsten Gedanken verraten zu haben. Mürrischer als jemals erreichte er sein Haus und er konnte die Worte nicht aus seiner Seele bannen, welche Marianus tief in sie eingegraben hatte.

Seit jener ernststen Unterhaltung auf dem dämmerigen Herbstfelde war in Beireis eine merkliche Veränderung vorgegangen. Er erschien ruhiger, in sich gekehrter, die Ruhmredereien hörte man seltener von ihm und dann nur in Augenblicken angeregter Leidenschaft. Oft mußten ihm seine Zuhörer die Worte ablauschen und sein Vortrag hatte eine große Sanftheit und Ruhe gewonnen. Es schien, als ob er auf diesem Wege die Zuneigung der Studierenden wiedergewinnen wollte, die er durch ruhm-

redige Selbstgenügsamkeit und verhöhnenden Stolz zu erzwingen gesucht, aber verscherzt hatte. Auch diejenigen Studenten, welche früher mit Spott und Bitterkeit über ihn geurtheilt hatten, gewannen ihn jetzt allmählich lieb und achteten ihn, wäre es auch nur der väterlichen Güte wegen gewesen, welche er selbst dem jüngsten und unerfahrensten Studenten erwies. Hiermit hörte dann auch allmählich die feindselige Stimmung seiner Kollegen auf, da er nicht mehr beleidigte und nach und nach seine heftigsten Gegner an andere Hochschulen berufen wurden. Es fand immer offener eine Annäherung statt, die vorzüglich von Crell, Pott, Klügel und vielen vornehmen Beamten der Stadt vermittelt wurde und mit dem zunehmenden Erblichen und Erlöschen seines Wunderseines wuchs im stillen die Liebe und der Frieden in seinem inneren und äußeren Leben.

Im geheimen Laboratorium fertigte er nach wie vor Ultramarin an, aber es redete niemand mehr davon, da er selbst nicht mehr vom Goldmachen sprach. Das Geheimnis der Bereitung dieser kostbaren Farbe wurde aber noch kurz vor seinem Ende von der Wissenschaft entdeckt, ohne daß Schmidt hätte ein Verräther zu werden brauchen. Dieser hatte sein Gretchen geheiratet und in Petersburg unter der besonderen Gunst der Kaiserin Katharina eine hohe Würde im Staate erhalten. Aus Dankbarkeit gegen seinen berühmten Lehrer und es gern vergessend, daß er sein Glück nur dem Eigennuß desselben zuzuschreiben habe, hatte er noch vor dem nächsten Winter einen kostbaren Zobelpelz an Beireis geschickt, den dieser denn auch bis in sein Greifenalter hinein bei kaltem Wetter zu tragen pflegte. Die Bewunderung, welche Beireis so viele Jahre lang und namentlich in der Periode seiner Kraft und Rüstigkeit für seine Person in Anspruch genommen hatte, forderte er im späteren Lebensalter für die großen Sammlungen und Seltenheiten, welche er in seinem Hause bewahrte, und hier zollte ihm jeder die Anerkennung, die jene Kostbarkeiten und der Sammlerfleiß des Eigentümers verdienten, und deren Tribut der Bewunderung noch den Greis stolz und jederzeit zum Vorzeigen bereitwillig machten.

In diesem Frieden mit sich und der Welt durchlebte er eine lange Reihe höherer Lebensjahre und das Schicksal vergönnte ihm das Glück, als achtzigjähriger Greis noch den 29. Mai 1809 als den Jubeltag seiner fünfzigjährigen Amtsführung als Lehrer der Universität Helmstedt feiern zu können. Mehrere der früheren Professoren waren unterdessen an andere Hochschulen berufen oder gestorben, wie Henke, Haebelin, Eisenhard, einige seiner ehemaligen Schüler waren bereits wieder Lehrer geworden, die zurückgebliebenen älteren Kollegen waren versöhnt, die Eigenheiten des Greises wurden mit Duldung ertragen und so geschah es, daß Beireis im Kreise sämtlicher Familien der Helmstedter Professoren und vornehmsten Einwohner sein Jubiläum feierte. Am Abend dieses Waidtages versammelten sich alle Studierenden zu einem feierlichen Umzuge, mit welchem sie ihm ein Lebehoch brachten; ein Gedicht, welches die jugendliche Begeisterung eines Studenten diktiert hatte, verherrlichte ihn und seine Verdienste, und ein heiterer Kreis seiner Kollegen und Freunde umgab ihn bis in die späte Nacht.

Es war ein Jubel- und ein Abschiedsfest seines Lebens. Nur wenige Sommermonate waren ihm noch vom Schicksal vergönnt. In der Mitte des Septembers brach in Helmstedt abermals die bösartige Ruhr aus, welcher er früher als Arzt so manches Opfer zu entreißen gewußt hatte, sie ergriff ihn diesmal selbst und er unterlag ihr am 18. September 1809.

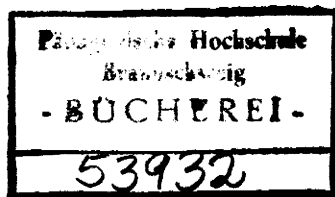
Noch in demselben Jahre wurde durch die Ereignisse der Welt auch die alte Julia Carolina, Helmstedts Ruhm und Glanz, für immer aufgehoben.

Heinrich Schmidt verließ die russischen Dienste nicht wieder. Er war dort heimisch geworden und mit seiner Gattin nur einmal nach Helmstedt zum Besuch gekommen, als Schlosser einige Jahre vor Beireis Tode von dieser Welt abgerufen wurde. Die Schnellfabrikation des Effigs hörte auf, da Schmidt sich nicht damit befassen konnte und Beireis zur Fortsetzung dieses Geschäftes zu alt geworden war. Er hatte es aber nicht über sich bringen

können, das Geheimnis einem anderen mitzuteilen, es blieb so lange ein Geheimnis, bis in späteren Zeiten die Wissenschaft es von neuem entdeckte und für die Welt nutzbar machte.

Verödet sind seitdem die akademischen Plätze Helmstedts, verstummt ist das lateinische Wort im Juleum, verstorben, die von den Lehrstühlen des berühmten „Elm-Athen“ herab Weisheit hörten — die Stadt selbst zehrt nur von der Erinnerung ihrer einstigen Bedeutung.

Ende.



Neu herausgegeben aus Anlaß des
200. Geburtstages des Prof. Veireis

13. 10. 78

20 10

43 0 0

